This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

√ 49. d. 18.

Die Hamletsage

an und mit verwandten Sagen erläutert.

Ein Beitrag

zum Verständniß nordisch-deutscher Sagendichtung.

Von

Dr. Adolf Zinzow,
Direktor des Gymnasiums in Pyritz.

Halle,
Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.
1877.

Alle gesetzlichen Rechte sind vorbehalten.

Seinem verehrten Freunde

Herrn Professor Dr. G. Kramer,

Direktor der Franckeschen Stiftungen,

in herzlicher Liebe und Dankbarkeit

gewidmet

vom Verfasser.

Vorrede.

Wenn der geistvolle Picus von Mirandola mit Recht für die Philosophie das Suchen, für den Christenglauben das Besitzen der Wahrheit in Anspruch nahm, so war es ein unbewußter philosophischer Zug des Menschengeistes, der namentlich die indogermanischen Völker, im engen Anschluß an ihre frühste Seßhaftigkeit und Gesittung, zur Gestaltung der Götterſage geführt hat. Es war die erste freie Bethätigung des dem Menschen eigenthümlichen Gottesbewußtseins, von welchem Paulus später auf dem Areopag zu den mit Schulweisheit aller Art gesättigten Athenern sprach: *ζητεῖν τὸν κύριον, εἰ ἄραγε ψηλαφήσειαν αὐτὸν καὶ εὕροιεν.* Denn eben dies tastende Suchen nach dem im göttlichen Walten der Natur geoffenbarten Gott ist als ein treuer Begleiter und klarer Spiegel der fortschreitenden geistigen Entwickelung der wichtigsten Culturvölker in immer neuen Formen vorzüglich in den mannigfaltigsten Götterſagen niedergelegt. In solchem Licht betrachtet, erscheint dann jeder Volksmythus als eine gehaltreiche, sinnvolle Dichtung des nach Wahrheit verlangenden, der Wahrheit selbst, meist freilich mit dem Schicksal des Ixion, nachstrebenden Volksgeistes. Ja, was aller Weltweisheit oft verborgen blieb, das fühlte lebhaft und erfaßte nicht selten wie mit instinctiver Intuition die ebenso zart und innig, als kühn und gewaltig schaffende Kindesphantasie der begabteren Völker, wenn wir uns nur die Mühe geben,

ihre geheimnißvolle Bilderſprache zu verſtehen, in den tiefern Sinn und Grund dieſer unmittelbarſten, urſprünglichſten Volksdichtung einzudringen.

Die große, herrliche Gottesnatur, wie ſie mit ihrem reichen, wechſelvollen, wunderbaren Leben den Menſchen umgiebt, war von jeher im Weſentlichen aller Orten dieſelbe. Ebenſo war auch der Menſchengeiſt mit ſeinem Vermögen und Verlangen, Gott in ſolchem Leben der Natur zu erkennen, trotz aller verſchiedenen Begabung und Entwickelung im Allgemeinen überall gleich. Aus der Verbindung dieſer weſentlich übereinſtimmenden Momente und Factoren mußten ſich, zumal bei der gemeinſamen Abſtammung aller Völker aus einem Blut und dann bei ihrer Abſonderung und Verzweigung aus demſelben Wurzelſproß, ſpäter unter den ſonſt von einander entfernteſten und verſchiedenartigſten Völkern vielfach Geſtaltungen und Sagengebilde des göttlichen Weſens ergeben, die in ihrer Entſtehung über die geſchichtliche Zeit weit zurückreichen, in ihrer Entwickelung und Entfaltung ohne geſchichtlich nachweisbare Ableitung und Verwandtſchaft daſtehen und uns dennoch durch die auffallende Aehnlichkeit und Uebereinſtimmung ihres ſymboliſchen Inhalts und Ausdrucks in Erſtaunen ſetzen. Es iſt, als wenn ſich hier unabhängig von den ſonſt gegebenen und gemeſſenen Größen von Zeit und Raum wie in der Sprachvergleichung, ſo in der Sagenvergleichung uns eine Erkenntnißquelle eröffnete, welche zwar nicht die äußere, wohl aber die innere Geſchichte der geiſtigen Entwickelung der Menſchheit, vor Allem der wichtigſten Culturvölker, in deutlichen, klar ausgeprägten, dazu höchſt anziehenden Zügen und Bildern vor Augen führt. Iſt nun freilich die Kindheit und das angehende Jugendalter der Menſchheit überhaupt und der einzelnen Völker insbeſondere, zunächſt beim Uebergang vom unſtäten Hirtenleben zum ruhigen und friedlichen Ackerbau, als die eigentliche Geburts- und Werkſtätte dieſer Sagendichtung anzu-

sehn, die dann am heimathlichen Heerde treu gehegt und gepflegt, in allen weiteren Wandlungen bis zum Ammenmärchen sich fortspinnt, so wird doch am ergiebigsten und sinnvollsten diese im tiefsten Innern wurzelnde Geistesblüthe sich erzeugen und entfalten, wenn die mächtige und wechselvolle Einwirkung des besonderen Natur- und Menschenlebens zur Erweckung und Befruchtung eines lebhaften Naturgefühls vorzüglich geeignet, und dazu das tiefe Gemüth, die reiche Phantasie des Volks vorzüglich befähigt ist, die von außen her gegebenen Eindrücke innerlich zu erfassen und wiederzuspiegeln. Daher der Sagenreichthum vor Allem des indischen, des griechischen und des nordisch-deutschen Volkes.

In seinen Göttern malt sich der Mensch, malt sich das Volk und die Menschheit. In ihnen legt er sein Theuerstes nieder, als hätte er sie mit seinem Herzblut genährt. Wer darum auch unserm deutschen Volk auf den verschiedenen Stufen seines frühsten geistigen Wachsens und Schaffens ins innerste Herz hineinsehn will, der muß es in seinen Göttern und Göttersagen zu erfassen und zu erkennen suchen. Dort liegen noch reiche Schätze der Erkenntniß verborgen. Ich habe im Folgenden den Versuch gemacht, an einer besonderen Sage in das nähere Verständniß dieser Götterwelt hineinzuführen und dazu die gedankenreiche Hamletsage zum ersten Mal in ihrem ganzen Umfang an und mit verwandten nordisch-deutschen Sagen, wie auch in einzelnen Streiflichtern auf entsprechende griechische und römische Mythen, zu deuten. Es ist ein weiter, verschlungener Weg, den wir zur tieferen und vollständigen Auffassung durch all die verschiedenen, meist eng mit einander verknüpften und verflochtenen Sagengebilde geführt werden; aber es sind dafür auch besonders eigenthümliche, vielfach anmuthsvolle und reiche Blüthen und Früchte, wie sie von Anbeginn an dem uralten Lebensbaum unseres eigenen Volks erwachsen sind, welche hier

einer näheren Betrachtung unterzogen werden, so daß ein deutsches Herz sich wohl daran erfreuen kann. Der Zweck unserer Arbeit würde erreicht sein, wenn wir dazu beigetragen hätten, daß das Interesse und Verständniß für unsre nordisch-deutsche Sagendichtung sich auch in weiteren Kreisen verbreitete, und daß namentlich auch die deutsche Kunst, welche das Schöne so lange oft in der Ferne und in der Fremde gesucht hat, sich daran erinnerte, welch fruchtbaren Stoff ihr zu ihren Gestaltungen das deutsche Volk in seinem Sagenschatze bietet.

Pyritz, den 8. Februar 1877.

A. Zinzow.

Inhalt.

Seite

Einleitung: Shakespeares Hamlet 1

1. Die Amlethsage nach Saxo Grammatikus 4

2. Die Ueberlieferung der Amlethsage in Saxo, der Edda, der dänischen Reimchronik, in Belle Foreſt, bei Shakespeare 20

3. Amleths Vater, Oervandil, in Thors Kampf mit Hrungnir 37

4. Die Grundzüge der nordisch-deutschen Götterſage nach urſprünglich monotheiſtiſcher Auffaſſung 42

5. Die Deutung von Thors Kampf mit Hrungnir 54

6. Die Orendeldichtung 65

7. Die Orendelſage 69

8. Die Deutung der Orendelſage 104

   1) Orendels Abkunft, Ritterſchlag und Ausrüſtung 108
   2) Orendels Meerfahrt, Sieg und Schiffbruch 120
   3) Orendels Noth, Dienſt bei Eiſe und Erwerbung des für den ungenähten Rock Chriſti zu Trier ausgegebenen Graurocks 123
   4) Orendels Ankunft bei Breide, ſeine Waffenrüſtung und ſeine Kämpfe um die Königin bis zur Vermählung 150
   5) Orendels Fall und Eiſes Einſetzung zum Herzog des h. Grabes 169
   6) Orendels Herrſchaft, Gefangennahme und Befreiung 175
   7) Orendels Meerfahrt, Roſſeerwerb und Königsherrſchaft 177
   8) Orendels Rückkehr nebſt Breides Gefangennahme und Befreiung 185
   9) Breides Kampf und Sieg und Herrſchaft mit Orendel bis zu ihrem ſeligen Ende 190

9. Die Deutung der Amlethſage 192

   1) Oervandils Kampf mit Koller, Vermählung mit Gerutha und Tod 192
   2) Fengo-Geirröd nach der Edda 197
   3) Fengo-Geruthus nach Saxo 201
   4) Geirröd-Thorſtein nach der Fornmanna-Saga 216
   5) Geirröd-Gautr nach der Fornaldar-Saga 242

*

Seite
6) Geirröd=Agnar nach der Edda ... 266
7) Gerutha=Groa nach der Edda und nach Saxo ... 270
8) Fengo und Fenja ... 312
9) Amleth ... 323
10) Amleths Prüfung ... 329
11) Amleth bei seiner Mutter Gerutha ... 335
12) Amleths Reise nach England und Vermählung ... 338
13) Amleths Rückkehr, Rache und Sieg ... 342
14) Amleths zweite Reise nach England, Sendung auf Werbung in Schottland und Vermählung mit Hermuthruda ... 347
15) Amleths Rückkehr nach England und Kampf ... 357
16) Amleths Rückkehr nach Dänemark, Kampf und Tod ... 360
10. Die mythische Bilderspräche des nordisch=deutschen Volksliedes ... 377
Schluß ... 417

Zur besseren Uebersicht führen wir noch die einzelnen Sagen und Lieder auf, welche außerdem entweder kürzer oder eingehender behandelt sind.

1. Aus der älteren Edda:

Fiölsvinnsmál S. 154; 156 fg.; 193; 272 u. 3; 298; 318; 329 u. 31; 334; 352; Grimnismál 266; 269; Grógaldr 155; 271; 335; Havamál 364; Harbardhslied 60; Hrafnagaldr Odhins 366 fg.; Hymisquidha 369; Hyndlalied 274; Oegisdrekka 369.

2. Aus der jüngeren Edda:

Frodisage S. 313; 317 vgl. Die Fiölnirsage aus der Heimskringla in der Ynglingasa c. 14; 321 fg.; von der Entstehung der Dichtkunst und Kvasirs Weisheit 361 fg.; Grottenlied 313—15; 318—20.

3. Nordisch=deutsche Sagen:

Brunhilde und Beckhilde S. 242; 249; 255; 265; 350; Dietrich 59; 113; Eigel 109—11; 172; 188; 242 fg.; 251; 257; 268; und Asmund 242 fg.; 353; 361; Ermanrich 148; 272; 301; 304; 315; 332; 352; 355; mit Broder und Buchi 207; 213; 272; 301; Gudrun 227; 241; Guthmund 113; 158; 203; 206; 220; 230 fg.; 351 u. 2; 374; Halfdan und Alfhilde 281; 299; 306 fg.; Halfdan und Guritha 289 fg.; 307 fg.; Harald und Halfdan 274—5; Harald und König Ring in der Bravallaschlacht 293—6; 310—11; Hagbarth und Signe 283—7; 300—306;

Illugi 213; 337; Othar und Syritha 279; 307; Der nordische Odyſſeus 201 fg.; Der deutſche Odyſſeus 123 fg.; 142; 151; 167; 174; 196; Der nordiſch-deutſche Polyphem 245 fg.; 257—264; Die Siegfriedsſage 109; 110; 114; 118; 148; 149; 171; 176; 193; 332; 333; 344; 350 u. 1; 353 u. 4; 357; Undensakre (Unſterblichkeitsland) 360 fg.; 372 fg.; 382; Die Walthariſage 126; 184; 329; 350; Die Wielandsſage 120; 123; 257; 325; 348.

4. Antike Sagen:

1) Bellerophon S. 339; 351; Odyſſeus 123; 142; 151; 167; 196; 201; 345; Orion 259 fg.; Pelias 326; Pityokamptes 308; Polyphem 214; 245 fg.; 257—64.
2) Brutus S. 327; 342.

5. Legenden:

Alexander von Metz S. 137; 146; 185; Die h. Brigitta 116; 123; 142; Der h. Chriſtophorus 199; 260; 342; Die h. Eliſabeth 188; Der h. Georg 149; Der h. Stephan 114 fg.; 180 fg.

6. Nordiſch-deutſche Volkslieder:

Schön Anna S. 413; Die Jungfrau und der Bergkönig 388; Der Bergkönig 400; Die Bergfrauen 388; Blackman und Alf 393; Black 385; 393; 411; Herr Bold 390; Der kleine Bootsmann 414; Burman und Olger Danske 406; Herr Olof und die Elfen 388; Des Grafen Töchter am Elfenhang 384; Klein Chriſtel erlöſt ihren Bruder 412; Die Freierſtolze 415—6; Herzog Freudenberg und Frau Adelin 395; Die ſieben Goldberge 412; Der Kämpfer Hake 405—6; Der Harfe Kraft 384; 397; Herr Hellmer 391; Hillebrand und Stolz Hilla 389; Jung Hillerſtröm 399; 403; Stolz Gundela, die kleine Hirtenmagd 413—4; Klein Chriſtels Hochzeit und Beſtattung 377 fg.; Die beiden Königskinder 386; Die beiden Königstöchter 416; Die Linde 392; 407; Herr Ulfver und Frau Silberlind 393; Der Lindwurm 407; Ritter Malkom 395; 411—2; Herr Malmſteins Traum 388; Herr Magnus 389; Herr Magnus und die Meerfrau 385; Die Meerfrau 398; Der Meermann 399; Klein Inga, die Mühlenmagd 315; 413; Der Nix 384; Das Schloß in Oeſterreich 394; Der Junker Orm 403; Die Jungfrau an der Quelle 415; Das Lied vom Grafen von Rom 147; Der Jüngling im Roſengarten 391; Rabe Rune 410—1; Räuber Rymer 389; Die zwei Schweſtern 383; 397; Samſings Seereiſe 385; Signild und Habor 302 fg.; Skrymsli und der Bauer 379 fg.; Die Stallbrüder 408; Klein Stiges Einladung 393; Sven Svanehvit 403; Jung Sveidall 156; 237; Das Tannhäuſerlied 160; 327; 342; 396; Der Geſang der Taube

im Liliengezweig 386; Der Kleinen Teſtament 393; Harald und Jung Thor 403—5; Herr Tideman und Klein Roſa 396; Der Trauernde 383; Ritter Tynne 409—10; Das Ulingerlied 389; Die Verkaufte 395; Klein Chriſtels Verzauberung 391; Die verzauberte Jungfrau 391; Die verzauberte Prinzeſſin 392; Der verzauberte Ritter 392; Held Vonved 401—3 und Klein Danved 403; Die Jungfrau im blauen Walde 390; Waſſermanns Braut 397; Die Winterroſen 415.

Die Hamletsage.

Es ist bekannt, daß Shakespeare's Dramen nicht auf des Dichters eigener Erfindung beruhen, sondern ihren Stoff theils den Quellen der alten und der englischen Geschichte, theils alten Chroniken, sagenhaften Erzählungen und Novellen entlehnt haben. Da diese Quellen uns meist zugänglich sind, so können wir durch Vergleichung des Materials, das dem Dichter zu Gebote stand, und der Kunstwerke, die sein schöpferischer Genius daraus gebildet hat, mit ziemlicher Sicherheit in seine Dichterwerkstatt hineinsehen und den feinen Tact, das große Geschick bewundern, mit welchem sein Dichtergeist die geeignete Form aufzufinden oder leicht zu gestalten wußte, die ihm zu einer natürlichen Trägerin seiner Idee diente. Inhalt und Form erscheinen bei ihm so eng verbunden, so innig vermählt, daß all die lebensvollen Gestalten in der reichen Fülle ihrer Gedanken und Empfindungen wie aus einem üppigen Fruchtboden ganz naturgetreu und wie von selbst vor uns erwachsen. Durch die kunstgeschickt in einen enggeschlossenen Rahmen gespannte Handlung wird dazu die höhere Aufgabe der dramatischen Dichtung gelöst, auf dem Hintergrund gesunder christlicher Weltanschauung ein durch Schuld und Sühne tiefergreifendes, herzerhebendes Spiegelbild der ähnlich, wenn auch verborgener, im allgemeinen Menschenleben waltenden göttlichen Vorsehung uns vor Augen zu stellen und zu Gemüthe zu führen. Wenn darum mit Recht nicht zuerst die Form und der Stoff der Dichtung, sondern vielmehr der vom Dichter in wunderbarer Reichhaltigkeit künstlerisch gestaltete Inhalt und Gedanke unser Interesse in Anspruch nimmt und fesselt, so bleibt doch überall auch die

ganze Dichtung in allen Theilen nach ihrer Entstehung, Ausführung und Vollendung ein wichtiger Gegenstand immer neuer Forschung und Betrachtung. Shakespeare bietet nach Göthe's Ausdruck wie das Universum, das er darstellt, immer neue Seiten und bleibt doch unerforschlich.

Für den Augenblick wollen wir jedoch nur eine Seite hervorkehren, die gewissermaßen weit hinter der Dichtung zurückliegt, und wollen den Versuch machen, den in einigen von Shakespeare benutzten Sagenstoffen verborgenen mythischen Gehalt, der uns, wie in Macbeth und König Lear, so vor Allem in Hamlet entgegentritt, ans Licht zu ziehen. Wir heben ausdrücklich dabei hervor, daß der Dichter selbst, so sehr er damals der Sage und der Volksdichtung näher stand, eines solchen Gehalts sich gar nicht bewußt gewesen ist und, wenn überhaupt, so nur zufällig demselben in seiner Dichtung Ausdruck geliehen hat, daß darum auch das eigentliche oder tiefere Verständniß der Dichtung an sich durch solche weiter eindringende Erkenntniß kaum im Wesentlichen gefördert wird. Aber dennoch hat es ein vollgenügendes Interesse, die durch Shakespeare uns lieb und wichtig gewordenen Sagenstoffe einer gründlicheren und richtigen Auffassung entgegenzuführen, ganz abgesehen daß hierdurch manches, was uns bis dahin als zufällig, auffallend und hart in der Dichtung erschienen ist, in der neuen Beleuchtung plötzlich in das helle Licht und in den bedeutungsvollen Zusammenhang uralter Sagenbildung und eigenthümlicher Naturanschauung gestellt und ganz unerwartet in die nahe Uebereinstimmung und Verwandtschaft mit unserm eigenen urdeutschen Göttermythus gerückt wird.

Wenn wir jetzt aber daran gehen, dem in unserer modernen Bildung uns mehr als je sympathisch gewordenen, vom Dichter mit dem größten Selbstinteresse meisterhaft ausgeführten psychologischen Gebilde des Hamlet, der doch in all seinen lebensvollen Zügen aufs anschaulichste gezeichnet vor uns steht, den eigentlich geschichtlichen Boden unter den Füßen fortzuziehen, wenn wir dann weiter mit ihm die in ihrer Liebe und Treue zwischen den beiden feindlichen und einander äußerlich wie innerlich völlig entgegengesetzten Brüdern schwankende Königin Gertrud zusammen mit dem guten Vater und dem bösen Oheim des Hamlet in

gleicher Bedeutung verbinden und all diese Gestalten als Personificationen von gewissen Naturprocessen erkennen, die zwar bereits in lebendiger Veranschaulichung mit allem aus der allgemein menschlichen zu der specialisirten nationalen und historischen Gestaltung fortgeschrittenen Zubehör der äußeren Erscheinung, des inneren Charakters, der geschichtlichen Darstellung umkleidet sind; ja, wenn wir ebenso die Nebenpersonen, den alten närrischen und vorwitzigen Hofmann Polonius, die kindlich und tieffühlende Ophelia, diese so hoffnungsvoll aufknospende zarte Blüthe sinnlicher Anmuth, dazu den treugesinnten Horatio wenigstens in der Anlage in jenen natürlichen Zusammenhang verflochten finden, so wird sich, fürcht' ich, unser Gefühl und unsre Neigung anfangs dagegen sträuben, diese uns lange liebgewordenen Gestalten uns stören, uns verflüchtigen zu lassen. Aber die Betrachtung und Forschung darf vor solchen Bedenken nicht stillstehen oder zurückschrecken, sondern wir müssen auch hier, so weit uns vergönnt ist, den Schleier zu lüften versuchen, der den tieferen Grund der Erscheinung vor uns verhüllt. Haben wir aber erst den kühneren Blick in die verborgene Tiefe gethan, dann werden wir nach unserer genetischen Darstellung bei unbefangener Prüfung auch selbst die Fähigkeit gewinnen, die ursprüngliche Bedeutung und die allmähliche Entwickelung jener Sagengebilde, ähnlich wie bei den freilich meist noch weniger verstandenen Gestalten des Homer, durch das mit der Zeit dicht und immer dichter gewobene Gewand, mit welchem sie von der Volkssage umhüllt sind, hindurchschimmern zu sehn. Ja, die Hamletsage selbst wird dadurch nicht nur aller vermeintlichen Rohheit entkleidet erscheinen, sondern zugleich als prägnanter Ausdruck einer ganz bestimmten, eigenartigen Culturentwickelung in ihren einzelnen Gestalten und Zügen so bedeutungsvoll sich vor uns entfalten, daß wir jetzt erst recht verstehen können, wie nicht nur Shakespeare in ihr die Anregung grade zu seiner tiefsinnigsten, gedankenreichsten Dichtung fand, sondern wie auch Göthe, so sehr er lange Zeit ganz von dem englischen Meisterwerk hingenommen war, dennoch sich auch wieder viel mit dem Gedanken trug, unabhängig von Shakespeare diese alte, in ihrem innersten Kern auch deutsche Volkssage noch zu einer selb-

ständigen deutschen Dichtung zu gestalten: eine Aufgabe, welche er dann anders, aber doch vielfach verwandt in seinem Faust gelöst hat.

Es hat aber Shakespeare seinen Stoff, wenn auch durch eine französische Uebersetzung vermittelt, aus dem dritten Buch der dänischen Geschichte des Saxo Grammatikus entlehnt. Wir haben darum zunächst in möglichster Vollständigkeit, nur von allem zugefügten rhetorischen Pathos des Erzählers losgelöst, die Hamletsage in ihren entscheidenden Grundzügen uns vorzuführen, wie Saxo sie unmittelbar aus der Volkssage oder Volksdichtung entnommen und nur ganz lose und ziemlich willkürlich an den Faden seiner vermeintlichen dänischen Geschichte angeknüpft hat.

1. Die Amlethsage nach Saxo Grammatikus.

1. Zur Zeit, als König Rörik über Dänemark herrschte, war Gervendill Statthalter in Jütland. Nach Gervendill's Tode übergab der König dessen beiden Söhnen, Horvendill und Fengo, die Statthalterschaft. Aber Horvendill war kaum drei Jahre im Besitz derselben, da zog er auf Viking aus und erwarb sich auf seinen Seefahrten bald den größten Ruhm. Das hörte König Koller von Norwegen. Er wollte solchen Ruhm verdunkeln und für sich gewinnen und suchte darum den kühnen Helden mit seiner Flotte auf allen Meeren auf, bis er ihn endlich antraf. Mitten im Meer lag nämlich eine schöne Insel, auf welcher die Vikinger beiderseits gelandet waren. Durch den Liebreiz der Ufer und dann durch die Anmuth der ganzen Gegend verleitet, waren beide von verschiedenen Seiten durch die im Frühlingsschmuck prangenden Wälder und Bergschluchten in das Innere der Insel vorgedrungen, und hier stießen Koller und Horvendill in tiefer Waldeinsamkeit, beide von allen Gefährten verlassen, auf einander. Der junge Horvendill vereinigt sich mit dem König Koller, sie wollen beide im Holmgang entscheiden, wer von ihnen der stärkere sei. Nach Kollers Vorschlag soll der Sieger dem Erlegten ein ehrenvolles Begräbniß gewähren, während der bloß Verwundete sich mit 10 Pfund Goldes lösen könne. So kommt es im lieblichen

Grün des Frühlings (vernantis loci iucunditas) zum Zweikampf. Ohne sich mit seinem Schilde zu decken, ergreift Horvendill mit beiden Händen sein Schwert und schlägt seinem Gegner, nachdem er ihm den Schild verhauen, seinen Fuß ab, daß Koller todt zu Boden fällt. Dem Uebereinkommen gemäß bestattet ihn Horvendill prächtig und errichtet ihm einen großen Grabhügel. Ebenso tödtet er auch die Schwester des Königs, Sela, die wie der Bruder im Viking erfahren und des Kampfes kundig war, auf der Flucht. Nun kehrte Horvendill nach drei Jahren mit Kriegsruhm geschmückt nach Dänemark zurück und erhielt, da er durch reiche Geschenke von seiner Beute Rörik's Gunst gewonnen, dessen Tochter Geruth a zur Gemahlin, welche ihm einen Sohn, Namens Amleth, gebar.

2. Allein solch großes Glück erregte den Neid seines Bruders Fengo, daß dieser ihn aus dem Wege zu räumen beschloß. Nicht seine Frömmigkeit und Milde, nicht seine Freundlichkeit und Gerechtigkeit, die er überall als Herrscher und ebenso als Vater bewies, vermochten ihn zu schützen. Sobald sich die Gelegenheit bot, fällte Fengo seinen Bruder, nicht mit List, sondern mit Gewaltthat und zerstückelte dazu dessen aus vielen Wunden blutenden Körper mit seiner eigenen Hand. Dadurch riß er die Gewalt an sich, aber statt der früheren milden Herrschaft richtete er mit seinem finstern Gemüth die grausamste Tyrannei in seinem Reiche auf. Die eigene Gattin seines Bruders, die Geruth a, wußte er durch das dreiste Vorgeben zu täuschen: jener habe, obwohl sie doch von solcher Milde wäre, daß sie niemand verletzte, seine Gattin ohne allen Grund aufs bitterste gehaßt; er selbst habe darum, nur um sie von solcher unverdienten Feindschaft zu erretten, seinen Bruder ermordet. Auch fügte er zum Brudermord noch die ehebrecherische Verbindung mit der Gattin des Erschlagenen, die seinen Worten und seiner Werbung ein williges Gehör gab, hinzu.

3. Was konnte unter solchen Umständen der junge Amleth thun, um sich vor seinem Oheim und neuen Vater zu schützen und dazu den Tod seines geliebten Vaters an dem Brudermörder zu rächen? — Als Amleth sah, was geschehen war, nahm er, um aller Gefahr zu entgehen und seinem Oheim nicht verdächtig

zu werden, dazu seine Zuflucht, daß er sich blödsinnig und ganz närrisch stellte. Alles, was er redete und was er that, wie er sich kleidete und was er trieb, mußte die Spuren der Verrücktheit zur Schau tragen, so jedoch, daß er dabei nie die Wahrheit verletzte. Immer mußte die äußere Erscheinung nur dazu dienen, die verborgene Klugheit und Wahrheit zu verhüllen. Täglich lag er in der Asche des häuslichen Heerdes und besudelte mit derselben seinen Leib und sein Gesicht, daß man glauben mußte, ein von der Natur verunstaltetes Geschöpf und keinen vernünftigen Menschen vor sich zu sehn. Häufig saß er am Heerd, kehrte mit beiden Händen die Kohlen zusammen und schnitzte sich dann krumme Stäbchen oder Klammern (ligneos uncos, krokr) aus Holz, die er im Feuer härtete. Damit aber ihre Spitzen besser einfassen und festhalten könnten, versah er sie mit Widerhaken. Bald hatte er sich auch mit größtem Eifer einen ganzen Haufen gesammelt und bewahrte sie sich sorgsam auf. Wenn man ihn aber fragte, was er da treibe, gab er zur Antwort, er bereite sich spitze Bolzen, um seinen Vater zu rächen. Alle lachten darüber.

4. Aber gerade diese Kunstfertigkeit Amleth's in seiner Narrheit erweckte bei den schärfer blickenden Beobachtern zuerst den Verdacht von seiner heimlichen, absichtlich versteckten Verschlagenheit. Sie meinten, sein thörichtes Gebahren sei bloßer Schein, man würde seinen Betrug am leichtesten an den Tag bringen, wenn ihm irgendwo im versteckten Gebüsch ein schönes Weib vorgeführt würde, um ihn zur Liebeslust zu reizen; denn hiergegen würde keine Verstellung die Probe bestehn. Es werden darum einige Jünglinge bestellt, die ihn zu Pferde an eine entlegene Waldstelle führen sollten, um ihn zu versuchen. Zufällig befand sich jedoch unter denselben ein Milchbruder des Amleth. Dieser kümmerte sich weniger um seinen jetzigen Herrscher als um seinen früheren Freund und hatte sich zu jenen Genossen gesellt, um Amleth zu warnen. Er wußte, was diesem bevorstand, wenn er nur die geringste Probe seines richtigen Verstandes geben und sich frei der Liebeslust überlassen würde. Aber auch dem Amleth blieb jene Absicht nicht verborgen, weshalb er gleich im Anfang des Oheims

klugen Plan überlistete. Wie man ihn nämlich ein Pferd besteigen hieß, saß er absichtlich rückwärts auf und suchte mit dem Schwanz statt mit dem Zaum sein Pferd zu lenken. Als ihnen dann weiter auf dem Wege im Gebüsch ein Wolf begegnete und seine Gefährten zu ihm sagten, es käme ein junges Pferd daher, gab er zur Antwort, daß freilich nur wenig solche Thiere in des Fengo Heerde dienten, womit er ebenso vorsichtig als treffend dem Reichthum seines Oheims Verderben wünschte. Als er weiter am Ufer vorüberkam und seine Begleiter das hier gefundene Steuer eines gestrandeten Schiffes für ein großes Messer ausgaben, entgegnete er scharfsinnig im Hinblick auf das Meer, daß damit freilich ein großer Schinken geschnitten würde. Zuletzt kamen sie an dem Meeresstrand vorüber, und als ihn jene überreden wollten, deß all der Ufersand (möllr) nichts als Mehl (miöl) sei, erwiederte er ebenso gewitzt, daß solches freilich von den Meeresstürmen und weißschäumenden Wellen hier gemahlen sei. Sobald sie aber seine Antwort lobten, versicherte er jedesmal, daß er mit vollem Bedachte so gesprochen habe. Hierauf ließen ihn seine Genossen allein, damit er sich, als er hier wie zufällig das von seinem Oheim ihm geschickte Mädchen im Dunkel des Waldes antraf, ungestört seiner Neigung überlassen könne. Aber sein Milchbruder rettete ihn. Um ihn nämlich zu warnen, daß ihm Verrath drohe, steckte er einer vorüberfliegenden Bräme einen am Boden gefundenen Strohhalm in den Schwanz und trieb diese grade zu der Stelle hin, wo er Amleth wußte. Kaum hatte dieser die Bräme mit dem Strohhalm in ihrem Schwanz erblickt, als er sogleich an diesem Zeichen erkannte, daß er sich vor Verrath zu hüten habe. Darum nahm er das Mädchen in seine Arme und trug es fern zu einem versteckten Sumpfort (ad palustre procul invium). Dann bat er sie, nachdem er dort ihr beigewohnt, dies keinem zu verrathen, und erhielt dies Versprechen um so leichter, weil sie beide von Jugend auf unter denselben Pflegern zusammen aufgezogen, sich längst gekannt und geliebt hatten. (Maximam enim Amletho puellae familiaritatem vetus educationis societas conciliabat, quod uterque eosdem infantiae procuratores habuerat). Amleth wurde hierauf nach Hause zurückgeführt und zum Spott gefragt,

ob er denn der Liebe genossen, versicherte er dies ausdrücklich. Als man ihn dann nach der Stelle und nach seinem Lager fragte, erwiederte er, er habe auf dem Huf eines Pferdes, auf dem Kamm eines Hahnes und auf dem Boden eines Daches (ungulae iumenti, cristae galli, laquearibus tecti) geruht, da er von dem Allen etwas mitgenommen hatte. Fragte man dagegen das Mädchen, so leugnete diese Alles und fand um so leichter Glauben, als auch die Begleiter nichts bemerkt hatten. Sobald ihn aber sein Freund an jene fürsorgliche List erinnerte, antwortete er sogleich, daß er freilich einen Strohträger habe plötzlich herbeifliegen sehn, dem hinten ein Strohhalm angeheftet gewesen, so daß sein Erretter sich über die treffende Antwort, die bei den Uebrigen nur Spott erregte, herzlich erfreute.

5. Alle Versuche, Amleth's verhüllte Verschlagenheit ans Licht zu ziehn, waren damit vereitelt. Da ging einer von Fengo's Freunden, der sich auf seine vermeintliche Weisheit nicht wenig einbildete, zum König und schlug ihm ein neues Mittel vor, der Sache auf den Grund zu kommen: Fengo solle unter dem Vorwande, ein wichtiges Geschäft besorgen zu wollen, eine Weile verreisen; dann müsse Amleth mit seiner Mutter allein in ihrem Schlafzimmer eingeschlossen werden, so jedoch, daß jemand ohne beider Wissen sich dort versteckt halte, um ihr Gespräch zu belauschen: es sei unzweifelhaft, daß der Sohn sich vor seiner eigenen Mutter vertrauensvoll aussprechen werde. Der Rathgeber erbot sich eifrig selbst zu solchem Versteck, da er solchen Rath nicht nur geben, sondern auch ausführen wollte. Der König war mit dem Vorschlage zufrieden und entfernte sich, wie zu einer weiten Reise, während der kluge Rathgeber sich heimlich in dem Zimmer, wo Amleth mit seiner Mutter eingeschlossen wurde, unter dem Stroh verbarg. Doch auch gegen diese Hinterlist findet Amleth guten Rath. Aus Furcht, hier heimlich belauscht zu werden, nimmt er zuerst wieder sein altes närrisches Wesen an, kräht wie ein zorniger Hahn, schlägt mit seinen Armen wie mit seinen Flügeln um sich, steigt dann auf das Stroh und schreitet darauf hin und her, um zu erfahren, ob sich dort etwas versteckt habe. Sobald er nun in der That einen Körper unter seinen Füßen fühlt, durchbohrt er die Stelle

mit seinem Schwert, zieht denselben dann aus seinem Versteck hervor und tödtet ihn. Darauf zerschnitt er den Leib in kleine Stücke, kochte sie in heißem Wasser und warf die Glieder durch die Mündung einer offenen Kloake schmutzbedeckt den Schweinen zum Fressen vor. Nachdem er dies besorgt, kehrt er ins Zimmer zurück. Aber als sich nun seine Mutter über solche Gefühllosigkeit ihres Sohnes in lauten Klagen ergehen wollte, da hielt er ihr mit so eindringlichen Worten ihr schweres Unrecht vor: daß sie nach Art der Thiere mit dem Mörder ihres Mannes das ehebrecherische Lager in schändlicher Liebe getheilt, während er selbst genöthigt wäre, um sich vor dieses Mörders Grausamkeit zu retten und zugleich die rechte Stunde und Gelegenheit zur Rache zu erspähn, die Maske des Blödsinns und der Narrheit zu tragen, so daß sie alsbald mit zerrissenem Herzen und reuigem Gewissen zu ihrer früheren Tugend und Liebe zurückgeführt wird. Ebenso erklärt sie sich auf Amleth's Wunsch gern bereit, dies ihr offenbarte Geheimniß für sich zu bewahren. — Fengo sucht indessen bei seiner Rückkehr überall vergeblich nach jenem verrätherischen Rathgeber. Auch Amleth wird zum Scherz gefragt, ob er irgend welche Spur von ihm entdeckt habe, und erzählt sogleich: Ja freilich, der sei in die Kloake gegangen, dort auf den Grund gefallen und ganz besudelt von den herzugekommenen Schweinen aufgefressen. Aber so richtig die Erzählung auch war, so wurde sie doch wegen ihres Scheins von Narrheit von den Zuhörern nur mit Spott und Gelächter aufgenommen.

6. Fengo war jetzt fest entschlossen, seinen Stiefsohn unter allen Umständen aus dem Wege zu räumen, weil er von dessen Verstellung überzeugt war. Da er dies nun aus Rücksicht auf den König Rörik und auf seine Gemahlin nicht offen auszuführen wagte, so beschloß er, um selbst von aller Schuld frei zu erscheinen, den ihm abhängigen und befreundeten König von England hierzu zu gebrauchen. Amleth wurde darum zu solchem Zweck nach England geschickt. Aber vor seiner Abreise ersuchte er heimlich seine Mutter, sie solle in seiner Abwesenheit die königliche Halle rings mit einem zusammengeknoteten Teppichgewebe schmücken und dann zum Schein nach Jahresfrist seine

Todtenfeier begehn: er selbst werde zu dieser Zeit wieder da sein. So reist er von zwei Gesandten des Fengo begleitet, ab. Diese hatten den Auftrag, dem König von England in Runenschrift, der einzigen Form des Briefschreibens in jener Zeit, die Botschaft zu bringen, daß er den ihm zugesandten Jüngling tödten solle. Aber Amleth merkte Verrath und durchsuchte darum, während jene schliefen, ihr Gepäck. Sobald er dann die hier gefundene Schrift gelesen, schabte er die Buchstaben ab und schnitt dafür andere Runen ein, durch welche er an seiner Statt vielmehr die Namen der Begleiter setzte, mit dem Zusatz, daß der König dem zu ihm geschickten klugen Jüngling seine Tochter zur Ehe geben solle.

7. Bei ihrer Ankunft in England gehen die Gesandten mit ihrem Schreiben zum König. Dieser nimmt sie mit verstellter Gastlichkeit auf und ladet sie zu einem köstlichen Mahle ein. Aber Amleth verschmäht zur allgemeinen Verwunderung alle kostbaren Speisen und Getränke. Der König voll Begierde, die Ursache davon zu erfahren, hatte kaum die Tafel aufgehoben, als er heimlich jemand im Schlafgemach der Gäste sich verbergen ließ, um ihre nächtlichen Gespräche zu belauschen. Amleth wurde denn auch bald von seinen Gefährten gefragt, warum er bei dem Gastmahl sich aller Speisen und Getränke enthalten habe. Sie erhielten die Antwort: das Brod wäre von Blut befleckt gewesen, der Trank habe nach Eisen geschmeckt und die Fleischspeisen hätten Leichengeruch gehabt. Als sie ihn dann weiter nach dem König und der Königin fragten, entgegnete er: der König habe Knechtesaugen und auch die Königin habe sich dreifach als Magd benommen. Die Gefährten waren entrüstet über solche Rede und spotteten über seine, wie sie meinten, von Neuem an den Tag gelegte Narrheit. Aber der König vermuthete, als er Alles von seinem Kundschafter erfahren, es könne sich in solchen Worten vielleicht eine übermenschliche Weisheit offenbaren. Er ließ darum zuerst seinen Hofmeister kommen und fragte ihn, woher er zum Mahl das Brod genommen und wo dazu das Korn gewachsen sei. Als er nun vernahm, daß das Korn im Frühling wegen der größern Fruchtbarkeit auf einem alten Schlachtfeld ausgesät und jetzt geerntet sei, so daß davon

das Brod vielleicht den Geschmack behalten habe, erkundigte sich der König weiter, woher zum Mahl der Schinken genommen sei, und erfuhr, daß die Schweine einmal aus der Hut entlaufen, von dem Leichnam eines verwesten Räubers gefressen hätten, so daß ihr Fleisch wohl den Verwesungsgeschmack habe beibehalten können. Auch in Betreff des Getränkes, das aus Getraide und Wasser bereitet war, erfuhr er, als er auf dem Grund der Wasserquelle nachgraben ließ, daß der Eisengeschmack von den dort vergrabenen verrosteten Schwertern herrühre. Andere dagegen berichten, daß Bienen sich einst von den Eingeweiden eines Todten genährt hätten, dieser Geschmack sei dann den Honigscheiben und so dem Meth mitgetheilt worden: welchen Fehler Amleth sogleich erkannt habe. Sobald nun der König gefunden, daß Amleth in allen Stücken Recht hatte, wurde seine Unruhe über die eigene Abkunft nur noch erhöht, und er erfuhr endlich in der That von seiner Mutter, daß er der Sohn eines Knechtes sei. Jetzt blieb ihm nur noch übrig, voll Verwunderung über die Weisheit des Jünglings den Amleth selbst zu fragen, warum er der Königin Mägdesitten Schuld gegeben habe. Und dieser führte ihm drei Kennzeichen an: erstens habe sie wie eine Magd ihr Haupt mit einem Theil ihres Kleides verhüllt, zweitens ihr Kleid beim Gehen aufgeschürzt und drittens die zwischen ihren Zähnen gebliebenen Fleischreste erst herausgestochert und dann niedergeschluckt. Außerdem sei ihre Mutter früher in die Sklaverei geführt worden, so daß sie nicht nur nach ihren Sitten, sondern auch nach ihrer Geburt eine wirkliche Magd sei. Da konnte der König nicht anders, er mußte in solcher Klugheit eine göttliche Geisteskraft erkennen. Er gab ihm darum seine Tochter zur Ehe, die wie durch göttliche Eingebung dazu gerne willig war. Die beiden Genossen jedoch ließ er, um den vermeintlichen Auftrag seines Freundes Fengo zu erfüllen, am nächsten Tage aufhängen. Aber Amleth stellte sich, als ob er durch diese That des Königs schwer verletzt sei, und beruhigte sich nicht eher, als bis er von diesem zur Sühne eine Summe Goldes empfing, welches er sogleich im Feuer schmelzen und heimlich in zwei ausgehöhlte Stöcke gießen ließ.

8. Nachdem Amleth in England ein Jahr verweilt, erhielt er die Erlaubniß zur Rückkehr in seine Heimat. Von allen königlichen Schätzen nahm er aber nur jene beiden goldgefüllten Stöcke mit, und kaum war er in Jütland gelandet, als er auch seine jetzige Kleidung wieder mit seiner früheren Narrentracht vertauschte. So trat er in schmutzige Lumpen gehüllt, in den Königssaal grade zu der Zeit, als hier sein Leichenmahl gefeiert wurde. Zuerst entstand deshalb ein allgemeines Staunen, weil das Gerücht eben erst seinen Tod gemeldet hatte, dann aber bei allen Gästen ein lautes Gelächter, weil sie den lebendig vor sich sahen, dessen Leichenfeier sie jetzt eben begingen. Zuerst nach seinen Gefährten gefragt, wies er auf die beiden mitgebrachten Stöcke hin und sprach: Hier ist der eine und hier der andere, ohne daß sie auch hier die Wahrheit seiner Rede verstanden. Alsdann gesellte er sich zu den Mundschenken und suchte so viel wie möglich die Heiterkeit der Gäste dadurch zu erhöhen, daß er ihnen selbst zutrank. Damit ihn nun sein langes Gewand beim Gehen nicht hinderte, gürtete er um dasselbe sein Schwert, welches er oft herauszog, und als er sich dabei absichtlich mit der Schneide die Finger verwundete, trugen die Umstehenden Sorge, das Schwert durch einen hindurchgetriebenen eisernen Keil mit der Scheide zu befestigen. Amleth ließ aber die versammelten Gäste immer eifriger dem Weine zusprechen, bis sie endlich trunken wurden und nun im Saale selbst sich dem Schlafe überließen. Da war endlich für Amleth die Stunde der Rache gekommen. Er holt sich die früher von ihm vorbereiteten Klammern, kehrt mit ihnen in den Saal zurück, wo der ganze Adel des Landes vom Wein und Schlaf überwältigt, zu seinen Füßen am Boden lag, reißt die von seiner Mutter an den inneren Wänden des Saales befestigten Teppiche herunter und bedeckt damit weithin die Schlafenden. Dann nimmt er seine Klammern mit ihren gekrümmten Widerhaken und befestigt damit das weit über sie ausgebreitete Netz in einer so unauflöslichen Knotenverschlingung, daß niemand von denen, die darunter lagen, auch wenn er sich noch so stark dagegenstemmte, wieder aufzustehn vermochte. Hierauf warf er Feuer in den Saal, das bald nach allen Seiten um sich griff, die ganze Königsburg verzehrte

und alle insgesammt entweder im Schlaf oder im vergeblichen Bemühen, sich aufzurichten, dahinraffte. Dann erst suchte er das Schlafgemach des Fengo auf, der sich früher von seinen Gästen entfernt hatte und von den Begleitern in sein Zelt geführt war, ergreift erst dessen Schwert, das am Bettpfosten hing, nachdem er vorher an dessen Stelle das seinige hingehängt, und erweckt den Oheim mit dem Zuruf: daß all seine Edelen jetzt im Feuer verkämen, vor ihm stehe Amleth mit seinen alten Klammern bewehrt, und fordere Rache für seinen ermordeten Vater. Bei diesen Worten springt Fengo von seinem Lager auf, aber während er seines eigenen Schwertes beraubt, sich vergeblich bemüht, das fremde aus der Scheide zu ziehen, wird er von Amleth überwältigt und mit seinem eigenen Schwerte getödtet.

Sobald nun Amleth das große Werk der Rache vollbracht und Fengo mit all seinen Edlen erschlagen, hielt er sich, noch ungewiß über die Stimmung des Volkes, anfangs verborgen. Denn gleich bei Tagesanbruch kam die ganze Nachbarschaft, welche zur Nacht den Brand der Königsburg mit angesehn, zusammen, um den Grund davon zu erfahren. Sie sah die ganze Königsburg in Asche gelegt, darunter die Ueberreste der verbrannten Leichen und dazu den Körper des Königs mit seinem eigenen Schwert durchbohrt. Noch waren die Herzen der Menge getheilt zwischen Trauer über ein solches Unglück und Freude über den Tod des Tyrannen. Da erscheint in ihrer Mitte Amleth und deckt ihnen Alles auf: wie sein eigener trefflicher Vater von der Hand seines grausamen Bruders erschlagen, wie dieser dann zu einer verbrecherischen Vermählung mit des Erschlagenen Gattin in seinem Frevel fortgeschritten. Er erinnert sie an des Fengo tyrannische Grausamkeit, offenbart ihnen seine eigene fortgesetzte Verstellung, weil er nur durch die Maske des Blödsinns selbst den mörderischen Händen des Königs habe entgehen können, und enthüllt ihnen schließlich die von ihm allein so lange vorbereitete und zuletzt an diesem Frevler vollzogene Rache, wodurch er jetzt als rechtmäßiger Erbe des Herrscherthrons ihnen zugleich nach langer Knechtschaft die Freiheit erworben. Da rufen Alle durch diese Rede mit Begeisterung erfüllt, voll Verwunderung über solche Weisheit und Kühnheit

den Amleth zu ihrem König aus, während Fengo's Leiche mit erbitterter Wuth von ihnen zu Asche verbrannt und, um alle Spur von ihm zu tilgen, in alle vier Winde zerstreut wurde.

9. Nachdem Amleth in Jütland alles vollendet hatte, rüstet er, im Gegensatz zu seiner früher so ärmlichen und verächtlichen Erscheinung, jetzt mit der größten Pracht drei Schiffe aus und von einer prächtig geschmückten Mannschaft geleitet, kehrt er nach England zurück, um seinen Schwiegervater und seine Gattin aufzusuchen. Vor Allem herrlich strahlte sein kunstreich gefertigter Schild, auf welchem er von geschickter Hand in trefflichen Bildern mit beigefügter kurzer Erklärung den ganzen Verlauf seiner Thaten hatte malen lassen, was seinen Ruhm nur noch erhöhte. Hier sah man dargestellt die Ermordung des Horvendill durch seinen Bruder Fengo; die buhlerische Vermählung Fengo's mit der Gerutha; die vom neuen Herrscher bewiesene Grausamkeit; Amleth's lächerliche Erscheinung mit seinen gekrümmten Stäbchen; des Stiefvaters Verdacht gegen die Verstellung des Stiefsohns; dann die verschiedenen Prüfungen seines Blödsinns: die Erscheinung des gierigen Wolfs, die Auffindung des Steuerruders, den Weg an den Sanddünen, ihren Eintritt in den Wald, die mit dem Strohhalm versehene Bräme, den durch dies Zeichen gewarnten Jüngling, dessen Vermählung mit der Jungfrau fern von den getäuschten Begleitern; weiter in der Königsburg die Zusammenkunft der Mutter mit dem Sohne, die Ermordung des versteckten Verräthers, wie derselbe nach seinem Tode gekocht, dann in die Kloake geschüttet, mit Koth bedeckt, den Schweinen zum Fraße vorgeworfen wird; ferner wie Amleth während des Schlafs seiner Reisegefährten deren Geheimniß entdeckt, wie er an Stelle der abgeschabten Runen andere Buchstaben einschneidet; wie er weiter beim Mahl Speise und Trank verschmäht; wie er den Blick des Königs und die Sitten der Königin tadelt; wie die Gesandten aufgehängt werden; dann folgte Amleth's Hochzeit mit der Königstochter; seine Rückkehr auf dem Schiff nach Dänemark; wie hier seine Leichenfeier begangen; wie er denen, die ihn nach seinen Reisegefährten fragen, seine zwei Stöcke zeigt; wie der Jüngling beim Gelage das Amt eines Mundschenks verrichtet; wie Amleth sich absichtlich

mit dem gezückten Schwert die Finger verwundet; wie sein Schwert mit einem Keil durchstoßen wird; wie das Freudengeschrei beim Gelage sich steigert und der Tanz mit der Berauschung zunimmt; wie dann der Vorhang über die Schlafenden geworfen und darauf durch die Klammern in den Verknotungen befestigt wird, so daß dadurch die bereits vom Schlaf und Wein Gefesselten nur noch fester verwickelt werden; wie schließlich der Feuerbrand in das Gebäude geworfen wird und die Gäste verbrennen; wie die vom Feuer verzehrte Königsburg zusammenstürzt; wie Amleth in das Schlafgemach des Fengo dringt, ihm sein Schwert nimmt und dafür sein unbrauchbares an die Stelle setzt; wie zuletzt Fengo von Amleths Hand durch sein eignes Schwert gefällt wird. — Dies Alles hatte ein geschickter Künstler mit größter Kunst auf Amleth's Schilde dargestellt.

Als nun der junge Amleth mit seinem stattlichen Gefolge nach England kommt, werden sie hier vom König aufs freundlichste aufgenommen und aufs prächtigste bewirthet. Die Kunde von der Ermordung des Fengo durch Amleths Hand vernimmt derselbe aber mit stummem Staunen, weil er wußte, daß ihm jetzt selbst, einer früheren Zusage gemäß, die Rache dafür zukomme, so sehr ihm auch die Liebe zu seiner Tochter und zu seinem Eidam die Erfüllung des früher geleisteten Eides erschweren mochte. Um jedoch nicht das Recht der Gastfreundschaft zu verletzen, zog er es vor, solche Rache lieber durch fremde Hand vollziehen zu lassen. Weil ihm also vor Kurzem seine Gattin an einer Krankheit gestorben war, sendet er Amleth zur Werbung um die Hand einer schottischen Königstochter aus, die von seltner Schönheit und Keuschheit, aber zugleich von so großem Stolze war, daß alle, welche um ihre Gunst warben, dem Tode verfallen waren. Amleth hatte kein Bedenken bei der Reise, sondern machte sich mit einer Anzahl von eigenen und des Königs Dienern auf den Weg. Sobald er nach Schottland gekommen und nicht mehr weit von der Königsburg entfernt war, ging er, um seine Pferde ein wenig ausruhen zu lassen, auf eine schöne Wiese, die am Wege lag, und verfiel, nachdem er Wächter ausgestellt, hier unter dem leisen Gemurmel einer nahen Quelle selbst in einen tiefen Schlaf. Kaum hatte nun die Königin von

seiner Ankunft gehört, so entsendet sie zehn Jünglinge auf Kundschaft nach den Fremden. Einer aber von ihnen war von so besonderer Schlauheit, daß er die Wächter täuschte, sich leise heran schlich und den Schild des Amleth, den dieser sich beim Schlaf unter sein Haupt gelegt, so sachte fortzog, daß weder Amleth noch einer von den übrigen es merkte, ja ebenso wenig es merkte, als er dazu mit gleicher List aus dem Gepäck auch noch das Schreiben entwandte, welches Amleth an die Königin zu überbringen hatte. Nachdem dies Alles der Königin überbracht war und diese den Schild aufmerksamer betrachtete, entdeckte sie bald mit Hülfe der beigefügten Erklärung den Sinn der ganzen Darstellung und erkannte daraus, daß jetzt der zu ihr kommen würde, der durch seine wunderbare Verschlagenheit solche Rache für den Vater an dem falschen Oheim vollzogen hatte. Als sie dann auch das Schreiben mit der Werbung des Königs um ihre Hand gelesen, änderte sie die Runen so, als ob sie in des Königs Namen vielmehr für den Ueberbringer selbst zur Ehe begehrt würde, weil sie lieber solchem Jüngling als jenem Greise sich vermählen wollte. Nachdem sie zuletzt auch noch alle seine auf dem Schilde dargestellten Thaten in dem Schreiben wiederholt hatte, damit das Schreiben später durch den Schild wie der Schild durch das Schreiben bestätigt würde, mußte jener Botschafter den Schild und das Schreiben an ihren früheren Platz zurückbringen. Amleth hatte jedoch inzwischen bemerkt, daß ihm heimlich der Schild entwandt sei; er behielt darum seine Augen geschlossen und stellte sich, als ob er weiter schliefe, um so am besten das Verlorne wieder zu erlangen. Denn er meinte, der ihn mit so gutem Erfolg zuerst überlistet, werde dies gewiß auch zum zweiten Mal versuchen. Und er hatte sich nicht geirrt. Wie nun jener heranschlich, um Schild und Runenschrift an den früheren Platz zu legen, springt er plötzlich auf, erfaßt und bindet ihn. Dann weckt er seine Begleiter und geht zur Königsburg, wo er die Königin in seines Schwiegervaters Namen begrüßt und ihr das von ihr wieder versiegelte Schreiben selbst überreicht. Sobald Hermuthruda, so hieß die Königin, solches empfangen und gelesen hatte, lobt sie Amleth's Arbeit und List, die er bei der an Fengo vollzogenen verdienten Rache bewiesen. „Nur kann ich

bei all deinen Thaten das Eine nicht verstehen, warum ein so kluger Mann, der in seinem ganzen Leben eine übermenschliche Weisheit und Kühnheit an den Tag gelegt, grade bei seiner Vermählung in solchen Irrthum verfallen ist, daß er sich mit einer Gattin verbindet, die von knechtischer Abkunft ist, wenn ihre Eltern auch durch die Gunst des Glücks zur Königsehre gelangt sind. Denn grade bei der Ehe muß man nicht sowohl auf schöne Gestalt, als auf edle Abkunft sehen. Suchst du aber nach einer dir ebenbürtigen Gemahlin, so sollst du mir willkommen sein, da ich an Reichthum und Geburt mich mit dir messen kann, ja selber nicht nur Königin bin, sondern dir mit mir zugleich die Königswürde verleihe. Obwohl ich meine übrigen Bewerber alle mit dem Tode bestraft, komme ich dir jetzt selber willig entgegen." Mit diesen Worten stürzt sie in seine Umarmung, daß er selbst durch solche Rede gewonnen, ihre Küsse und Liebkosungen erwiedert und ihr Erbieten freudig annimmt. Die Freunde und die Edelsten des Landes werden eingeladen, und die Hochzeit wird gefeiert. Hierauf kehrt er mit seiner neu vermählten Gattin nach England zurück und heißt eine starke Mannschaft Schotten ihm auf dem Fuße folgen, um gegen alle Gefahr gesichert zu sein. Wie sie nun beide in England ankommen, eilt ihm hier sogleich die Königstochter, die er früher zur Ehe genommen, entgegen und klagt zwar, daß ihr Unrecht geschehen, weil Amleth noch ein Kebsweib mitgebracht, aber ihre Liebe zum Gatten solle dadurch nicht verringert werden, sondern sie werde auch jetzt noch alles Leid, das ihn bedrohe, von ihm wenden. „Habe ich doch als Unterpfand unsrer Ehe deinen Sohn, der meine Liebe dir noch inniger verbindet. Mag er die Kebe seiner Mutter hassen, so will ich sie doch lieben. Kein Unglück soll mich von dir trennen, kein Neid mich dahin bringen, daß ich irgend ein Unheil, was dir droht, vor dir verberge. Hüte dich also jetzt vor deinem Schwiegervater, weil du selbst den Erwerb deiner Reise für dich genommen und ihm entzogen hast." So zeigte sie, daß ihre Liebe zu ihrem Gemahl noch größer als zu ihrem Vater war. Aber während sie noch so redete, war auch schon ihr Vater, der König von England, gekommen. Er begrüßt seinen Schwiegersohn und

ladet ihn zum Mahl, um unter dem Schein der Gastfreundschaft seine Tücke zu verbergen. Wohl durchschaut Amleth seine List, aber ohne Furcht zu zeigen, folgt er der Einladung, nachdem er erst unter dem Gewand seine Waffenrüstung angelegt und 200 Reiter sich zum Gefolge erwählt hat. Als er aber heransprengt, greift ihn der König unter dem Gewölbe des doppelt geöffneten Thores an und hätte mit seinem Jagdspieß den Amleth durchbohrt, wenn diesen nicht sein verborgenes Stahlgewand geschützt hätte. Nur leicht verwundet, eilt Amleth an die Stelle zurück, wo ihn seine schottischen Begleiter hatten erwarten sollen, und schickt von hier aus den früher von ihm gefangenen Späher seiner neuen Gemahlin zum König, daß dieser ihm offenbare, wie er das für seine Herrin bestimmte Schreiben heimlich entwendet, so daß Amleth alles Verrathes dadurch ledig und vielmehr Hermuthruda desselben schuldig erscheint. Dennoch kommt es zwischen beiden Theilen zum Kampf, und als der König den Amleth eifrig verfolgte, verlor dieser auf der Flucht den größeren Theil seines Heeres. In solcher Lage fand Amleth kein anderes Mittel, sich zu retten, als am folgenden Tage eine neue Schlacht zu versuchen. Um aber dabei wenigstens zum Schein eine große Heeresmacht ins Feld zu stellen, griff er zu dem verzweifelten Mittel, daß er die Körper seiner erschlagenen Genossen theils durch untergestellte Stützen aufgerichtet, theils an nahestehende Steine angelehnt, oder auch wie lebend aufs Pferd gesetzt, in ihrer früheren Waffenrüstung wie zum Kampf reihenweise in die Schlachtordnung vertheilte. So stand Amleth mit der Reihe der Todten gleich zahlreich der Schaar der Lebenden gegenüber. Ja, wie ein Wunder war's, als nun die Todten im Kampfe von den Strahlen der Sonne beleuchtet, wie ein großes Heer erschienen, als ob gestern niemand von ihnen im Kampf gefallen wäre, erfüllte dieser Anblick die Engländer mit solchem Schrecken, daß sie allem Kampf durch die Flucht zuvorkamen und so an diesem Tage selbst von den Todten besiegt wurden, die gestern erst von ihnen geschlagen waren. Der König selbst wurde auf der Flucht von den Dänen eingeholt und getödtet, Amleth aber kehrte mit großer Siegesbeute beladen, mit seinen beiden Gattinnen aus England nach Dänemark zurück.

10. Hier war inzwischen nach Rörik's Tode Viglet (von Norwegen) zur Herrschaft gelangt. Dieser hatte Amleth's Mutter unter vielen zudringlichen Verfolgungen ihrer königlichen Schätze beraubt, weil er ihren Sohn beschuldigte, daß derselbe sich unter Verletzung der Oberhoheit des Königs von Lethra der Herrschaft über Jütland bemächtigt habe. Amleth vernahm dies Alles mit größter Gelassenheit, ja er beschenkte sogar den Viglet mit reichen Beutestücken, als ob er all jene Vorwürfe nur durch Wohlthun vergelten wollte. Sobald er jedoch die günstige Zeit zur Rache gefunden hatte, griff er ihn an und besiegte ihn im offenen Kampfe. Den Statthalter von Schonen, Fialler, schickte er in Verbannung, und dieser entfernte sich, wie die Sage meldet, nach einem unsern Völkern unbekannten Orte, Undensakre. Bald sammelte jedoch Viglet in Schonen und Seeland ein anderes Heer und forderte Amleth zu neuem Kampf heraus. Amleth war in einer mißlichen Lage: er wußte, wenn er der Herausforderung Folge leistete, drohe ihm Verlust an seinem Leben, wenn er vor ihr zurückweiche, Verlust an seiner Ehre. Aber er schwankte nicht und wählte den Kampf. Doch hatte Hermuthruda ihn mit solcher Liebesmacht gefesselt, daß er größere Sorge um ihre Verlassenheit als um seinen Tod im Herzen trug. Es lag ihm darum alles daran, ihr noch vor Beginn des Kampfes an seiner Statt einen neuen Gemahl zu verschaffen. Aber Hermuthruda versprach in ihrem Mannesmuth, ihn auch im Kampfe nicht zu verlassen und im Tode ihm zur Seite zu stehn. Sie hielt jedoch nicht ihr gegebenes Wort. Denn als Amleth in Jütland vom Viglet in der Schlacht getödtet war, wurde sie willig eine Beute und Gemahlin des Siegers. — Dies war Amleth's Ende und noch jetzt findet sich in Jütland das Feld, das durch sein Grabmal verherrlicht, seinen Namen trägt (Amleth's Heide — noch heute Amelhede unfern von Randers). So hat Amleth die Götter fast an Ruhm erreicht, die größten Helden an Thatkraft übertroffen. Viglet dagegen starb nach einer langen ruhigen Regierung zuletzt an Krankheit.

2. Die Ueberlieferung der Amlethsage.

Nachdem wir uns in diesen Grundzügen Amleth's Leben und Thaten vorgeführt haben, ist die erste Frage, was wir von dem Allen halten sollen, ob wir darin wirkliche Begebenheiten, geschichtliche Thatsachen vorgeführt finden, oder ob wir es hier mit einer bloßen Dichtung und Sage zu thun haben. Es ist nun zur Genüge bekannt, daß der dänische Geschichtschreiber Saxo in der ersten Hälfte seiner dänischen Geschichte bei dem Mangel an anderer Ueberlieferung, um doch nach dem Vorbilde der alten classischen Geschichtschreiber, in deren Schule er sprachlich und geistig sich gebildet hatte, ein möglichst vollständiges Gesammtbild von der Geschichte seines Vaterlandes zu entwerfen, den Stoff dazu meist aus der zu seiner Zeit noch üppig wuchernden, ihm von Jugend auf wohlbekannten und geliebten Volkssage und Volksdichtung entnommen und, ähnlich wie zum Theil in Snorri's Heimskringla geschehen, lose mit einander verknüpft, zu einer wirklichen Geschichte zu gestalten versucht hat. Jene Volkssage war aber, wie auch noch bei Saxo vielfach deutlich zu erkennen ist, altgermanischen Ursprungs, selbst aus dem uralten Göttermythus entstanden und erst im Laufe der Zeit als Niederschlag der Götterſage allmählich in die Form der Heldensage, ja zum Theil in noch weiterem Fortschritt schon als Niederschlag der Heldensage in die Form des Volksliedes und des Märchens übergegangen. Dies gilt, wie sich unten noch weiter bestätigen wird, auch von Saxo's Erzählung in Betreff Amleth's. Der gelehrte dänische Alterthumsforscher P. E. Müller hat richtig erkannt und nachgewiesen, daß für Amleth kein Raum und kein Boden in der dänischen Geschichte ist, daß derselbe der dänischen Volkssage angehört. Wir haben dabei für die Amlethsage nur das Eine zu bedauern, daß wir rücksichtlich ihres Stoffs fast einzig und allein auf Saxo's Ueberlieferung angewiesen sind und daß wir seinen Bericht aus andern Quellen weder besonders bestätigen, noch ergänzen, noch berichtigen können. Aber dennoch kann uns für solchen Mangel der Umstand zum Troste dienen, daß die Volksdichtung in Rücksicht auf die Ueberlieferung einen besondern Schutz gewissermaßen in sich selbst hat. Wohl ist es ja

ein Einzelner, der diese Dichtung singt und darstellt oder erzählt und überliefert, aber er thut dies als Organ, als Mund seines Volks und seiner Zeit, so daß er vor aller subjectiven Willkür bewahrt, dem heiligen, geweihten Erbe der Väter nichts Fremdes oder Eigenes beimischen darf. Der eigentliche Kern und innere Gehalt, die eigenthümlichen Grundzüge der Sage sind ein für allemal gegeben und können nur fortschreitend im Zusammenhang mit dem innerlich und äußerlich weiter entwickelten Leben des Volks in immer neue Formen gekleidet oder an immer neu entstandene, namentlich auch geschichtliche Beziehungen, in welche das Volk eingetreten, welche neu- und umgestaltend auf das Leben des Volkes eingewirkt haben, angeknüpft werden, bis sie erst später von ihrer eigentlichen Wurzel im Leben und Bewußtsein des Volks losgerissen, der willkürlichen Behandlung und Verwendung der Gelehrten verfallen. So sehr wir darum bei Saxo auf die ihm eigene Neigung zum rhetorischen und auch ethischen Pathos zu achten haben und berechtigt sind, die meist leicht erkennbare äußere Zuthat auszuscheiden, so dürfen wir doch getrost den eigentlichen Bericht, wenn ihm nicht unwillkürliche Versehen, Gedächtnißfehler und Mißverständnisse oder Auslassungen dazwischengetreten sind, als ächt, als zuverlässig und treu überliefert annehmen und haben dies auch bei der Amlethsage zu thun. Weniger sicher sind wir überall in Betreff der Vollständigkeit der uns überlieferten Sage, da hierfür die Neigung des Geschichtschreibers, durch seine Sagen möglichst einen geschichtlichen Zusammenhang herzustellen, zum Theil auch persönliche Liebhaberei oder doch die ihm grade nur zu Gebote stehende Ueberlieferung bestimmend sein konnte. Aber auch diese Gefahr wird durch des Verfassers unverkennbare Vorliebe für all die von ihm überlieferten Sagen trotz all seiner sittlichen und religiösen Bedenken, wieder ausgeglichen. Wenn darum der erste Theil der Amlethsage überall eingehend, in sich zusammenhängend und gewiß vollständig ist, von Amleths zweiter Reise nach England statt der frühern epischen Breite und Durchsichtigkeit eine größere Knappheit und dadurch erzeugte Verdunkelung der einzelnen Züge der Sage eintritt, so dürfte dies vielleicht weniger dem ermatteten Interesse des Erzählers, als

vielmehr der eigenthümlichen Beschaffenheit der Sage selbst und ihrer Ueberlieferung beizumessen sein, wenn wir nicht annehmen wollen, daß, je weiter der Stoff sich von der dänischen Heimath und so von der vermeintlichen dänischen Geschichte entfernte, auch von Saxo eine Beschränkung desselben beliebt worden sei.

Woher jedoch Saxo die Amlethsage entnommen, ob aus mündlicher oder schriftlicher Ueberlieferung, ob aus der Sage oder Dichtung, ist schwer mit völliger Sicherheit zu bestimmen. Merkwürdig ist, daß an einer Stelle, nachdem erzählt ist, der König von England habe, um zu erforschen, woher nach Amleth's Angabe das Getränk beim Mahle den Eisengeschmack erhalten, die Quelle aufräumen lassen und unten am Grunde verrostete Schwerter gefunden, Saxo hinzufügt: Andere berichten oder erzählen (alii ideo potionem notatam referunt), das Getränk wäre darum von Amleth getadelt worden, weil der Meth von dem Honig, den die vom Leibe eines Verstorbenen genährten Bienen bereitet, den Verwesungsgeschmack behalten hätte. Hiernach könnte es scheinen, als hätte Saxo sich an mündliche Berichte der Sage angeschlossen, die sonst übereinstimmend, in diesem einen Zuge von einander abgewichen wären, der freilich, so unscheinbar er sein mag, doch schon auf eine Art Fortbildung der Sage hindeuten könnte. Wenn dagegen P. E. Müller aus dem Umstande, daß nach Saxo's Erzählung Fialler aus Schonen vom Amleth verbannt, nach Undensakre sich entfernt habe, mit dem Zusatz, daß dieser Name unsern Völkern unbekannt sei, schließen will, daß die ganze Amlethsage oder doch wenigstens dieser Zug derselben uns auf isländischen Ursprung verweise, da dieser Name bei den Isländern als Odainsakre d. h. Unsterblichkeitsacker, namentlich in spätern Sagen, sehr wohl bekannt sei, so müßte diese Vermuthung schon darum hinfällig sein, weil Saxo mit unsern Völkern (nostris ignotum populis) jedenfalls die Isländer, die damals mit dem übrigen Scandinavien und Dänemark dieselbe Sprache redeten, eingeschlossen hätte. Aber M. irrt überhaupt, wenn er zu dem „unsern Völkern unbekannt" den Namen ergänzt, statt, wie der Zusammenhang mit Nothwendigkeit fordert, den Ort: also nach Undensakre war Fialler weit fortgegangen, in ein Land und an einen Ort, den wir

hier zu Lande nicht kennen, dessen Lage hier zu Lande, bei unsern Völkern im Norden unbekannt ist. Mit Recht, der Ort ist auf keiner Karte, war damals auch in Saxo's geographischem Horizont, wie wir später sehen werden, nicht zu finden, so daß damit der Vermuthung Müller's aller Boden entzogen ist. Vielmehr gehört die Amlethsage, deren Wurzeln freilich noch weiter reichen, in der von Saxo überlieferten Gestaltung und Ausprägung vor Allem dem Boden an, in welchem sie nach ihrer geschichtlichen Anknüpfung und Lokalisirung fixirt worden ist, nach Jütland, wo im Bezirk von Randers, südlich von der Stadt Hald, noch zu Saxo's Zeit Amleth's Grab und Acker, und bis auf den heutigen Tag ein Dorf, Namens Amelhede, gefunden wird, wie ebenso ganz in der Nähe von Viborg. Aehnlich finden sich im Anschluß an Fengo's Namen auf der Insel Morsö ein Sandhügel und eine Meerenge: Feggeklit und Feggesund als Spuren der dort lokalisirten Sage.

Fragen wir nun nach der Zeit, in welcher die uns hier vorliegende Gestaltung der Amlethsage sich vollzogen hat, so läßt sich hierfür zwar kein Jahr, aber doch ziemlich annähernd eine Grenze festsetzen, wenn wir die geschichtlichen und auch culturhistorischen Voraussetzungen der Sage ins Auge fassen. Von geringerer Bedeutung ist uns dabei, daß Saxo die Sage mit dem König Rörik, freilich lose genug und ganz äußerlich, verknüpft. Horvendill und Fengo sollten vom König Rörik nach dem Tode ihres Vaters in die Statthalterschaft von Jütland (in Jutiae praesidium) eingesetzt sein; der Erstere kehrte nach 3 Jahren von seinen Vikingsfahrten zurück, erwarb sich des Königs Gunst durch reiche Geschenke und erhielt dessen vermeintliche Tochter Gerutha zur Gemahlin. Später nach Amleth's letzter Rückkehr aus England heißt es dann, König Rörik sei gestorben und Viglet ihm in der Herrschaft gefolgt. Um schließlich dessen Feindschaft gegen die Gerutha zu erklären, heißt es noch, derselbe habe sich darüber beschwert, daß ihr Sohn Amleth, was doch schon früher Fengo ganz widerrechtlich und ungestraft gethan, sich der Königsherrschaft von Jütland bemächtigt habe mit Beeinträchtigung der Rechte des Königs von Lethra, der allein die Befugniß hätte, Hoheitsrechte zu geben oder aufzuheben (filium

eius, fraudato Lethrarum rege, cui dignitatum iura dandi tollendique ius esset, Jutiae regnum occupasse conquestus). Ist doch auch dieser dänische König Rörik Slyngebond, der mit den Slaven oder Wenden Krieg führte, fast ganz in Sagendunkel gehüllt, obwohl ihn das Eddalied Hyndluliodh Str. 26 zum Vater des Harald Hildetan macht, der etwa im 8. Jahrh. in jener hochgefeierten Bravallaschlacht im hohen Alter dem Schwedenkönig Ring unterlag, so daß wir etwa den König Rörik um 680 anzusetzen hätten. Aber ebenso wenig wie ein geschichtlicher Amleth, will sich auch ein geschichtlicher Viglet irgend finden. Nur einige zweifelhafte Genealogieen dänischer Könige und die von Saxo vielfach abweichende Chronik des Königs Erich führen ihn als König von Norwegen auf, und zwar erscheint er hier und ebenso in der spätern dänischen Chronik, wie in einem ältern Codex des Saxo zur Erklärung des omni petulantiae genere fatigatam Gerutham beigefügt war, als Stiefvater des Amleth (vitricus Amlethi). Von Interesse ist nun, daß mit unserer Sage in Uebereinstimmung auch die Angelsachsen den Viglet als Viklef in ihren Genealogieen erhalten haben, ja daß auch der Name Amloda nicht nur im skandinavischen Norden und Island, sondern auch bei den Angelsachsen jeden dummen, zu allem ungeschickten Menschen bezeichnet, wobei nur die Frage ist, ob dieser Name als Appellativ dem Helden der Sage oder der Held der Sage dem Appellativ diese Bedeutung zugeführt hat.

Aber wichtiger als diese zweifelhaften persönlichen Anknüpfungen der Sage sind uns zuerst die historischen Voraussetzungen, auf welchen die Amlethsage beruht. Zunächst gilt der König von Seeland und Lethra als Oberkönig und ist zugleich im Besitz von Schonen, was zwar in den eigentlichen Nerv der Sage noch nicht tiefer eingreift. Es war etwa um die Mitte des 9. Jahrhunderts, als Gorm der Alte, wie dies in unserer Sage auf Rörik und zumal auf Viglet übertragen ist, noch vor dem Eindringen des Christenthums, sich Jütland unterwarf, seinen Königssitz zu Seeland in Lethra aufrichtete und dazu auch Schonen beherrschte. Die Berichte der beiden Seefahrer Other und Wulfstan an den König Aelfred von England haben solche

Lage der Dinge, einerseits den Gegensatz zwischen Dänemark und Jütland, andererseits zwischen Seeland und Schonen zur Voraussetzung. Dazu paßt nun ganz genau die weitere geschichtliche Annahme unserer Amlethsage, nach welcher ohne Weiteres der König von England, dessen Name leider verschwiegen wird, dem Jütenkönig Fengo — wir sehen, die Sage nimmt es nicht so ängstlich und überträgt auf ihn, was doch nur vom Dänenkönig gelten konnte — als befreundet und tributpflichtig angesehn und bezeichnet wird: ein Verhältniß, das wir in solcher Weise als natürlich erst an das Ende des 9. Jahrh. c. 870 versetzen dürfen. Wir haben dabei an die siegreiche Zeit der Dänen in England vor des Königs Aelfred Ermannung zu denken, als die Dänen, der Sage nach durch Ragnar Lodbrok und dessen Söhne, bis nach Irland und Schottland noch zu heidnischer Zeit in die früher selten besuchte brittische Insel ihre Raubzüge und Eroberungen verlegten. — Hiermit ist nun außerdem auch die culturhistorische Voraussetzung der Amlethsage in Uebereinstimmung. Hören wir zuerst die freilich von den Isländern, aber doch im Geist jener Zeit erdichtete Erzählung von Gorm's Gemahlin, der Königin Thyra Danebod (Dänentrost): Gorm's und Thyra's Söhne, Knut und Harald, liebten sich nicht, denn des alten Vaters Neigung hing allein an Knut, seinem Aeltesten. Gorm schwur, wer ihm seines Lieblings Tod melden würde, solle sterben. Knut und Harald trafen sich aber einmal auf einem ihrer Seezüge zufällig am Limfiord; Harald war stärker an Schiffen, griff an und erschlug den Bruder. Da sprach Thyra: „Zwei Habichte stießen auf einander, der graue hat den weißen getödtet." Aber Gorm verstand die Rede nicht. Nun ließ Thyra den königlichen Saal mit schwarzen und aschgrauen Teppichen bekleiden und legte Trauergewand an (ganz wie Gerutha). Da rief Gorm: „Gewiß ist mein Sohn Knut todt." Und Thyra sprach: „Du selber, und kein anderer hat es dir verkündigt." Gorm aber starb vor Gram. (S. Dahlmann, Dän. Gesch. 1, 72.) Dazu werden uns später die von Gorm in jedem Jahr am Julfest zu Lethra dargebrachten Opfer von Interesse sein. Wir wollen jetzt nur noch auf Saxo's Bericht von Amleth's wunderbarem Schilde hinweisen, der uns etwa

in dieselbe Zeit führen dürfte, da nach der uralten Sitte der Deutschen und der Nordländer, wie ausdrücklich durch treffende Beispiele bestätigt wird, ihre Schilde, sowohl im Innern, wie von außen, mit der Darstellung ruhmvoller Thaten bemalt waren. So wird in einem Liederfragment von Bragi dem Alten, dem Vater der Skaldendichtung, etwa am Ende des 9. Jahrh., erwähnt, wie auf dem innern Boden des Schildes viele Thaten gemalt waren. Vor Allem hatte der Sänger Einar Skalaglam vom Jarl Hakon Sigurdsson einen kostbaren Schild erhalten, auf welchem zwischen Streifen von Gold und Edelsteinen alte Geschichten dargestellt waren. Weist also sowohl das in der Sage vorausgesetzte politische und geschichtliche und culturhistorische Verhältniß auf das Ende des 9. Jahrh. als die Zeit der hier fixirten Gestaltung der Amlethsage hin, so haben wir zugleich anzunehmen, daß auch die eigenthümliche geistige Auffassung und Darstellung, die dieser Ausprägung der Sage zu Grunde liegt, mit der darin niedergelegten Symbolik uns ein Bild von der damals erreichten Ausbildung der Volkssage und Volksdichtung zu geben im Stande ist.

Aber wenn wir in der That diese Ausprägung der Amlethsage, wie sie von Saxo uns überliefert ist, in jene Zeit unmittelbar vor dem Eindringen des Christenthums in Dänemark zu verlegen berechtigt sind, so reichen freilich die eigentlichen Wurzeln der Sage viel weiter zurück, ja wir sind im Stande, auch ohne noch auf den mythischen Gehalt derselben jetzt schon einzugehen, selbst die geschichtliche Verbreitung näher zu begrenzen. Denn wenn die Sage das geschichtliche Gewand nur angenommen hat und an sich dem geschichtlichen Boden ganz fremd ist, so weist eben der Umstand, daß Amleth zum König von England reisend gedacht wird und später von England sogar weiter nach Schottland oder eigentlich wohl nur, wie ähnlich in der Sage von Ragnar Lodbrok, nach Nordengland zur Hermuthruda geführt wird, mit Nothwendigkeit darauf hin, daß die Amlethsage von Jütland aus nach England und weiter nach diesem Schottland verpflanzt, hier festgewurzelt war, so daß das, was eigentlich auf Jütland beschränkt gewesen, an dem Faden des Sagenzusammenhangs weiter nach England und Schottland verlegt werden

mußte. Diese Verpflanzung der Amlethsage aus der besonderen Heimath in Jütland konnte aber nur durch die südlichen und nördlichen Bewohner Jütlands, die Angeln und die Jüten, geschehen sein, die von hier aus etwa um die Mitte des 5. Jahrh. theils im Norden in Anglien und Northumberland, dem Schottland unserer Sage, theils im Süden in Kent als dem Land der Jüten erobernd eingedrungen waren. Daß aber wieder die Sage von Kent erst nach diesem Schottland übertragen war, deutet nicht nur der Umstand an, daß der Verlauf der Sage selbst uns diese gewissermaßen geschichtliche Reihenfolge angiebt, sondern auch die eigenthümliche Thatsache, daß grade in der altjütischen Königsfamilie uns zwar nicht der mythische Name Hermuthruda, wohl aber verwandte Namen wie von Eormenric abstammend, Eormenred und von diesem Eormenberge, Eormengythe neben Eormenhilde u. a. begegnen, und dann wieder Irmenburge als Gemahlin des Ecgfried von Northumbrien, in Mercia neben Ermenhilde und Ermenberge von Kent Mildrithe und Ewenedrythe, wie Aedilthryd zu York. (Vgl. die bei Lappenberg's Engl. Gesch. am Ende des 1. Bandes angeführten Stammtafeln.) — Wir begnügen uns für jetzt, diese Fäden anzudeuten, die sich von Jütland nach Kent und Northumbrien hinübergesponnen haben, und kehren nach der besonderen Heimath der von Saxo überlieferten Amlethsage, nach Jütland, und in den Norden zurück.

Hier ist es uns nun von ganz besonderem Interesse, daß sich neben Saxo wenigstens eine eigenthümliche Spur der Amlethsage, die uns zugleich für unsre Deutung derselben sehr werthvoll ist, erhalten hat. Es ist zwar nur ein Liederfragment vom Skalden Snaebjorn, welches uns von der jüngern Edda im Skaldskaparmal aufbewahrt ist, wo der Skalden Bezeichnungen für die See mit Belegstellen aus ihren Gedichten aufgeführt werden. Unter diesen Umschreibungen befindet sich auch, daß das Meer Amlodi's Mühle (Amloda kvern) d. i. Amleth's Mühle genannt wird. Wir werden die Stelle später noch genauer anführen und benutzen.

Wir sehen leicht, daß diese bloße Andeutung den ganzen Hintergrund der Amlethsage als allgemein im Norden bekannt

vorausſetzte, ohne daß anzunehmen wäre, daß dieſe Bekanntſchaft auf Saxo's Bericht zurückgeführt werden müßte. Anders freilich wird es ſich mit der, zwar noch nicht gedruckten, isländiſchen Amlodaſaga verhalten, obgleich eine Vergleichung mit Saxo immerhin von Intereſſe ſein dürfte. Auf gleichem Wege, d. h. aus Saxo, gelangte die Amlethſage in die däniſche Reimchronik (Danske Rimkrönike) eines Mönches Niels von Sorö am Ende des 15. Jahrhunderts, c. 1478—81, der zumeiſt Saxo's däniſche Geſchichte ſogar in Verſe brachte. Das Buch wurde zuerſt von Gottfried v. Ghemen in Kopenhagen 1495 und ſpäter bis in die neueſte Zeit oft gedruckt. Die Könige treten darin ſelbſtredend auf und erzählen ihr eigenes Leben und ebenſo, rührend genug, ihren eigenen Tod. Die Amlethſage findet ſich daraus von Wollheim überſetzt, in deſſen National-Literatur der Skandinavier (10. Lieferg.). Hören wir zur Charakteriſtik des Ganzen den Anfang. Orwendel ſpricht:

Von Dank bin ich gegen die Jüten beſeelt,
Daß mich ſie zu ihrem König erwählt.
Fegge meinen Bruder das verdroß,
Der deshalb auch mein Herzblut vergoß;
Dann nahm er Gerud, die Königin mein,
Und ſetzte zu ſeiner Gemahlin ſie ein.

Von Intereſſe ſind dabei vorzüglich nur die hier vielfach angedeuteten Spuren von dem Fortleben der Sage im däniſchen Volk. Es wird auch hier hervorgehoben, daß nach Fegge, als Volksname für Fengo, der Fegges-Sund in Jütland benannt ſei. Fegge ſagt, daß er im eigenen Hauſe (gaardh), das da zu Wiborg in Jütland liege, von ſeinem Neffen Amlet erſchlagen ſei. Amlet oder Ambluthe, Rörik's Tochterſohn, erzählt u. a., wenn er ſich nicht verrückt geſtellt, hätte ihn ſein Oheim gemordet, wie ein Ferkel (som en Gryss).

Er wählte ſich meine Mutter ſodann
Und nahm ſie als ſeine Hausfrau an.
Nun ſaß ich am heimiſchen Heerde ſo nackt,
An jedem Glied wie von Krankheit gepackt.
Und Haken (kroge) macht' ich bei Nacht und bei Tage
Die ſchichtete ich auf dann, Lage auf Lage. —

Unter den Antworten heißt es:

Als tiefer wir waren in Waldes Gehägen,
Kam plötzlich ein großer Wolf uns entgegen;
Da sprach wer vom begleitenden Troß:
Schaut hin, was ist das dort für ein Roß!
Ja, sagt' ich da, und auf keinen Fall
Besitzt mein Vater ein gleiches im Stall.
Als wir nun genahet waren dem Strande,
Da fanden ein Ruder wir liegen im Sande.
Sie riefen: Ein größeres Messer, traun!
Seit unsrer Geburt nicht konnten wir schaun.
Ich antwortete ganz passend im Nu:
Es gehört nur ein großes Stück Fleisch dazu.
Und als wir kamen ganz dicht an den Strand,
Da nahm ich etwas vom weißen Sand
Und fragt' die Genossen: Was ist denn das hier?
Mehl ist es! gaben zur Antwort sie mir.
Wohl — warf ich ihnen dagegen ein —
Das muß auf 'ner Windmühl gemahlen sein. — —

So geht die meist kurz gefaßte Erzählung Saxo's fort. Wir führen nur noch an, daß Amleth auf des Stiefvaters Frage nach seinen Gefährten bei seiner Rückkehr aus England, man sieht nicht aus welchem Grunde mit Anrufung von Odhin und Thor, erwiedert:

Da hielt ich die Stäb' ihm entgegen voll Gold:
Hier sind sie ja beide, es seien mir hold
So Oden wie auch der Gott Thor, der mein Hort
Zu jeder Stund und an jeglichem Ort.

Ferner heißt es, nachdem Englands König von Amleth erschlagen:

Erschlug ihn und nahm so das englische Land;
Doch Schottland bracht' mir der Gattin Hand.

Er hatte, was hier ausdrücklich hervorgehoben, die Herrschaft von England und Schottland vereinigt, durch seine beiden Gemahlinnen erworben. Dann heißt es zum Schluß:

Indem die zwei Gattinnen mit mir ich nahm,
Ich wieder zurück nach Dänemark kam.
Doch hatte, als ich dort angekommen,
Einen andern Mann sich die Mutter genommen;

Der brachte tückisch mich ums Leben,
Denn nach der Herrschaft ging sein Streben.
Zwar gelobt' meine Königin zu mir zu stehn,
Doch ließ sie Falschheit und List nur sehn.
Sie nahm zum Gatten und hegte genug
Ihn, der mich mit tückischer Arglist erschlug.
So pflegen oft böse Weiber zu schalten
Und ihre Gelübde nicht treu zu halten.

Durch diese vielverbreitete Reimchronik wurde also in Dänemark das Andenken an den altdänischen Helden Amleth fort und fort erneuert und erhalten. Im übrigen Europa wurde aber Amleth's Geschichte besonders durch den französischen Historiker und Vielschreiber unter Karl IX und Heinrich III, Belle Forest († 1583), bekannt, der in den 5. Band seiner Cent Histoires tragiques vom J. 1564 nach freier Uebersetzung aus Saxo die Erzählung in Novellenform aufgenommen hatte: Avec quelle ruse Amleth, qui depuis fut roi de Danemarck, vengea la mort de son père Horvendille, occis par Fengon, son frère. Wohl wurden diese Novellen des Belle Forest, die sonst zum Theil aus den italienischen Novellen Bandello's gezogen, bei dem damals viel verbreiteten Interesse für solche Lectüre viele Leser fanden, auch ins Englische übersetzt, doch ist die älteste Uebersetzung nicht, wenigstens nicht nachweislich, vor 1608 erschienen, und gerade die Erzählung von Amleth ist in einzelnen Zügen, wie beim Tode des Polonius mit Amleth's Ausruf a rat, a rat, höchst wahrscheinlich schon nach Shakespeare's damals allgemein bekannter Tragödie geändert und ergänzt. Freilich hatte auch schon der französische Uebersetzer mit dem stramentum, dem nach altnordischer Sitte auf dem Fußboden gebreiteten Stroh, das zum Versteck benutzt war und auf dem dann Amleth wie ein Hahn einherstolzierte, nichts anzufangen gewußt, hatte auch nicht, wie andere, an ein Strohlager gedacht, sondern vielleicht durch eine Verwechselung mit stragulum oder mit Rücksicht auf sternere an einen Vorhang und Teppich gedacht, hinter welchem jedes verdächtige Geräusch jenen Ausruf allerdings nahe legte. Die Unterschiede zwischen Saxo, Belle Forest und der englischen Uebersetzung mit Shakespeare sind näher nachgewiesen und dargelegt in C. Hebler's Aufsätzen über Shakespeare. Bern 1865. — Es wäre

nun außerdem nicht unmöglich, daß der an sich anziehende und höchst dramatische Stoff schon vor Shakespeare zu einer englischen Tragödie verarbeitet wäre, da Th. Nash schon in einer 1587 oder 1589 verfaßten Vorrede zu Rob. Greene's Menaphon sagen kann: Der ins Englische übersetzte Seneca wird euch ganze Hamlets geben oder besser ganze Hände voll tragischer Reden („He will afford you whole Hamlets, I should say handfuls of tragical speeches"). Ferner bezeichnet der Theaterdirector Henslowe 1594 in seinem Tagebuch (Diary) einen Hamlet, der im Juni d. J. von seiner und der Shakespeareschen Gesellschaft neu aufgeführt sei. Im J. 1596 sagt Th. Lodge in Wit's Miserie von einem Teufel: Er sieht so bleich aus wie das Gesicht des Geistes, der so erbärmlich auf dem Theater schrie: Hamlet, Rache (He looks as pale as the vizard of the ghost, who cried so miserably at the theatre: Hamlet, revenge). Alles dieses deutet auf einen damals bekannten und aufgeführten Hamlet, und man könnte sagen, daß als Verfasser desselben Shakespeare mit Sicherheit nicht bezeugt oder auch wahrscheinlich wäre, da einerseits die ganze Anlage unseres Hamlet schon ein gereifteres, mehr reflectirendes Alter des Dichters voraussetzte, andererseits im J. 1598 die Hauptquelle über die Entstehungszeit der Shakespeareschen Dramen, Francis Meres in Palladis Tamia, unter seinen Tragödien Hamlet nicht aufführte. Dagegen erwähnt, wie jedes argumentum a silentio immer mißlich bleibt, ausdrücklich im J. 1598 eine Notiz G. Harvey's in Speght's Ausgabe des Chaucer: „Die jungen Leute ergötzen sich sehr an Shakespeare's Venus und Adonis; Lucretia aber und Hamlet, Prinz von Dänemark, gewinnen den Beifall der ältern Leute" — womit jedenfalls auf ein längeres, vielleicht schon seit 1589, der Erwähnung von Nash, datirendes Vorhandensein dieses Stückes geschlossen werden könnte. Wer wäre überhaupt nicht geneigt, die Erfindung, zumal von der wirksamen Einführung des Geistes auf die Bühne, dem Genius des Shakespeare beizumessen? Zuerst wird dann am 26. Juli 1602 Hamlet als kürzlich aufgeführt und zum Druck bestimmt, notirt von James Roberts: A booke, The Revenge of Hamlett, prince of Denmarke, as yt was latelie acted by the Lord Chamberlayn his ser-

vantes. — Erſt im J. 1603 erſchien hierauf die erſte Ausgabe unter dem Titel: The Tragicall Historie of Hamlet Prince of Denmarke. By William Shakespeare. As it hath beene diverse times acted by his Highnesse servants in the Cittie of London: as also in the two Universities of Cambridge and Oxford, and else-where. At London printed for N. L. and John Trundell 1603. Dies iſt offenbar die frühere unvollkommene Redaction, die außer manchen andern formellen Ungenauigkeiten ſich auch weſentlich von unſerm Text darin unterſcheidet, daß der Dialog vielfach kürzer und dürftiger erſcheint, daß einzelne kleinere Scenen ganz fehlen, andere dagegen zugeſetzt ſind, daß in der Unterredung mit der Mutter dieſe betheuert, von der Ermordung ihres Gatten nichts gewußt zu haben, daß außer anderem Polonius hier noch Corambis, ſein Diener Reynaldo hier Montano, Roſenkranz und Gyldenſtern hier Roſſencroft und Gildenſtene heißen. Aber grade die mancherlei Ungenauigkeiten dieſer, wie höchſt wahrſcheinlich iſt, unberechtigten Ausgabe, die den ſpätern Text vielfach bis zur Unkenntlichkeit entſtellt enthält, mochten den Dichter zu einer genauern Reviſion und Vervollſtändigung des Textes veranlaßt haben, ſo daß darum gleich im folgenden Jahr 1604 folgende berichtigte und weſentlich, wenn auch nicht grade um das doppelte, vermehrte neue Ausgabe, gewiß vom Dichter ſelbſt beſorgt, nach einer treuen und vollſtändigen Abſchrift erſchien: The Tragicall Historie of Hamlet, Prince of Denmarke. By William Shakespeare. Newly imprinted and enlarged to almost as much againe as it was, according to the true and perfect Coppie. At London, Printed by J. R. for N. L. and are to be sold at his shop under Saint Dunstons Church in Fleetstreet 1604 in Quarto. Dieſe Ausgabe wurde dann ſchon 1605, 1607 und 1611, am vollſtändigſten ſpäter 1623 in Folio wiederholt.

Wenn wir die Frage, ob Sh. bereits ein älteres Stück vorfand und benutzte, auf ſich beruhen laſſen, ſo kann jeder durch Vergleichung mit Saxo's Erzählung erkennen, was der Dichter entweder ſelbſtändig oder in Anlehnung an ſeinen unbekannten Vorgänger für den Zweck ſeiner Tragödie beibehalten,

geändert, hinzugefügt hat. Die Grundzüge der Sage sind festgehalten, sind auch in ihrer Aufeinanderfolge mit Fortlassung von Amleths Verunstaltung und Prüfung bis zur Reise nach England frei benutzt, während dann die etwas künstlich herbeigeführte Rückkehr Hamlets, wie gleich im Anfang die Exposition, das Eingreifen des Geistes in die Handlung und überhaupt die zwar zum Theil etwas gewaltsame Herbeiführung des ganzen fast hypertragischen Ausgangs der freien Erfindung des Dichters angehören. Aber die Kraft und Wirkung des Dramas liegt nicht sowohl in der äußeren Form, als in dem geistigen Gehalt der Handlung. Wenn also auch Shakespeare durch die Sage die Hauptgestalten des Königs Claudius, der Königin Gertrud und des Prinzen Hamlet, dazu Horatio, Polonius und Ophelia angedeutet vorfand, so wird doch die Bewunderung seines Dichtergenius besonders erregt, wenn wir vergleichen, welches feinsinnige, charaktervolle, greifbare Leben mit Hinzunahme der übrigen Personen und mit Verkürzung, Aenderung, Vertiefung der dramatischen Handlung bis zur erschütterndsten Wirkung er ihnen eingeflößt hat. Gewiß läßt sich nicht leugnen, daß gerade der durch die Sage schon eigenthümlich geartete und ausgeprägte Charakter des Amleth in seiner Doppelnatur eine ganz besondere Anziehung für unsern Dichter gehabt hat und die Anregung für seine uns Deutschen noch mehr als den praktischen Engländern sympathische Auffassung und Durchführung gewesen ist, aber was hat er durch seine schöpferische Gestaltung aus ihm gemacht? Er hat freilich die an sich eigenthümlich großartige Heldengestalt der Sage fast in ihr Gegentheil verwandelt. Er ließ die eine Seite, den heroischen Charakter derselben, ganz zurücktreten, aber bemächtigte sich dafür der anderen, der reflectirenden Seite. In solcher Umkehrung war ihm dieses Doppelwesen zugleich als Spiegelbild der menschlichen Natur, des *δίψυχος*, höchst erwünscht, um darin sich selbst, sein über sich, über die Menschennatur, das Weltwesen, die Kunst reflectirendes Ich und damit die reflexive Richtung seiner und der neuern Zeit überhaupt zum Ausdruck zu bringen, die es vor lauter Selbstbewußtsein, philosophischer Betrachtung und dialectischer Zweifelsucht selbst den packendsten Thatsachen, Motiven und

Pflichten gegenüber zwar zum scharfsinnigsten Urtheil, zum lebhaftesten Gefühlsausdruck, zur treffendsten Selbstironie, aber nimmer zur bewußten, überlegten, besonnenen That, zur Willens- und Thatkraft, sondern schließlich nur, nicht treibend und activ, sondern getrieben und passiv, zur unbesonnenen, zwecklosen, zufälligen Kraft der Leidenschaft zu bringen vermag. So löst sich denn mit dem Haupthelden das ganze Drama, so voll von Handlung es erfüllt ist, doch zumeist in empfindungsreiche Leidenschaft und reflectirendes Pathos auf, zu welchem Zweck natürlich auch die ganze Handlung aus der naiven, naturwüchsigen Jugendkraft der Heldenzeit in die ganz moderne Weltrichtung und Weltanschauung kritischer Speculation eines Giordano Bruno und Montaigne im 16. Jahrh. verlegt und umgesetzt werden muß. Darum erscheinen nun auch mitten in dem gewaltigen Drama voll tiefster Tragik nicht nur alle handelnden Personen, sondern auch alle dargestellten Zustände in einer gewissen Selbstauflösung und innerlichen Entzweiung. Es fing an faul zu werden in dem alternden Staate Dänemark, da die ganze Zeit in ihrer kritischen Zersetzung aus den Fugen gehen wollte und niemand stark genug war, sie einzurenken. Seit Schande, Grausamkeit und Völlerei den Thron bestiegen, steht dieser nur auf morschen Stützen und bricht, vom Aufruhr schon bedroht, im allgemeinen Untergang zusammen: das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit, aber in der neu durch Norwegens König Viglet-Fortinbras erstehenden Herrschaft wird ein neues, ein thatkräftigeres Regiment und Leben schon in der ausführlichen Exposition vorbereitet, zum versöhnenden Schluß in Aussicht gestellt. Ein solcher Zwiespalt ist der König mit seinem schuldbefleckten Gewissen in seiner angemaßten und nur mit Gewalt behaupteten Herrschaft, Königin und Vaterwürde, daß er selbst in Buße und Gebet es nicht über die Reflexion hinauszubringen vermag und darum mit seiner kalten Verstandesberechnung von Schuld zu Schuld und schließlich in sein eigenes Verderben stürzt. Ein solcher Zwiespalt ist mit ihm die Königin, zuerst noch wie sicher in ihrem Unrecht und träumend in ihrem Schuldbewußtsein, dann aber durch Hamlet zur Buße aufgeweckt, zwischen ihren beiden, so grundverschiedenen Gatten, zwischen dem König und dem Sohn,

zwischen Hamlet und Ophelia, zwischen Polonius und Laertes, zwischen Laertes und Hamlet in ihrer Neigung, Theilnahme und Empfindung umhergeworfen, bis sie unschuldig schuldvoll untergeht. Und nun vor Allem Ophelia, die zarte Blüthe, halb Kind, halb Jungfrau, in die Mitte zwischen Kindespflicht und tief im Herzen keimender Mannesliebe gestellt, so daß, als diese beiden vollklingenden Saiten ihres Herzens, ja ihres Liebeslebens plötzlich mit rauher Hand zerrissen werden, die zarte Harmonie in schreiende Dissonanz sich auflöst, die zugleich ihren Liebestraum und ihr Leben zertrümmert. Sehen wir weiter von den halben Menschen wie Rosenkranz und Gyldenstern und dem Hofschranzen Osrik ab, während der edle Horatio und der von kriegerischem Ehrgeiz erfüllte Fortinbras dem Hamlet mehr als Gegenbild zur Seite und gegenübergestellt werden, so ist auch Polonius als der sorglich kluge, freilich närrisch-geschwätzige und polternde Vater und dazu wieder der vorwitzige, in seinem zudringlichen Diensteifer charakterlose Hofmann, der für seinen Vorwitz das Schlimmste erfährt und so die Katastrophe beschleunigt, ebenso eine Doppelnatur wie auf andere Weise sein Sohn Laertes, der halb Däne, halb Franzose, zwischen Edelsinn und Leidenschaft, zwischen reiner Sohnes- und Schwesterliebe und unreiner Rachsucht getheilt, als feiles Werkzeug des Königs die Hand zu falschem Spiel und Verrath zu bieten vermag zu seinem und des Freundes Verderben, bis er erst im Angesicht des Todes sich wiederfindet. Und nun gar Hamlet, seit dem Eintritt in die Handlung eine einzige große Dissonanz seines Daseins, zwischen großem, edlem, kühnem Wollen, Denken und Empfinden und unentschlossenem, von immer neuem Zweifel gehemmtem Thun und Können ruhelos umhergeworfen, bis zuletzt der immer Bewußte wie in einer Ironie des Geschicks nur durch die Leidenschaft zur unbewußten That bestimmt und fortgerissen wird, daß schließlich nur durch ein Verhängniß, durch höhere Entscheidung, nicht durch Menschenkunst und Menschenwitz Alles durch einander und zusammenstürzt. Im gewöhnlichen, ruhigen Verlauf des Daseins zu aller Vollkommenheit angelegt, aber durch die schwere Hand des Schicksals vor eine seine Thatkraft überwältigende Aufgabe gestellt, wird er aus der Harmonie seines innern Lebens heraus-

gerissen und entrückt, von dem einen übermächtigen Gefühl und Gedanken so hingenommen, daß daneben anderes nichts mehr Raum hat und entweichen muß, damit alles von der einen Idee beherrscht werden könne, ohne daß doch aus solcher Alleinherrschaft des Gefühls und Gedankens die reale That sich erzeugen könnte. So wird Hamlet als der Mann der Reflexion, der Selbstironie, des Alles, selbst im Wortsinn, dialectisch verdrehenden Widerspruchs, des philosophischen und rhetorischen Pathos, ein Vertreter, nicht der kampflustigen, kriegerischen, thatkräftigen Heldenzeit wie Fortinbras, sondern der zum Selbstbewußtsein erwachten, überall suchenden, fragenden, zweifelnden modernen Weltrichtung des alternden Dichters und seiner Zeit, die in ihrer Selbstzersetzung sich selbst zerstört. Und doch bei aller Krankheit welch eine Fülle lebensvoller, warmer Empfindungen, edler Bestrebungen, tiefsinniger Betrachtungen und Gedanken über alle Gebiete des Lebens, der Kunst und auch des Wissens tönt uns aus diesem reich angelegten Geist entgegen, daß wir den Helden mit Liebe und Begeisterung umfassen, weil wir in ihm die eine, auch in uns Deutschen vorherrschende tiefere Seite von uns selbst erkennen und wiederfinden. Eben darum hat das ganze Drama zu aller Zeit und besonders für uns so ergreifend, so anziehend und bedeutungsvoll gewirkt, weil darin wie in einem klaren Spiegel und wie typisch unser ganzes modernes Selbst- und Weltbewußtsein uns zu drastischer, lebensvoller Anschauung gebracht wird.

Ist also die Amlethsage durch die geniale Schöpferkraft des großen englischen Dichters, wenn auch in freier, zum Theil gewaltthätiger Bearbeitung und Umwandlung, zum Träger und Vertreter der modernen Geistescultur der neuern Zeit gemacht worden, so haben wir jetzt zu betrachten, und damit kehren wir zu der eigentlichen uns hier gestellten Aufgabe zurück, wie sie in ihrer Ursprünglichkeit aus uralten Anfängen religiöser Naturanschauung erwachsen, tief bedeutungs- und inhaltsvoll durch die unbewußt wirkende Schöpferkraft des ebenso genial dichtenden Volksgeistes als ein Spiegelbild der eigenthümlich gearteten heidnischen Cultur und nordisch-deutschen Heldenkraft sich darstellt. Wir haben zu versuchen, ob es uns gelingen wird, den

der Amlethsage, wie auch sonst anerkannt ist, zu Grunde liegenden mythischen Gehalt aufzudecken und ans Licht zu ziehn. Um aber diese Aufgabe mit der nöthigen Sicherheit und Glaubwürdigkeit zu lösen, werden wir nur auf mancherlei Umwegen zum Ziele gelangen können, da es dazu nothwendig ist, die vielverschlungenen Fäden aus dem kunstvoll reich und immer reicher fortgesponnenen Gewebe nordisch-deutscher Sagendichtung loszulösen und bloßzulegen. Aber auch die erforderlichen Umwege werden kaum ermüdend sein, wenn wir uns erinnern, daß wir uns dabei überall auf unserm eigenen geistigen Heimathsboden bewegen, dessen mannigfaltige Erzeugnisse unseres tieferen Verständnisses immer bedürftig bleiben. Wenn wir aber, um in den eigentlichen Sinn der Amlethsage einzudringen, dieselbe Schritt für Schritt zu verfolgen genöthigt sind, so kommt uns gleich im Eingang der glückliche Umstand zu Hülfe, daß uns zwar nicht von der Amlethsage selbst, wohl aber von der Einleitung derselben, soweit sie Amleths Vater Horvendill betrifft, wenn auch nur einzelne zersprengte, doch äußerst wichtige Trümmer sowohl in der altnordischen als in der ältern deutschen Ueberlieferung erhalten sind. Und grade diese sind am besten geeignet, uns nicht nur den richtigen Weg zu unserer Deutung der ganzen Amlethsage zu bahnen, sondern auch den engen Zusammenhang dieser nordischen und deutschen Sage, welche eben im altgermanischen Göttermythus ihre gemeinschaftliche Wurzel hat, zu bestätigen. Reihen wir darum, ehe wir an die Deutung der eigentlichen Amlethsage herantreten, zuerst jene immerhin nur vereinzelt überlieferten Züge hier an einander.

3. Amleths Vater, Oervandil, in Thors Kampf mit Hrungnir.

In der jüngeren Edda lesen wir in der Skalda folgende Erzählung von Thors und des Riesen Hrungnir Zweikampf.

Bragi erzählte dem Aegir: „Thor war die Ostwege gefahren, Unholde (tröll) zu tödten, Odhin aber ritt auf Sleipnir nach Jotunheim, wo er zu dem Riesen kam, der Hrungnir hieß.

Da fragte Hrungnir, welchen Mann er da mit dem Goldhelm sähe, der Luft und Wasser reite, und sagte, daß derselbe ein sehr gutes Roß habe. Odhin entgegnete: er wolle sein Haupt dafür wetten, daß kein ebenso gutes Roß in Jotunheim wäre. Hrungnir sprach: es sei zwar ein gutes Roß, aber er habe eins, das in viel größeren Sprüngen laufe, das Gullfaxi heiße. Und Hrungnir ward zornig, sprang auf sein Roß und ritt ihm nach, um ihm seine Prahlerei zu lohnen. Aber Odhin ritt so schnell, daß er ihm um einen anderen Hügel zuvor war. Hrungnir war jedoch in solchem Jotenzorn, daß er es nicht merkte, als bis er innerhalb des Gitterthors von Asgard war. Da er nun an die Thore der Halle kam, luden ihn die Asen zum Trinkgelag. Er ging in die Halle und forderte zu trinken. Da wurden die Schalen genommen, aus denen Thor zu trinken pflegte, und er leerte sie beide. Sobald er trunken geworden war, sparte er nicht große Worte und sagte: er werde Valhalla aufnehmen und nach Jotunheim tragen, Asgard versenken, alle Götter erschlagen, bis auf Freia und Sif, die wolle er mit sich heim führen. Wie Freia kam, ihm einzuschenken, sprach er, er wolle alles Asenael austrinken (allt asa-öl). Bald wurden die Asen seines Prahlens überdrüssig und riefen den Thor. Alsbald kam Thor in die Halle und hielt seinen Hammer aufgehoben (uppi a lopti); er war sehr zornig und fragte, wer das gerathen hätte, daß hundweise Joten hier trinken sollten, oder wer dem Hrungnir Sicherheit gewährt, in Valhalla zu sein, oder warum ihm Freia einschenke, wie beim Gelage der Asen. Da antwortete Hrungnir und sah nicht mit Freundesaugen auf Thor, daß Odhin ihn zum Trinken geladen und daß er in seinem Frieden wäre. Thor sprach: die Einladung solle Hrungnir bereuen, ehe er herauskomme. Hrungnir erwiederte: das werde dem Asen-Thor wenig Ehre bringen, ihn waffenlos zu tödten, es wäre ein größerer Muth, wenn er es wage, mit ihm an ihrer Landesgrenze auf Griotunagard zu kämpfen; „und war es große Thorheit von mir," sprach er, „daß ich Schild und Schleifstein daheim ließ. Wenn ich meine Waffen hier hätte, wollten wir gleich einen Holmgang erproben; aber in diesem Fall schuldige ich dich des Neidingswerks, wenn du mich waffenlos tödten willst." Thor wollte

da auf keinen Fall zögern, zum Zweikampf zu kommen, nachdem er jetzt zum Holmgang herausgefordert war, wozu ihn noch niemand früher geladen hatte.

Hierauf fuhr Hrungnir seines Weges und eilte gewaltig, bis daß er nach Jotunheim kam, und wurde seine Fahrt vielberühmt bei den Joten und daß es mit ihm und Thor zur Zweikampfsfestsetzung gekommen war. Es erschien den Joten von großer Entscheidung, wer den Sieg erhielte; denn sie waren vom Thor auf Böses gefaßt, wenn Hrungnir bliebe, weil dieser der Stärkste von ihnen war. Da machten die Joten zu Griotunagard einen Mann von Lehm, der war 9 Rasten hoch und 3 breit zwischen den Händen. Aber sie fanden kein so großes Herz, das für ihn paßte, bis sie eins aus einer Stute nahmen; doch war ihm das nicht fest, als Thor kam. Hrungnir hatte das Herz, das berühmt ist, von hartem Stein und scharfkantig, mit 3 Ecken, so wie seitdem gemacht wird das Runenzeichen, welches Hrungnirs Herz heißt. Von Stein war auch sein Haupt, auch sein Schild war von Stein, breit und dick, und er hielt den Schild vor sich, als er auf Griotunagard stand und Thors wartete. Den Schleifstein hatte er zur Waffe und nahm ihn auf die Achsel, nicht lieblich (daeligr) anzusehn. Auf seiner andern Seite stand der Lehmriese, der Mökkurkalfi hieß, der war sehr furchtsam und es wird gesagt, daß ihm das Wasser lief, als er Thor sah. Thor fuhr zum verabredeten Holmgang und mit ihm Thialfi. Da lief Thialfi vor, wo Hrungnir stand, und sprach zu ihm: „Du stehst unvorsichtig, Jotun, und hältst den Schild vor dich. Aber Thor hat dich gesehen und fährt hernieder in die Erde, da wird er von unten an dich kommen.“ Darauf warf sich Hrungnir den Schild unter die Füße und stand darauf, aber mit den beiden Händen schwang er den Schleifstein. Alsbald sah er Blitze und hörte große Donnerschläge und sah nun Thor im Asenzorn, wie er gewaltig daherfuhr, den Hammer schwang und ihn eine weite Strecke auf Hrungnir warf. Hrungnir hebt jedoch mit beiden Händen den Schleifstein auf und wirft den entgegen, daß dieser dem Hammer im Fluge begegnet und entzwei bricht. Ein Stück fällt zur Erde, und sind davon alle Wetzsteinfelsen geworden; das andre

Stück fuhr in Thors Haupt, so daß dieser auf die Erde niederfiel. Dagegen drang der Hammer Miöllnir dem Hrungnir mitten in das Haupt und zerschmetterte seinen Schädel in kleine Stücke. Da fiel er vorn über Thor, daß sein Fuß auf Thors Halse lag. Aber Thialfi ging gegen Mökkurkalfi an, und fiel derselbe mit geringem Lobe. Dann trat Thialfi zu Thor und wollte Hrungnirs Fuß von ihm nehmen, aber er hatte keine Macht dazu. Da traten auch alle Asen hinzu, als sie hörten, daß Thor gefallen sei, und wollten den Fuß von ihm nehmen, aber sie hatten keinen Erfolg. Zuletzt kam Magni herbei, Thors Sohn von der Jarnsaxa, der damals 3 Winter alt war; der schleuderte Hrungnirs Fuß vom Thor und sprach: „Das ist mir leider Schmerz, Vater, daß ich so spät kam; ich meine, daß ich diesen Riesen mit der Faust zur Hel gesandt hätte, wenn ich ihn gefunden hätte." Da stand Thor auf und empfing seinen Sohn wohl und sagte, er würde ein sehr starker Mann werden, „und will ich dir," sprach er, „das Pferd Gullfaxi geben, das Hrungnir gehabt hat." Odhin aber sagte dazu, daß Thor übel thäte, weil er ein so gutes Pferd dem Sohn einer Riesin gäbe und nicht seinem Vater. Thor fuhr nun heim nach Thrudvang, und der Schleifstein steckte in seinem Haupt. Da kam zu ihm eine Wahrsagerin (völva), die Groa hieß, die Frau Örvandils des Kühnen (kona Örvandils hins fraekna), die sang ihre Zauberlieder über Thor, bis daß der Stein sich löste. Aber als Thor das fand und meinte, daß er den Stein los werden möchte, da wollte er der Groa ihre Heilung lohnen und sie froh machen, darum erzählte er ihr die Zeitung, daß er von Norden über die Urströme (Elivâgar) gewatet sei und im Korbe (meis, iarnmeis) auf dem Rücken Örvandil von Norden her aus Jotunheim getragen habe; zum Zeichen diene ihr, daß eine Zehe von ihm aus dem Korbe hervorgestanden und so erfroren wäre; Thor habe sie abgebrochen und hinauf an den Himmel geworfen und den Stern daraus gemacht, der Örvandils Zehe heiße. Thor sagte auch, daß es nicht lange hin sei, bis Örvandil heim kommen möge. Aber Groa ward darüber so froh, daß sie keiner Zauberlieder mehr gedachte, und der Schleifstein ward nicht loser, sondern steckt noch in Thors Haupte. Darum wird davor gewarnt, den

Schleifstein von der Erde schräg zu werfen, sonst rührt sich der Schleifstein in Thors Haupte." — Es folgt hierauf noch eine Stelle aus einem kunstvollen Skaldengesange des Thiodolf von Hvin über diese Sage, Haustlöng, woraus wir für uns als besonders wichtig nur die Bezeichnung der Groa als ölgefion oder Methgöttin hervorheben.

Wohl sind wir auch durch diese Erzählung nur zu Oervandil's Fußspitze geführt, ohne daß unsre eben erregte Wißbegierde, mehr von ihm zu erfahren, befriedigt würde, aber der nahe Zusammenhang, in welchen er hier zu Thor gesetzt wird, läßt sein eigenthümliches Wesen kaum verkennen und öffnet uns bereits den Blick in den mythischen Hintergrund der Amlethsage.

Es entsteht also zunächst die Frage: Wer ist dieser kühne Held Oervandil, der vom Thor aus Jotunheim im Brodkorb auf dem Rücken heimgebracht wird, dem auf dem Wege die hervorstehende Zehe erfriert, der aber dennoch bald zu seiner durch Zauberlieder heilkräftigen Methgöttin Groa zurückkehrt? Uhland, Thor 47, hat bereits folgende Deutung versucht: „Groa ist das Wachsthum, das Saatengrün, das vergeblich bemüht ist, die Steine des Feldes zu bedecken, Thor's Wunde zu heilen. — Oervandil, der mit dem Pfeil Arbeitende, Anstrebende, ist der Fruchtkeim, der, wenn einmal die Saat grünt, bald auch hervorstechen und aufschießen wird. Ihn hat Thor von Norden her aus Jotunheim, der Riesenwelt, über Elivagar, die Eisströme, getragen; er hat das keimende Pflanzenleben den eisigen Winter über bewahrt; aber der kecke Oervandil hat eine Zehe hervorgestreckt und erfroren, der Keim hat sich allzufrühe herausgewagt und muß es büßen." Vgl. 51: „Der vollgewachsene Fruchthalm (Geirvandil) mit der spitzigen Aehre strebt wie ein Schaft mit dem Speereisen empor, während der neukeimende, der von jenem abstammt (Oervandil), nur wie eine Pfeilspitze hervordringt." Aber so sinnig vielfach Uhland's Deutungen sind und oft das Richtige treffen, so ist die von ihm durchgeführte Grundanschauung, nach welcher in den Thormythen alles mit dem menschlichen Anbau des Landes in Beziehung gesetzt wird, doch meist nur geeignet, den Mythen Gewalt anzuthun und durch zu große Beschränkung den wahren Sinn derselben und das

richtige Verſtändniß der Göttergeſtalten bis auf einzelne ſchöne Ausnahmen zu verfehlen. So hat er auch hier offenbar richtige Beziehungen mit fremdartigen vermiſcht und den eigentlichen Kern der Sage mehr berührt als aufgedeckt. Wie und wodurch gewinnen wir aber den richtigen Zugang zu dieſer und im Weſentlichen zu aller Mythendeutung?

4. Die Grundzüge der nordiſch-deutſchen Götterſage.

Es gilt zum richtigen Verſtändniß aller Mythen, auch der aus gleicher Wurzel erwachſenen altnordiſchen und deutſchen, vor Allem ſich herabzulaſſen und ſich hineinzuleben in die kindlichnaive, phantaſiereiche Auffaſſungsweiſe, wie ſie den Völkern auf ihrer Kindheitsſtufe eigen iſt, um dadurch den Schlüſſel zu der ſymboliſchen Bilderſprache zu finden, in welcher ſie die uralte religiöſe Anſchauung und Betrachtung des Naturlebens ausgedrückt und niedergelegt haben.

Der Menſch mit ſeinem Gottesgeiſt und den mehr und mehr zwar verdunkelten Erinnerungen an die urſprüngliche Gottesoffenbarung ausgerüſtet, ſtand mitten in die große, wunderbarherrliche Gotteswelt hineingeſtellt. So war er einerſeits überall leidend und abhängig dem gewaltigen Strom des immer wechſelnden, auf- und abfluthenden Naturlebens preisgegeben, wie überwältigt und unfrei, und doch andrerſeits auch widerſtrebend, ſelbſtthätig, ſeiner herrſchaftlichen Beſtimmung gemäß nach Befreiung ringend, wie äußerlich, ſo auch innerlich und geiſtig, im ſteten Kampf mit ſolchem Leben der Natur. Er verlangte und ſuchte nach dem Gott über der Natur, der die ganze Welt, im Großen wie im Kleinſten, im Innerſten zuſammenhält, aber er konnte trotz alles Sehnens und Ringens in eigner Kraft ſich nicht zu ihm erheben und ſank immer wieder herab zum Grundirrthum alles Heidenthums, zur Naturvergötterung, daß er das Geſchöpf, das Geſchaffene, das gottgewirkte, gottgezeugte Naturleben anbetete ſtatt des Schöpfers (*τὴν κτίσιν παρὰ τὸν κτίσαντα*). Aber immer war es doch, je urſprünglicher und älter, deſto deutlicher und unverkennbarer ein göttliches Weſen, das im ganzen Leben und in allen Einzelerſchei-

nungen der Natur und dazu vor Allem auch in der Menschenwelt ihm sich offenbarte und lebendig wirksam erschien. Dies ist der namentlich dem indogermanischen Volksstamm eigenthümliche monotheistische Pantheismus des Heidenthums, wie ganz richtig auch J. Grimm beim deutschen Volk erkannt hat, wenn er sagt: „Der Monotheismus ist etwas so nothwendiges und wesentliches, daß fast alle Heiden in ihrer Götter buntem Gewimmel bewußt oder unbewußt darauf ausgehen, einen obersten Gott anzuerkennen, der schon die Eigenschaften aller übrigen in sich trägt, so daß diese nun als seine Ausflüsse, Verjüngungen, Erfrischungen zu betrachten sind."

Dieser eine Gott ist ihm die in der Natur waltende, in allen Erscheinungen sichtbare, persönliche Lebenskraft, der allem Naturleben immanente Gott, jener regnator omnium deus des Tacitus (Germ. 39), der dann besonders auf jenen drei großen Naturgebieten des Lichtreichs am Himmel und auf Erden, des Wasserreichs im Thau und Regen, im Quell und Bach, im Fluß und Meer, und zuletzt des Erdreichs in der Fruchtbarkeit auf und unter der Erde, als Licht- und Wasser- und Erdgott zur Erscheinung kommt. Aber aus jener Geschlossenheit der einen Gottheit, secretum illud, quod sola reverentia vident (Germ. 9), löst sich zuerst an dem die ganze Welt durchwaltenden Gegensatz des Himmels als der männlichschaffenden, erzeugenden, belebenden Potenz, und der Erde, als der weiblich empfangenden, befruchteten, aus ihrem Mutterschooß alles Leben ans Licht bringenden Potenz die Doppelnatur des Himmelsgottes und der Erdgöttin, der männlichen und weiblichen, der väterlichen und mütterlichen Gottheit in der Weise heraus, daß dies weibliche Götterwesen dem männlichen nicht allein in jenem Gegensatz gegenüber, sondern auch in all seinen sonstigen Beziehungen ganz naturgemäß zugleich als Licht- und Wasser- und Erdgöttin zur Seite tritt. Aus solchem ersten Götterpaare entfaltete sich dann erst mit einer gewissen Naturnothwendigkeit im Verlauf der inneren und äußeren Entwickelung des Volks diese ursprünglich pantheistische Einheit an der Fülle ihrer im Leben der Natur zur Erscheinung kommenden Offenbarungen, Eigenschaften, Gegensätze in allmählich fortschreitender Mannigfaltigkeit

und Zerſplitterung zu einer Menge von ihr immer mehr losgelöſter ſelbſtändiger Götterweſen ſo jedoch, daß der urſprüngliche Zuſammenhang für den aufmerkſamen Forſcher und das kundige Auge niemals ganz verloren geht, ſondern daß jeder losgelöſte, zur Selbſtändigkeit erhobene Gottestheil ſich leicht wieder in den urſprünglichen Zuſammenhang einreihen läßt und aus ſolcher Verknüpfung erſt ſein richtiges Verſtändniß gewinnt.

Faſt parallel und in enger Beziehung zu dieſem innern Proceß der Göttergeſtaltung, dieſelbe vielfach fördernd und beſtimmend, geht nun die mehr äußere geſchichtliche Entwickelung. War dort mehr die objective, im Naturleben geheimnißvoll wirkende, ſich kundgebende Macht und Erſcheinungsform der Gottheit der aus den einzelnen Eigenſchaften, Thätigkeiten, Gegenſätzen immer neue Götter erzeugende, geſtaltende Factor, ſo kam nun ſubjectiv die beſondere, in einer immer fortſchreitenden Geiſtes- und Culturentwickelung ſtehende Auffaſſung gerade dieſes einen beſtimmten Volks als anderer entſprechender Factor hinzu. Im Großen und Ganzen iſt freilich alle heidniſche Religion als Reſultat gleicher Factoren ebenſo wie alles menſchliche Denken, wie alle menſchliche Sprache mit einander verwandt; verwandter aber ſchon, theils wegen der ähnlichen Naturſeite, theils wegen der ähnlichen Geiſtes- und Charaktereigenthümlichkeit wie das Denken und die Sprache, ſo auch die Religion innerhalb des indogermaniſchen Stammes; am verwandteſten jedoch in dieſem beſchränkteren Kreiſe die Göttergeſtaltung ſowohl in ihrer freilich über ſolche Schranken zurückreichenden Urſprünglichkeit als auch in ihrer ganzen Entwickelung und Entfaltung in dem geſchloſſenen Kreiſe ein und deſſelben, hier des germaniſchen, einſt auch den ſkandinaviſchen Norden umfaſſenden Volksſtamms, da derſelbe im Weſentlichen nicht nur in daſſelbe Naturleben Europas hineingeſtellt, ſondern auch mit derſelben ſeinem Charakter entſprechenden eigenthümlichen Naturanſchauung und Gemüthstiefe ausgeſtattet war. Und dennoch machte ſich auch hier, wie in der Geſtaltung der dialectiſch abweichenden Sprache und der ganzen inneren Entwickelung, ſo in der Göttergeſtaltung, Mythenbildung und Religionsentwickelung trotz aller Aehnlichkeit und Verwandtſchaft bald wieder eine große und immer reichere

Mannigfaltigkeit geltend, welche theils von dem doch wieder vielfach verschiedenartigen Naturleben, theils von der anders-gearteten Charaktereigenthümlichkeit, Anschauungsweise und Lebensart innerhalb der einzelnen Volksstämme bedingt wurde. So war der nordische Odhin und der deutsche Wodan mit allen Ausgestaltungen und Vereinzelungen seines Wesens zwar im Großen und Ganzen gleich und übereinstimmend, aber doch im Einzelnen auch wieder von einander verschieden und eigenartig, wie der Charakter und das Naturleben der Deutschen und der Nordländer trotz großer Aehnlichkeit vielfach von einander abwich. Und was von diesen beiden größeren Volksstämmen galt, fand, wie schon Tacitus hervorhebt, entsprechende Anwendung bei den einzelnen unterschiedenen Völkerschaften innerhalb jener größeren Kreise. Sobald jedoch die einzelnen Völkerstämme, sei es nach ihrer Trennung, Absonderung, Auswanderung, sei es auch schon in ihrer früheren Heimath in der geschichtlichen Entwickelung eine oder die andere aus dem einen Gottesweſen abgezweigte Gottheit zu ihrer Stammesgottheit erwählten, so wurde dieser nicht nur an sich als Theil der einen Gottheit zugleich der Reflex der ganzen Gottesnatur, sondern, weil der Theil nun neben anderen für sie das Ganze geworden war, so wurden alle Wesensbestimmungen der Gesammtheit, auch in Folge des überall wieder wirksamen monotheistischen Zuges, mehr und mehr auf die so erwählten Stammgötter übertragen. Odhin-Thor war zu Odhin und Thor wie Odhin-Freir zu Odhin und Freir geworden, aber Freir und Thor und jede Gottheit für sich, die von der göttlichen Einheit als besondere Kraft oder Thätigkeit des Naturgottes losgelöst, zur selbständigen Gottheit ausgestaltet war, spiegelte in sich zugleich das Wesen Odhins wieder und zwar um so mehr, als sie von diesem oder jenem Stamm zur Stammgottheit erhoben und ausgebildet wurde.

Die alten nordischen und deutschen Götter prägen also in ihrem Wesen und Leben das eigenthümlich geartete nordische und deutsche Naturleben personificirt gedacht, aus, so jedoch, daß sie nicht nur allgemein menschlich als die solches Naturleben leitenden und bestimmenden, in solchem Naturleben hervortretenden Mächte und Herrscher, sondern ganz eigenthümlich nor-

disch und deutsch als die deutschen oder nordischen Heerkönige und Helden erscheinen und dadurch in tiefsinnigkühner Symbolik mit der ganzen immer genau entsprechenden Entstehung, Entwickelung und Vergehung, Körpergestalt, Gewandung und Ausrüstung, Bewegung, Lebens- und Kampfesart, überhaupt mit ihrem ganzen volksthümlichen Sein und Leben und Wirken wie im Spiegelbild der kindlich, jugendlich, deutsch dichtenden Phantasie die ganze Fülle und den ganzen Verlauf des nordischdeutschen Naturlebens in all seinen Beziehungen dem menschlichen und deutschen Leben angepaßt, zum Ausdruck bringen. Da jedoch zwar das dem Menschengeist gewaltig und überwältigend gegenüberstehende Naturleben im Wesentlichen unverändert bleibt, der dies Bild aus dem Menschenleben reflectirende Spiegel im Verlauf der Jahrhunderte überhaupt und so auch im nordischen und deutschen Volk mit der fortschreitenden Cultur sich änderte, so war darum mit Nothwendigkeit auch das reflectirte Bild selbst zwar seinem Kern, Gehalt und Wesen nach immer sich selbst gleich und ähnlich, aber in der Form, Ausstattung und Einkleidung, wie wir sie in den Göttermythen vor uns haben, ganz entsprechend wechselnd und verschieden und das um so mehr, als in stetiger Entwickelung jene naturgewaltigen Göttergestalten immer weiter von ihrer ursprünglichen Wurzel und Heimath sich entfernend, vom Göttermythus bis zur Heldensage, von der Heldensage bis zum Volkslied und schließlich bis zum Kindermärchen immer mehr, fast bis zur völligen Unkenntlichkeit sich mit dem Menschenleben identificirten.

Den eigentlichen Mittelpunkt aller Göttermythen bildet aber vorzüglich und ganz natürlich der in jedem Jahr sich für uns vollziehende Kreislauf des Naturlebens, in welchem der scheinbar immer wechselnde und verschiedene, doch in sich selbst zurückkehrende Lauf und Stand der Sonne zur mütterlichen Erde alles Erdenleben, alles Wachsen und Gedeihen, alle Fruchtbarkeit und dann alles Ersterben derselben, alles Licht und Leben wie alle Finsterniß und Todesmacht, alle fruchtbringende Wärme und alle alles Leben erstarrende Kälte herbeiführt und dadurch allbestimmend, entscheidend, vielartig auf das ganze Natur- und Menschenleben, wunderbar mächtig auf das Menschengemüth ein-

wirkt. Phöbus Apollo ist von je her der Künstler gewesen, der tief das Menschenherz erschütterte und bewegte, tief in seine Saiten hineingriff, daß dies vielstimmige Instrument in immer neuen Accorden und Liedern erklang und wie die Leier des Orpheus die ganze Welt in Mitleidenschaft zog und fortriß. Ja, wir werden es verstehen lernen, daß der Mensch zu aller Zeit in seiner Naturabhängigkeit ganz in diesen lichtgewirkten Zauberkreis des Erdenlebens hineingestellt, endlos in immer neuen Variationen vorzüglich diesen entscheidenden Vorgang und Verlauf des Naturlebens in seinen Göttermythen und in den Niederschlägen derselben, in seinen historischen Heldensagen und bis zuletzt in seinen immer mehr vermenschlichten und individualisirten Volksmärchen zu dem unerschöpflich mannigfaltigsten Ausdruck gebracht, zu dem eigentlichen Mittelpunkt gemacht hat, an welchen als die eigentliche Substanz aller Mythen und Mythenbildung sich alles Uebrige bis zur äußersten Peripherie ergänzend anschließen sollte.

Verweilen wir, zumal in der Beleuchtung der bis auf den heutigen Tag viel verbreiteten Anschauungen des deutschen Volks, noch einen Augenblick bei diesem Gedanken. Also alle einzelnen Erscheinungen und Vorgänge in dem Kreislauf des Jahres, und zwar nicht der Natur überhaupt, sondern der nordischen und deutschen Natur werden in menschliche oder vielmehr eigenthümlich deutsche Gestalt und Empfindung gekleidet, auf den Gott und die Götter übertragen. Wenn die Sonne zur Zeit des längsten Tages am Himmel ihren Höhepunkt erreicht hat, zur Johanniszeit, strahlt der Gott in seinem herrlichsten Lichtglanz. Täglich zwar geht und steigt er seine Sonnenbahn hinauf, der schnellste Fußgänger, bis er nach vollendetem Lauf wegmüde im Westen sich in seiner Schlafkammer zur Ruhe, zu Rüste begiebt, noch vor dem Untergang in Gold und Freude hellaufglänzend. Oder er geht nicht mehr, sondern reitet auf seinem Sonnenroß, das stärker, gewaltiger und schneller als alle andern Rosse, ihn die Himmelsbahn durch Luft und Meer, den Tag über als glanzmähniger Skinfaxi, die Nacht über als thaumähniger Hrimfaxi trägt. Oder er fährt auf seinem Sonnenwagen, namentlich furchtbar rollend und gewaltig donnernd,

wenn er im Zorn aus finſterm Gewölk als Donnerer feuerbärtig ſeine Blitze ſchleudert und ſeinen immer wieder in ſeine Hand zurückkehrenden Donnerhammer ſchwingt. Es taucht der Sonnengott am Abend in das Meer, um in den Armen der Nacht ſich zu ruhen, ſeine Feuergluth zu löſchen und dann wieder am Morgen durch das Waſſerbad gereinigt, in friſcher Pracht dem Meere zu entſteigen. So ſchien es allen, denen der Abend und der Weſten am Meere lag, während für die Andern im Binnenland der Sonnengott vom Himmel zu Walde, hinter die Berge, unter die Erde geht. Zur Nachtzeit ſetzt der Gott ins Meer geſunken, in Dunkelheit und Schrecken ſich hüllend, ſeinen Aegirshelm oder die Tarnkappe auf, wenn er nicht mit ſeinem thaumähnigen Lichtroß oder neben ihm die Göttin in ihrem goldſtrahlenden Lichtglanz (brisingamen) das Dunkel durchbricht. Im Morgengrauen ſchlägt er wie ein Adler ſeine Klauen durch das Nachtgewölk, kündigt bald als ſchöner Jüngling ſeine Wiederkehr an, ſtellt ſich zuerſt am Gipfel des Berges noch auf die Zehen, um ſchnell ins Land zu ſchauen und ſteigt dann eilends auf. Dann hat er die Nachtkappe von ſich geworfen, hat ſiegreich die Nacht verſcheucht. Von ihm unterſchieden muß ſie von ihrem Thron wieder herabſteigen, den er jetzt in weithinſtrahlendem Glanz an ihrer Statt einnimmt. Und wie er im Morgenroth ſich nahend aus dem Meere aufrauſcht, ertönt die Luft und Alles in der Welt mit ihm in froher Bewegung. Er lacht in Wonne auf nach der Trauer der Nacht und wird von den Menſchen, insbeſondere auch von den eben erwachten Vögeln, mit Freuden begrüßt. Die Hähne ſchwingen die Flügel zum Morgenſchall, die Nachtigall läßt ihre Lieder hell erklingen, oder der Gott ſelbſt erſcheint als Rabe, als thaubenetzter Habicht im dunklen Nachtgefieder, bis er mit frohem Weiſſageruf zum goldnen Licht erwacht, das er als Hahn beim erſten Morgengrauen mit lautem Flügelſchlag als der laute Rufer des Tages zur Verſcheuchung der Nacht immer von Neuem verkündet. Dieſe Doppelnatur des Gottes im Kreislauf des einen Tages wiederholt ſich nun in ähnlicher Anſchauung und Auffaſſung entſprechend im Kreislauf des ganzen Jahres, ſo daß der Sommer gewiſſermaßen als der große Tag, der Winter als die lange Nacht des Jahres

gedacht, jener die Lichtseite und das Leben, dieser die Schattenseite und den Tod darstellte.

Sehen wir darum jetzt, wie der Sonnengott erschien, wenn er zur Johanniszeit auf seiner Lichthöhe angelangt war. In die glänzendste Sonnenrüstung gekleidet, mit seinem Sonnenschwert, mit Speer oder Bogen als Speer- oder Bogenschütze ausgerüstet, in seinem Sonnenhelm und Panzer und Schild hochherrlich und siegreich, strahlte er wie ein mächtiger deutscher Siegesheld, bis dahin unverwundbar in seinem Kriegeskleid, mit seinem weithin leuchtenden blauen Himmelsgewand. Jetzt erscheint Odhin als Baldur mit seiner Nanna, der lichtglänzende Himmelsgott mit seiner geliebten Erdgöttin, in unwiderstehlichem Liebreiz, von allen Wesen im Himmel und auf Erden einzig geliebt, daß nichts ihm schaden kann und nichts ihm schaden will auf der Höhe seines Glücks, auch wenn alle Götter es versuchen und ihn zur Zielscheibe ihrer Geschosse machen. Und doch, die Sonne bleibt nicht immer auf ihrer Höhe, obgleich es scheint, als ob sie eine Weile auf ihrer höchsten Sonnenhöhe stillstände. Kaum hat sie dieselbe erreicht im Sommersolstiz, so muß sie, wenn sie auch jetzt erst ihre ganze Gluthhitze versendet, das ganze Füllhorn gereifter Fruchtbarkeit über die Erde ausstreut, doch alsbald wieder von derselben herab. Schon steht die Winternacht vor der Thür und wartet ihres siegreichen Einzugs, daß des hellleuchtenden Gottes Licht bald schwinden muß. Das ist ein tiefer, schmerzvoller Riß und Zwiespalt durch das ganze Leben der Natur und durch die mit ihr verbundene Götter- und Menschenwelt, sobald nun allmählich, wenn auch erst noch langsam, der Winter hereinzubrechen beginnt. Das früher der Erde so freundlich und liebreich zugewandte Angesicht der Sonne fängt an von ihr sich abzuwenden, daß die Tage immer kürzer, dunkler, unfreundlicher werden. Wo ist die Sonne geblieben mit ihrem Glanz, ihrer Wärme, ihrer Lebenskraft? Der Himmel mit seinen dunklen Wolken, seinen rauhen Wettern wird immer veränderlicher, unfreundlicher, verdüsterter, bis die Finsterniß und immer wachsende Winternacht den Sieg gewinnt, überhand nimmt und mit ihr Sturm und Kälte, Hagel und Schnee und zuletzt die harte Eisrinde die unfruchtbare, erstarrte, in des

Todes Macht gegebene Erde weit und breit bedeckt und in harte, unlösbare Fesseln legt. Alles aber, was die Natur in solchem Wechsel am Himmel und auf Erden erleidet, das muß nun der mit der Natur identificirte, in ihr waltende, ihr inwohnende Himmels- und Erdgott überall persönlich miterleiden. Der leuchtende Himmelsgott muß sein Sonnenauge einbüßen, das Odhin dem Mimir am unterweltlichen Mimirsbrunnen zum Pfande setzt, d. h. der Lichtgott Odhin wird in dieser winterlichen Zeit selbst zum winterlichen Gott der Finsterniß, der Unterwelt, wo er jetzt, wie zur Nacht, unter die Erde oder in die Meerestiefe hinabgesunken, finster und verderblich waltet als Unterweltsgott mit der Göttin gleiches Wesens ihm zur Seite Er ist darum jetzt im Winter nicht mehr die lichte, freundliche, segensreiche, sondern die finstre, verderbliche Licht- und Feuersmacht (Loki) geworden und herrscht nun in der fernen Welt des rauhen, eisigen Nordens und des finstern, nächtlichen Westens, wohin das schwache Licht der Sonne immer mehr entweicht, als Utgardloki mit der Hel, obwohl später das eine Götterwesen im Bruderpaar an solchem Gegensatz feindlich auseinandertrat und in zwei einander entgegengesetzte Götter sich auflöste.

Aber derselbe Naturvorgang wurde auch anders aufgefaßt. Der Himmelsgott hat als Sonnengott Freir jetzt sein Sonnenschwert eingebüßt, wie als Donnergott seinen Blitzhammer. Er muß im Kampf seinem winterlichen Widerpart, wie nach kosmologischer Umdeutung einst in Ragnarök dem Surtur oder als Odhin-Thor dem Fenrirswolf und dem Midgardsorm unterliegen. Als Baldur war er selbst im höchsten Siegesglanz erlegt worden von dem blinden Wintergott Hödur-Loki durch den Todesstreich, oder von dem Pfeilschützen, der er bis dahin siegreich und nimmerfehlend selber war, ins Herz oder in den Apfel, als Symbol des Gottes in seiner höchsten Fruchtbarkeit, getroffen, wie durch Eigils oder Tells Geschoß, daß er nun selbst des Todes, seinem eigenen Widerpart, der andern Hälfte seines Wesens, wo der Licht- und Sommergott zum Unterwelts- und winterlichen Todesgott geworden ist, Raum geben muß. Nachdem aber der Gott mit seiner Göttin, zugleich mit dem Himmelslicht, den Wasserfluthen, der Erdfruchtbarkeit dem Tode

verfallen, zum winterlichen, nächtlichen Todtengott geworden ist, nimmt er jetzt auch seiner winterlichen Natur entsprechend, überall nach Gestaltung, Aussehn und Wesen eine völlig veränderte Gestalt an. Er ist alt, finster und graubärtig, des Augenlichtes beraubt, blind, mißgestalten und schrecklich. Er fährt im Sturmwind daher als Adler, kleidet sich in des winterlichen Wolfes Gestalt, ruht auf dem Meeresgrund, der die Erde umschließt, als Midgardsorm und wüthet im winterlichen Forst als Eber, der dem Lichtgott Freir geweiht, nun als Gullinbursti im nächtlichen Dunkel mit seinen Goldborsten das winterliche Licht verbreitet, während Freia ihm zur Seite mit Brisingamen die Winternacht erhellt. Dazu ist er als Erdgott, Niörd, jetzt in eisiger Kälte mit der Erdgöttin Nerthus, die nun auch Skadi heißt, der winterliche Jäger, wie wir ihn mit dem Wolf und Eber und Hirsch von den heulenden Stürmen wie von der wilden Jagd umgeben, als winterlichen Wodan noch bis auf den heutigen Tag im Volksglauben erhalten finden, oder wie er im nordischen Winter als Schlittschuhläufer Uller über die Eisfelder hinschreitet und fährt, oder wie er im Winterreich des Schnee's und der Kälte als Wassergott ebenfalls nach seinen verschiedenen Beziehungen verschieden gestaltet und benannt (als Ymir, Hymir, Thrym, Aegir), von riesiger Gewalt und Gestalt als Jätte oder Heune in Jotunheim oder im Heunenland sich furchtbar macht.

Aber endlich ist die Zeit der Wintersonnenwende gekommen, wo des Winters Allgewalt gebrochen wird, wenn die Sonne wie neugeboren von ihrer langen Entfernung und Irrfahrt sich umwendet und nun alles neue Leben der Natur schon hoffnungsvoll im Schooße bergend, mit ihrer eigenen Erlösung aus des winterlichen Todes Fessel die langerstarrte Erde und alle verborgene Fruchtbarkeit, alle langentschwundene Freude in der ganzen Welt und in aller Menschen Herzen von Neuem ans Licht zu ziehn verspricht. Darum ist die Umkehr des Sonnenrades, die Julzeit, auch bei den Heiden die eigentliche hohe Zeit des ganzen Jahres und konnte proleptisch schon als des Frühlings und des Sommers Wiederkehr begrüßt und gefeiert werden. Allein so sehr an sich des Winters Zeit vorüber, der

Sieg des Lichtgottes entſchieden war, welch langer Kampf ſtand noch bevor, ehe der verjüngte Gott, obwohl mit jedem Tage in ſeiner Kraft wachſend, nun auch ſeine vielgeliebte Erde aus des winterlichen Gottes Gewalt und eiſiger Umarmung errettet, die Winterſtürme überwältigt und mit ſeiner ſonnigen Wärme neues, friſches, grünes Leben erzeugt hat. So finden wir denn bei dem gemüthreichen deutſchen Volk grade dieſe Zeit des Vorfrühlings ſinnig und tief erfaßt, voll reichſter Symbolik im menſchlichen Gewande mit immer neuen Zügen ausgeſtattet und dargeſtellt. Sehen wir zuerſt die Zeit der Zwölften. Schon iſt der winterliche Gott als Eber vom Speer zum Tode getroffen. Der Lichtgott Freir beſteigt wie Odhin den hohen Himmelsſitz, Hlidſkialf. Er ſieht in weiter Ferne noch in der Rieſen Gewalt die vielerſehnte Erde, die luftſtrahlende Gerda, und wird von inniger Liebesſehnſucht zu ihr erfüllt. Noch iſt er zwar ohnmächtig ohne ſein Sonnenſchwert, wie auch Thor ohne ſeinen Hammer, die erſt aus des winterlichen Gottes Gewalt zurückgewonnen werden müſſen. Aber was erſt ſpäter zur Wirklichkeit wurde, konnte auch jetzt voll ſehnſuchtsvoller Erwartung vorausgenommen werden. So war mit dem Himmelsgott bereits auch die Erdgöttin, die ſein Lichtweſen in ſich ſchloß, aus ihrer Erſtarrung erwacht und hielt, wie jener am Himmel, ſo entſprechend auf Erden ihre Umfahrt. In ihrem heiligen Wagen beſucht ſie vom Prieſter begleitet, die Erdflur zur Reinigung, daß dieſelbe unter dem Segen der mütterlichen Göttin zu neuer Fruchtbarkeit erwache und ſich erſchließe. Darum hieß die Julzeit, mit welcher das neue Jahr anfing, die Mutternacht (modranecht). Sie beſucht als Hausmutter des Himmels und der Erde auch die Wohnungen der Menſchen, in welchen jetzt das neue, gereinigte Heerdfeuer von dem neuen Himmelsfeuer entzündet wird, um auch die Menſchen und ihre Arbeiten zu reinigen und zu ſegnen, wie ſie ſelbſt im Waſſerquell nach vollbrachter Sühne von der winterlichen Befleckung gereinigt und erneuert wird. Dennoch blieb es noch ein langer Kampf zwiſchen der winterlichen Kälte mit ihrem Schnee und Hagel, mit ihren Stürmen und Unwettern und der im Norden doch nur langſam fortſchreitenden Licht- und Sonnenwärme, die den

Frühling verkündigte. Hier war es unter den Aſen insbeſondere Thor, der dieſen Kampf gegen die ſchlimmen Rieſen in immer neuer Geſtalt führte und ſiegreich beſtand, um alle Macht des winterlichen, unterweltlichen Gottes, des Utgardloki mit ſeines Gleichen zu überwinden, zu zerſtören, bis er mit der Göttin der Verjüngung, der Idunna, nach Asgard ſiegreich zurückkehrt oder als Freir, nachdem er die Mächte, in deren Gewalt die Erde gefeſſelt lag, getödtet oder ſich dienſtbar gemacht, die früher mütterliche, jetzt ſich verjüngende Erdgöttin, Gerda, endlich im grünen Hain zur Frühlingszeit ſich vermählt. Dann prangt der jugendliche Gott, die jugendliche Göttin in reicher Schöne und immer wachſender Siegesmacht. Ja, das deutſche Volk hat an ſolcher Frühlingsfeier feſtgehalten bis in die neueſte Zeit: die Sonne thut zur Oſterzeit drei Sprünge und tanzt beim Aufgehen mit wonnevollem Klingen, daß es Saitenſpiel und Vogelgeſang übertrifft. Doch ſchöner war noch der eigentliche Einzug des Sommers im Maienfeſt zur Pfingſtzeit, wo nun endlich der leide Winter und Tod mit ſeinem ganzen Gefolge, nachdem er manchen Tag die Haide, den Wald, die ganze Erde und das Meer in ſeinen Banden gehalten, bezwungen, niedergeworfen, geblendet, in Feſſeln gelegt hat, ausgetrieben wird und der liebe Sommer wie ein reichgeſchmückter Herr als Maigraf und Pfingſtkönig mit ſeiner goldenen Krone geſchmückt, hoch zu Roß ſeinen feierlichen Einzug hält. Er hat ſein grünlaubiges Kleid, ſein Blumengewand angelegt, führt den grünen Wald an ſeinen Händen, ſpreitet über die Lande ſein Gewand und hat Berg und Thal mit neuem Grün geſchmückt. Alles in der Natur, die Vöglein im Walde voran, dazu die Männer und Frauen, wollen ihn grüßen, ihn einholen und geleiten, wenn er ſeinen ſiegreichen Einzug hält, wenn er im erſten Veilchen, in der erſten Schwalbe, im Storch und Kukuk, in der Nachtigall oder auch im Schwan entdeckt und gefunden iſt. Jetzt hat der Sonnenheld mit der Erdgöttin im höchſten Schmuck den Thron beſtiegen und läßt nun all ſeinen Segen im Waldesgrün, in Blumenpracht, in goldner Saat, im Blüthenmeer ſich über die Flur, über Berg und Thal ausbreiten, bis der Kreislauf im Jahr mit der Sommerſonnenwende auf der Höhe aller natür-

lichen Entwickelung und Entfaltung wieder angelangt und in sich zum Abschluß gekommen ist, um sich alljährlich im gleichen Wechsel und Verlauf immer und immer zu wiederholen und zu erneuern. Und wie das ganze Naturleben begleiten diese Götter ebenso theils verrichtend, leitend, lehrend, theils auch erleidend und erduldend alle menschliche Thätigkeit im Familien- und Staatsleben, im Krieg und Frieden, in kunstreicher Arbeit und Verrichtung, insbesondere den ganzen Hergang nicht bloß des Ackerbaus, der Erdbestellung, der Aussaat und der Ernte, sondern auch der Verarbeitung, Verwendung und Benutzung zu allem menschlichen Gebrauch, wie sie ihrerseits auch alle fortschreitende Culturentwickelung des deutschen Volks darum an sich selbst, an ihrem Wesen und Leben immer von Neuem zur Erscheinung bringen. Vgl. Grimm Myth. 697; Uhland Volksl. 2, 17.

Doch wir brechen ab. Es kam uns hier nur darauf an, die allgemeinsten Grundzüge der alten nordischen und deutschen religiösen Naturanschauung anzudeuten, um dadurch zum richtigen Verständniß der Amlethsage besser vorbereitet zu sein. Wir sehen uns jetzt darauf den oben aus der jüngeren Edda angeführten Thormythus an.

5. Die Deutung von Thors Kampf mit Hrungnir.

Odhin reitet also mit dem Goldhelm geschmückt, auf seinem windschnellen Roß Sleipnir durch Luft und Wasser nach Jotunheim, wo der Riese Hrungnir sein eignes Roß Gullfaxi mit dem Roß Sleipnir vergleicht und für schnellerspringend ausgiebt, dies in seinem Jotenzorn auch sogleich beweisen will und dem flüchtigen Odhin nachsetzt, daß er unversehens durch die Asenmauer nach Valhalla gelangt, hier beim Trinkgelage in Asgard Thors Trinkschalen leert und trunkenen Muthes sich rühmt, er werde Valhalla nach Jotunheim bringen, Asgard versenken und alle Götter tödten außer Freia und Thors Gemahlin Sif, die er mit sich heimführen wolle ins Riesenreich. Hier ist der ursprünglich einige Lichtgott des Sommers und des Winters bereits an seinem Gegensatz in den sommerlichen und winterlichen Licht- und Erdgott aus einander getreten.

Aber obwohl sie beide jetzt einander feindlich auf gegenseitiges Verderben sinnen müssen und naturgemäß einer nur im Tode des andern sein Leben haben kann, so können sie doch auch so nicht ganz ihre frühere Gemeinschaft verleugnen. Wie Odhin und Hrungnir, so stehen sich auch die beiden Sleipnir und Gullfaxi (dem Skinfaxi, dem Tageslichtroß, entsprechend) gegenüber als die an Schnelligkeit, schnellstem Reiten und Springen mit einander wetteifernden Licht- und Sonnenrosse, als welche jene Götter eigentlich selbst erscheinen, wenn sie auf den Flügeln des Windes mit ihrem je sommerlichen oder winterlichen Licht durch Luft und Wasser reiten. Das goldmähnige Sonnenroß war den Winter über fern nach Utgard von dem sommerlichen Lichtreich Asgard in das Eisreich des Nordens, des winterlichen Todes, gelangt und gehörte diese finstre Zeit dem Odhin als Todesgott oder hier von ihm geschieden, dem Hrungnir im Riesenreich an. Denn hierhin war den Winter über in dieser schrecklichen Zeit alle Herrlichkeit des Sommers, alle Fruchtbarkeit der Erde, die Idunna mit ihren Goldäpfeln, die goldne Ernte der Sif, ja das ganze Lichtreich Asgard mit allen Göttern entschwunden, das ganze Valhalla war dem Todtenreich verfallen, so daß der winterliche Licht- und Erdgott, hier als Hrungnir gefaßt, mit Recht sich rühmen konnte, daß er Valhalla mit sich nach Jotunheim führen, Asgard versenken, alle Götter tödten könne und wolle, während die winterliche Lichtgöttin Freia und die winterliche Erdgöttin Sif dann sein eigen sein werde. Ja, in diesem Sinn mußte sich alljährlich jener Götteruntergang, der später erst kosmologisch, wie ihn uns die Edda erzählt, ans Ende der Welt verlegt wurde, in Ragnarök wiederholen. Und was Hrungnir drohte und prahlte, das hatte er zur Winterszeit in der That auch vollbracht. Aber schon war jetzt nach der Wintersonnenwende die Zeit gekommen, wo seine Macht gebrochen werden sollte und zu schwinden anfing. Das goldmähnige Sonnenroß Gullfaxi kehrte, hier neben oder hinter Sleipnir, im eigentlichen Sinn vielmehr als Sleipnir, nach Asgard zurück, während jetzt der Winter und der winterliche Gott dabei sein Ende, seinen Tod findet. Dies bedeutet Hrungnirs Fahrt nach Asgard mit seinem Gullfaxi, wie in

gleicher Weise Thiassi als Adler auf den Flügeln des Wintersturms in seiner Verfolgung des Loki mit der Idunna hier in der aufflammenden Sommersonnenlohe durch die Asen, dem Suttung ähnlich, seinen Tod fand. Ursprünglich wurde freilich der winterliche Gott, hier als Hrungnir, sonst als Loki, Thiassi, Suttung u. s. w. gedacht, jetzt wieder zum sommerlichen Odhin und kehrte zur Frühlingszeit aus Jotunheim mit der Idunna zu erneutem Leben und Fruchtbarkeit nach Asgard zurück. Aber während wir bei Thiassi mit der Fahrt nach Asgard die Tödtung des Riesen, wie beim Kampf zwischen Winter und Sommer meist des Ersteren Tod in Feuer oder Wasser, verbunden finden, wird sie bei Hrungnir, ähnlich wie nach einer Version der Sage auch bei Suttung, davon getrennt. Es ist Odhin-Thor, welcher die Tödtung im Sonderkampf übernimmt, wie alljährlich im Norden und in Deutschland immer wieder Winter und Sommer oder Sommer und Winter sich einander nach bestandenem Wettkampf den Garaus machen. In unserer Sage kleidet sich der Kampf des Frühlingsgottes Odhin-Thor nach altnordischer Sitte in einen Holmgang, zu welchem Hrungnir den Thor, wie noch später der Winter den Sommer, auf der Gränze ihres beiderseitigen Reichs, von Asgard und Utgard oder Jotunheim, herausfordert. Der winterliche Gott erscheint aber hier nicht mehr als Lichtgott — dieser Gegensatz war bereits durch den Wettritt zwischen Sleipnir und Gullfaxi entschieden und wird zum Schluß endgültig erledigt —, sondern die andere Seite seines Wesens als Erdgott wird jetzt herausgekehrt. Denn zugleich mit dem wiedergewonnenen, verjüngten, hellglänzenden Sonnenlicht kehrt auch die Fruchtbarkeit der Erde wieder, die aber hier im hohen Norden, zumal in Norwegen, auf der Gränze zwischen Asgard oder hier Midgard und Utgard, auf Griotunagard, dem lehmigen, steinigten, nun gar im Winter hartgefrorenen Felsboden, nicht von selber leicht und schnell entsprießt, sondern nur in rauher, harter Arbeit abgewonnen werden kann. Darum kleidet sich für die naive, lebhafte Phantasie in eigenthümlicher Symbolik der winterliche Gott selbst in den hart gefrorenen Lehm- und härteren Steinboden des unfruchtbaren Landes zur Winterzeit, obwohl er jetzt gerade in seiner Erstarrung, Härte,

Widerstandskraft gebrochen werden soll. Aber auch hier hat sich auf beiden Seiten das eine Wesen in eine Doppelgestalt gesondert. Wie der Winter und der winterliche Gott sonst auch als Schneemann oder Eismann, so erscheint er hier, immerhin noch als ein von den Riesen gefertigter riesiger Lehmmann, als solcher zwar nicht widerstandskräftig, also mit dem Herz einer Stute. Wir werden dabei erinnert, wie das winterliche Lichtroß Svadilfari des Riesen, der Asgard baute, die gewaltigen Steine zu solchem Bau heranschleppt und dann Loki als Stute mit demselben den Sleipnir, das eigentliche sommerliche Lichtroß, erzeugte Aber diesem Möckurkalfi steht als völliger Steinmann mit einem Herzen von hartem Stein, dazu mit einem Haupt und Schild und Keule von Stein, Hrungnir selbst zur Seite. Und wenn schon das ganze Land, in Norwegen namentlich, Griotunagard, Steinbodenland, zumal im Winterfrost zugleich mit dem Lehmboden erstarrt, genannt wurde, so muß nun noch Thialfi, der ursprünglich als bloße Gotteseigenschaft eifriger, unermüdlicher Schaffenskraft dem Odhin-Thor zur Seite stand und erst später, ähnlich wie Prometheus bei den Griechen, zur Menschenkraft umgedeutet wurde, dem Riesen rathen, seinen Steinschild unter die Füße zu nehmen, weil Thor von unten, aus der Erde, an ihn kommen werde, so daß nun der winterliche Gott ganz, von unten bis nach oben, steingerüstet erscheint, aller sommerlichen Einwirkung, Bebauung und Fruchtbarkeit Trotz bietend. Hiergegen kann und will allein Thor helfen. Zwar der Lehmmann ist trotz aller Riesenverhärtung und Erstarrung leicht zu überwinden, auch durch Thialfis mildere, erwärmende Kraft, daß vom Schmelzen des gefrornen Lehmbodens ihm das Wasser entläuft, aber den Steinmann muß Thor mit seiner Götterkraft und Feuersgewalt zersprengen, daß aller noch so hart und starr der neuen Fruchtbarkeit, der jungen Saat entgegenstehende Widerstand gebrochen wird. Sehen wir, wie dies gedacht wird. Thor kommt in seinem Asenzorn mit Donner und Blitz, nicht nur des winterlichen Gottes eisige Kälte, sondern auch harten Steinboden zu sprengen, daß der so zerstückelte, zerrissene und gelockerte Boden zu einer, wenn auch immer spärlichen Fruchtbarkeit — von Anbau ist nirgends die Rede — tauglich werde. Zu diesem

Zweck schleudert er gegen die Steingestalt seinen Blitzhammer und trifft sowohl die geschwungene Steinkeule des Riesen, daß der Wetzstein in lauter kleine Stücke, die wir jetzt noch überall auf Erden finden, am Boden zersplitterte, als auch das Haupt und zerschmetterte ihm den Schädel in kleine Stücke, ganz wie beim Beginn des Sommers dem Bergriesen, der Asgard gebaut. So war wenigstens die Möglichkeit geboten, daß der harte und noch dazu durch Hrungnirs Kraft hartgefrorne Steinboden der nun durch Sonnenlicht und Wärme entstehenden Triebkraft Raum und Boden gewährte. Aber der Sieg war auch so noch unvollständig. Thor selbst von einem Theil der Wetzsteinkeule im Haupt getroffen, stürzt zu Boden, und als Hrungnir vornüber fällt, bleibt des Steinriesen schwerer Fuß auf Thors Halse liegen. Denn wenn auch Thor als Lichtgott wenigstens zum Theil des Riesen Herr geworden ist, als Erdgott ist er immer noch von des todten Riesen Macht gebunden und gefesselt. Auch der zertrümmerte Riese bedeckt noch den Boden und belastet die Erde mit seinem Steingeröll, daß alles neue Leben dadurch gehindert wird. Wir finden hier einen neuen Beweis, wie sonst vielfach, daß die ursprüngliche Einheit der Götternaturen trotz aller späteren Zertrennung und Zersplitterung je und je immer wieder durchbricht und hervorschimmert. Das Zusammenfallen und auf dem Boden Liegen Hrungnirs und Thors, dazu die Verbindung Hrungnirs mit Freia und Thors Gemahlin Sif wie mit Thors Tochter Thrud, deren Dieb er genannt wird, ferner, wie wir gleich sehen werden, die Unterscheidung des alten, winterlichen Gottes von seiner Verjüngung zeigt uns, daß gewissermaßen Thor an Hrungnirs Stelle getreten, den Winter über mit seiner Blitzeskraft dem Riesenreiche angehört und hier in Hrungnirs Natur mit dem Riesenweib, der Jarnsaxa, als der Erdgöttin in ihrer Eisensteinnatur, vermählt war, von welcher er dann seine eigene Verjüngung als neugebornen Licht- und Erdgott Magni erzeugt hatte. So liegt also Thor als Erdgott von dem schweren Gestein des Steinriesen belastet, bewegungslos und wie todt am Boden. Noch war im Vorfrühling die Asenkraft des neuen Gottes gefesselt und gebunden. Thialfis schwache Kraft reicht nicht aus zu helfen, und als alle Asen von dem

Falle Thors erschreckt, herbeieilen, können auch sie nicht helfen, da eben die Asenkraft der sommerlichen Gottesmacht noch immer gebunden war von den Nachwehen des Winters. Das bedeutet vor Allem Thors Kopfwunde, in welcher von Hrungnirs Steinkeule ein Splitter steckte. Ganz wie in der Heldensage statt seiner Dietrich von Bern dies Wahrzeichen des Todes trägt, ähnlich wie Prometheus und Saturn die Todesfessel in Ring an Hand und Fuß, oder wie Odhin-Hagen als Einaug, Tyr-Walthari als Einhand erscheint — überall bleibt an ihm die Erinnerung und das Kennzeichen haften, daß er trotz seines Sieges über seinen Widerpart, den winterlichen Gott, nach demselben doch zu seiner Zeit immer selbst auch wieder dem Tode verfallen muß im Kreislauf des auf- und absteigenden Naturlebens. — Aber schon ist der alte, der winterliche Gott in verjüngter Kraft erneuert und Thor ist als neugeborner Thor-Magni erstanden, ja er ist schon 3 Jahr, d. h. in unserer Mythensprache 3 Monat alt, daß er den Märzenschnee nicht mehr duldet in seiner gekräftigten Sonnengluth. Er vermag es, aber auch jetzt erst, des winterlichen Gottes Kraft leicht zu zerbrechen, Hrungnirs schweren Fuß von Thors Halse ganz zu heben, so daß jetzt endlich Thor-Magni auf seinem vom Wintergott neuerworbenen Sonnenroß Gullfaxi mit erneuter Sonnenkraft nach Asgard zurückkehren kann und in Thrudvang als seinem eigenen Reiche herrscht. Allein so siegreich er als Lichtgott auch erscheinen mag, als Erdgott trägt er noch immer Hrungnirs Steinsplitter in seinem Haupt, den darum auch der von ihm unterschiedene jugendliche Lichtgott Magni nicht zu entfernen vermag. Aber schon ist die Macht des Sonnenlichtes wirksam gewesen. Auch auf dem steinigten Boden fängt es hie und da zu sprießen und zu grünen an, daß mitten im Gestein sich festwurzelnd das Pflanzenleben auf wunderbare Weise sich Bahn zu brechen, Luft zu machen, das Steinerdreich zu lösen vermag. So kommt denn dem leidenden, steinbeschwerten Thor als Erdgott Groa zur Hülfe, die Göttin des Wachsthums, der neuaufsprießenden Saat und des neuen Waldesgrüns, mit ihrer Zauberkraft den Stein im Haupte des Gatten zu lockern und zu lösen. Aber freilich Alles vermag auch ihre Kraft nicht gegen das harte Gestein und spätere Todesloos.

Zweck schleudert er gegen die Steingestalt seinen Blitzhammer und trifft sowohl die geschwungene Steinkeule des Riesen, daß der Wetzstein in lauter kleine Stücke, die wir jetzt noch überall auf Erden finden, am Boden zersplitterte, als auch das Haupt und zerschmetterte ihm den Schädel in kleine Stücke, ganz wie beim Beginn des Sommers dem Bergriesen, der Asgard gebaut. So war wenigstens die Möglichkeit geboten, daß der harte und noch dazu durch Hrungnirs Kraft hartgefrorne Steinboden der nun durch Sonnenlicht und Wärme entstehenden Triebkraft Raum und Boden gewährte. Aber der Sieg war auch so noch unvollständig. Thor selbst von einem Theil der Wetzsteinkeule im Haupt getroffen, stürzt zu Boden, und als Hrungnir vornüber fällt, bleibt des Steinriesen schwerer Fuß auf Thors Halse liegen. Denn wenn auch Thor als Lichtgott wenigstens zum Theil des Riesen Herr geworden ist, als Erdgott ist er immer noch von des todten Riesen Macht gebunden und gefesselt. Auch der zertrümmerte Riese bedeckt noch den Boden und belastet die Erde mit seinem Steingeröll, daß alles neue Leben dadurch gehindert wird. Wir finden hier einen neuen Beweis, wie sonst vielfach, daß die ursprüngliche Einheit der Götternaturen trotz aller späteren Zertrennung und Zersplitterung je und je immer wieder durchbricht und hervorschimmert. Das Zusammenfallen und auf dem Boden Liegen Hrungnirs und Thors, dazu die Verbindung Hrungnirs mit Freia und Thors Gemahlin Sif wie mit Thors Tochter Thrud, deren Dieb er genannt wird, ferner, wie wir gleich sehen werden, die Unterscheidung des alten, winterlichen Gottes von seiner Verjüngung zeigt uns, daß gewissermaßen Thor an Hrungnirs Stelle getreten, den Winter über mit seiner Blitzeskraft dem Riesenreiche angehört und hier in Hrungnirs Natur mit dem Riesenweib, der Jarnsaxa, als der Erdgöttin in ihrer Eisensteinnatur, vermählt war, von welcher er dann seine eigene Verjüngung als neugebornen Licht- und Erdgott Magni erzeugt hatte. So liegt also Thor als Erdgott von dem schweren Gestein des Steinriesen belastet, bewegungslos und wie todt am Boden. Noch war im Vorfrühling die Asenkraft des neuen Gottes gefesselt und gebunden. Thialfis schwache Kraft reicht nicht aus zu helfen, und als alle Asen von dem

Falle Thors erschreckt, herbeieilen, können auch sie nicht helfen, da eben die Asenkraft der sommerlichen Gottesmacht noch immer gebunden war von den Nachwehen des Winters. Das bedeutet vor Allem Thors Kopfwunde, in welcher von Hrungnirs Steinkeule ein Splitter steckte. Ganz wie in der Heldensage statt seiner Dietrich von Bern dies Wahrzeichen des Todes trägt, ähnlich wie Prometheus und Saturn die Todesfessel in Ring an Hand und Fuß, oder wie Odhin-Hagen als Einaug, Tyr-Walthari als Einhand erscheint — überall bleibt an ihm die Erinnerung und das Kennzeichen haften, daß er trotz seines Sieges über seinen Widerpart, den winterlichen Gott, nach demselben doch zu seiner Zeit immer selbst auch wieder dem Tode verfallen muß im Kreislauf des auf- und absteigenden Naturlebens. — Aber schon ist der alte, der winterliche Gott in verjüngter Kraft erneuert und Thor ist als neugeborner Thor-Magni erstanden, ja er ist schon 3 Jahr, d. h. in unserer Mythensprache 3 Monat alt, daß er den Märzenschnee nicht mehr duldet in seiner gekräftigten Sonnengluth. Er vermag es, aber auch jetzt erst, des winterlichen Gottes Kraft leicht zu zerbrechen, Hrungnirs schweren Fuß von Thors Halse ganz zu heben, so daß jetzt endlich Thor-Magni auf seinem vom Wintergott neuerworbenen Sonnenroß Gullfaxi mit erneuter Sonnenkraft nach Asgard zurückkehren kann und in Thrudvang als seinem eigenen Reiche herrscht. Allein so siegreich er als Lichtgott auch erscheinen mag, als Erdgott trägt er noch immer Hrungnirs Steinsplitter in seinem Haupt, den darum auch der von ihm unterschiedene jugendliche Lichtgott Magni nicht zu entfernen vermag. Aber schon ist die Macht des Sonnenlichtes wirksam gewesen. Auch auf dem steinigten Boden fängt es hie und da zu sprießen und zu grünen an, daß mitten im Gestein sich festwurzelnd das Pflanzenleben auf wunderbare Weise sich Bahn zu brechen, Luft zu machen, das Steinerdreich zu lösen vermag. So kommt denn dem leidenden, steinbeschwerten Thor als Erdgott Groa zur Hülfe, die Göttin des Wachsthums, der neuaufsprießenden Saat und des neuen Waldesgrüns, mit ihrer Zauberkraft den Stein im Haupte des Gatten zu lockern und zu lösen. Aber freilich Alles vermag auch ihre Kraft nicht gegen das harte Gestein und spätere Todesloos.

Drum als sie vom Thor erfährt, ihr lang ersehnter, vielgeliebter Gatte, Oervandil, kehre bald zu ihr zurück, ist auch ihre fortwirkende Zauberkraft (grôgaldr) mit ihm vergessen und entschwunden.

Wer ist nun dieser unser Oervandil, auf den wir es in dem ganzen Mythus zumeist abgesehen hatten? Thor sagt von ihm zur Groa, daß er ihn, als er von Norden über die Elivagar gewatet sei, im Korb auf seinem Rücken aus Jotunheim getragen habe, und gab ihr als Wahrzeichen dafür an, daß ihm eine Zehe aus dem Korb hervorgestanden und erfroren sei: die habe Thor dann abgebrochen, an den Himmel geworfen und den Stern daraus gemacht, der Oervandils Zehe heißt. Dann sagte er ihr noch, es werde nicht lange mehr dauern, bis Oervandil zu ihr heimkehre. — Ganz ähnlich heißt es im Harbardslied der Edda Str. 3: „Einen Korb (meis) hab ich auf dem Rücken, Bessre Speise giebt es nicht; Ich aß in Ruh, Ehe ich heimfuhr, Hering und Habermus (sîldr ok hafra), Satt bin ich noch davon." Thor ist hier wie dort auf seiner Heimfahrt aus Jotunheim, das hier nur geographisch nach Osten verlegt wird. Er hat die alte, kärgliche Winterkost der Nordländer auf dem Rücken, wie der Winter und der winterliche Gott sie einzig dem Menschen bot und darum auch ganz menschlich gedacht, selbst für sich nahm und im Vorrath hatte, im Eß- und Futterkorb bewahrte. Aehnlich wird in den Zwölften und in den Fasten das Fest der entsprechenden Erdgöttin mit Haferbrei oder Mehlbrei und Fischen begangen, welche Speise sie in dieser Zeit den Menschen gegeben und darum als ihr heilig selbst mit ihnen genießt (Grimm M. 251). Auch die Göttin erscheint jetzt dem Gotte ähnlich ganz in winterlicher Furchtbarkeit und Armseligkeit als Frau Werre in struppigem Haar von schrecklicher Gestalt und Aussehen, aber zugleich, wie der aus Jotunheim jetzt zurückkehrende Gott, als Frau Holda und Berchta unter aller Verwirrung und Armuth nach ihrer Doppelnatur nicht nur winterlich, sondern auch schon seit den Zwölften den künftigen Frühling ankündigend, andeutend, in sich bergend; darum nicht nur verwirrend und schreckend, sondern auch neues Leben, neue Fruchtbarkeit verheißend; und so, ethisch gefaßt, schrecklich und strafend den Faulen, freundlich und gnädig nach ihrer Lichtseite den Guten und Fleißigen; selbst spinnend

und neues Leben schaffend, ganz besonders auch in dem Haber, dem Hafer- und Mehlbrei, in dem Ackergeräth, das sie jetzt nachsieht und herstellt, vor Allem in dem Licht, das sie neu entzündet und als neu entzündet selbst darstellt. So überdauert, erhält und erneuert der Gott mit der Göttin den Winter über als Erdgottheit die menschliche Winterkost zwar kärglich in Brei und Fischen, aber er trägt sie jetzt, wo die Winterzeit zu Ende geht, auf seinem Rücken im Brodkorb, der iarnmeis ganz wie die Jarnsaxa heißt, zurück, daß der Wintervorrath in der neuen Fruchtbarkeit sich verjünge und vermehre. Wie nun der verjüngte Lichtgott uns als Thor-Magni erschienen ist, so erscheint der verjüngte Erdgott als Thor-Oervandil, der ganz wie der *Διόνυσος λικνίτης* den zunächst noch im Korb des Erdgotts, im Erdschooß, verschlossenen, von der Schneedecke geschützten neugebornen Frucht- und Saatengott bezeichnet, der, weil er voreilig seine Fußzehe aus dem Korb und Erdschooß vorgestreckt, an seiner Zehe erfrieren muß. Wenn nun aber diese Zehe Oervandils zugleich als leuchtender Stern am Frühlingshimmel erscheint, so liegt darin nur ausgedrückt, was wir gleich bestätigt finden werden, daß eben Thor-Magni und Thor-Oervandil, Licht- und Erdgott, eines Wesens sind. Wie die Sommerkinder den Sommer im Korbe als einen Blumenkranz, als Puppe oder in Thiergestalt umhertragen und den Menschen für eine Gabe zum Segen ins Haus bringen, sich abkaufen lassen (Gr. M. 724), wie Sceáf (manipulus frumenti) als Knabe auf einer Korngarbe im Nachen schlafend, oder der Jüngling mit dem Schwan übers Wasser aus der Heimath des Winters (Gr. M. 343), ganz wie Apollo von den Hyperboreern als Schwan mit der Aehre und den Erstlingen der Früchte nach Dodona, Hellas und Delos den goldnen Sommer zurückbrachte, so trägt hier Thor selbst im Korb den jungen Gott aus dem Winterreich herbei und kann, als Lichtgott nach Asgard zurückgekehrt, dessen baldige Heimkehr, des jugendlichen Erdgottes zu der neuaufsprießenden Erdgöttin Groa, leicht verkündigen. Da nun aber das winterliche Reich des winterlichen Gottes und später der Riesen, Utgard und Jotunheim, von der Erde durch die winterliche Fluth des Meeres oder doch des Flusses, hier durch die von Niflheim aus dem

winterlichen Norden ausgehenden Ströme, Elivagar, im Harbardlied durch den Sund, sonst durch das Weltmeer oder nach eingetretener geographischer Localisirung auch durch jedes beliebige Meer, jeden beliebigen Fluß, getrennt war, so mußte Thor als Lichtgott zwar durch die Luft, als Erdgott entsprechend durch das Wasser, ursprünglich watend, dann reitend oder auf dem Fährboot oder sonst zu Schiffe fahrend wie nach Asgard so nach Midgard heimkehren.

Aber fragen wir, warum mußte dieser neugeborne, neu in der Wintersaat und dann im Frühlingsgrün aufsprießende Gott grade Oervandil, warum sein Vater Gervandil heißen? Die Bedeutung des Namens ist unzweifelhaft. Ör, gen. örvar heißt im Nordischen Pfeil; geir heißt Speer, die Endung vantil, wendil oder entil, endil von vanta elaborare, versari in, also versatus bezeichnet in dieser Verbindung den Pfeil- und Speergewandten, -geschickten, τοξότης, sagittarius, den Bogen- und Speerschützen, welche beiden Namen dann auch später als Eigennamen, sowohl im Altnordischen wie im Altdeutschen, vielfach verbreitet sind (Gr. M. 349). Wir haben aber schon gesehen, wie der Lichtgott persönlich und menschlich gedacht, zumal wenn er wie ein deutscher Heerkönig ausziehend, herrschend, kämpfend und siegend mit seinem Sonnenlicht vorgestellt wurde, in die nordische und deutsche Waffen- und Kampfesrüstung gekleidet, gedacht werden mußte, sei es in älterer Form mit dem Bogen oder weiter mit dem Speer und Schild, dann mit dem Sonnenschwert, Helm, Brünne und nach der immer fortschreitend weiter veränderten, vervollkommneten Kampfesrüstung der deutschen Könige mit aller Ausstattung und allem Zubehör der Ritterzeit. Daß aber Oervandil, den wir bald als Orendel mit dem Meisterschützen Eigil verbunden finden werden, zunächst als Lichtgott zu denken ist und wegen seiner Lichtnatur in Rücksicht auf die ictus solis, τοξεύματα ἡλίου mit seinem Vater als Bogen- und Speerschütze vorgestellt und bezeichnet wurde, wie der griechische Apollo, wird nicht nur durch den Stern Oervandils-Zehe angedeutet, sondern diese seine apollinarische Bedeutung läßt sich deutlich auch daraus erkennen, daß in angelsächsischen Glossen wiederholt unser Oervandil oder hier earendel als iubar d. h. als

strahlendes Himmelslicht erklärt wird, wozu J. Grimm M. 348 die schöne Stelle aus dem Cod. Exon. 7, 20 anführt:

Eala Earendel, engla beorhtast,
ofer middangeard monnum sended,
and sôdfästa sunnan leoma,
torht ofer tunglas, þu tida gehvane
of sylfum þe symle inlihtes.

O du Lichtglänzender, der Engel Strahlendster,
über den Erdkreis den Menschen gesendet,
und wahres Sonnenlicht,
erleuchtet über die Sterne, der du zu jeder Zeit
von dir selber immer erglänzest.

wo Christus selbst in seinem Himmelsglanz uns als Earendel erscheint in würdigster Deutung, wie noch später und bis auf den heutigen Tag Orendel's Kleid als Christi Rock uns begegnen wird. Wenn nun der Gott als Licht- und Sonnenheld insbesondere als Bogen- und Speerschütze bezeichnet und vorgestellt wurde, so ist auch die Bezeichnung der Kühne (hinn fraekni), die ihm wie anderen Helden beigelegt wird, im Zusammenhang mit Freki als Wolf mit seinem feuerleuchtenden Blick und mit frekr als Benennung des Feuers (Edda Alv. 27) auf seine Lichtnatur zu beziehen. Ja, wenn Odhin als winterlicher Lichtgott in Wolfsgestalt (wie *Ζεὺς Λυκαῖος*) als Geri und Freki erscheint, die später dem Gott als seine Jagdthiere beigesellt werden, so ist damit seine Kriegs- und Kampfesnatur als Gervandil und der kampfbegierige Oervandil ebenso nur in anderer Auffassung bezeichnet. Damit soll freilich nicht in Abrede gestellt werden, daß, da der als Bogen- und Speerschütze aufgefaßte Lichtgott zugleich auch als Erdgott gedacht wurde, dies sein Wesen nach Analogie der Sprache auch in der Kornähre (arista und spica) = ör Pfeilspitze sich wiederfindet und anklingt, ohne daß wir uns sonst im Einzelnen der zuweit ausgedehnten künstlichen und gesuchten Deutung Uhlands anzuschließen vermöchten.

Es war also Odhin, wenn er mit seinem Lichtglanz alles Dunkel der Wolken und der Nacht, allen Widerstand der Kälte und der Stürme überwindet, persönlich als nordischer und deutscher Kriegsheld und Heerkönig des Himmels gedacht, als Gervandil und Oervandil mit Speer und Bogen, als Freir mit dem Schwert

zu Roß, als Thor mit dem Blitzeshammer ausgerüstet, ganz seiner Licht- und Sonnennatur entsprechend, theils in wachsender Kraft unwiderstehlich siegreich von seiner Verjüngung zur Julzeit an bis zur Hochsommerzeit, theils abnehmend, versinkend, unterliegend und wie zum Tode getroffen, dem Tode verfallend, selbst ein finsterleuchtender, verderblicher Winter- und Todesgott bis zur Mittwinterzeit. Was war natürlicher und näher gelegt als diese Doppelseite der einen Gottesnatur in zwei einander widerstreitende Hälften zu zertheilen? Jeder war der Tod des Andern. So wurde der bis dahin herrschende Gott, oder theils mit ihm, theils an dessen Stelle seine Verjüngung in der Erdgottheit als Knabe, und an dessen Stelle wieder das Symbol seiner Fruchtbarkeit, sei es als Apfel oder Nuß u. s. w., von dem sichertreffenden Schützen, dem winterlichen Todesgott, wie Baldur von Hödur-Loki mit der winterlichen Mistelruthe, zum Tode ins Herz getroffen. Jetzt herrschte statt seiner der winterliche Gervandil und Oervandil, als dessen Vater wir bald den Meisterschützen Eigil kennen lernen werden, bis der jugendliche Gott Oervandil verjüngt als Licht- und Erdgott (ganz wie Apollo und Dionysos ursprünglich auch bei den Griechen noch in Delphi zusammenfallen) mit Thor aus Utgard oder Jotunheim über die Elivagar, die Eisströme des Winterreichs, nach Midgard zu seiner Groa im Frühling zurückkehrt. Die Erdgöttin, die im Winter dem Gott Odhin-Thor und Hrungnir als Jarnsaxa und Thrude, dem Oervandil wohl als Oerboda in winterlicher Riesennatur beigesellt war, erscheint im jungen Grün ersprießend als Groa, sich neu verjüngend als Idunna, im goldnen Aehrenschmuck als Sif, aber überall erfreut sie sich zur Frühlingszeit der immer neuen Vermählung mit dem in neuer Jugendschönheit glänzenden Licht- und Erdgott Oervandil. Dessen Heimkehr ist nun zwar schon in Thor-Magnis = Thor-Oervandils Rückkehr nach Asgard ausgesprochen, aber kann in der Trennung der beiden Gottesgestalten doch zugleich als von Thor der Groa verkündigt und als nahe bevorstehend, bezeichnet werden. Ja, bald, bald war der Frühling da, wo Oervandil seiner Groa ganz zurückgegeben wurde. Dann ist der Gott am Himmel als Lichtgott Freir mit der Erdgöttin Gerda im grünen Hain neuvermählt, nach der er

so lange in Liebessehnsucht geschmachtet, um welche er so lange gekämpft; dann steht er zugleich auch als Erdgott in der grünenden Saat trotz des steinigten Landes mit der lieblich aufgeblühten Göttin Groa verbunden, bis er später herangereift als Halmgott erscheint und geerntet und als Korn gemahlen, zum Brot gebacken, zum Meth gegohren mit der Methgöttin Groa-Oelgefion auch selbst zum Methgott wird.

Nachdem wir diesen Sinn uns klar gemacht, wird es uns gelingen, in solchen Zusammenhang außerdem die sonst uns noch erhaltenen Trümmer dieses Mythus einzureihen. Es fehlt uns noch eine Wesensbestimmung des Gottes, die freilich auch schon angedeutet ist, wenn Hrungnir beim Anblick des Odhin fragt: welchen Mann er da sehe mit dem Goldhelm, der Luft und Wasser durchreite; oder wenn Thor den Oervandil auf seinem Rücken trägt, als er von Norden her über die von Niflheim ausfließenden Elivagar watet. Es ist die dritte Beziehung seiner Gottesnatur, nicht nur zum Sonnenlicht und Saatengrün, sondern ebenso auch zum Wasser in seiner befruchtenden, weissagenden und auch Schiffe tragenden Kraft, so jedoch daß auch diese Seite seines Wesens nicht losgelöst und getrennt, sondern ursprünglich aufs engste mit seiner Licht- und Erdnatur zur innigsten Einheit und Geschlossenheit verknüpft zu denken ist.

Diese Eigenthümlichkeit seines göttlichen Wesens tritt uns nun mit den übrigen Zügen eng verbunden, in sehr erwünschter Weise aus deutscher Quelle in einem Gedicht entgegen, das nach Inhalt und Form trotz aller späteren vielfach verworrenen und verwirrenden Färbung, Einkleidung und Zuthat sein altheidnisches Gepräge nicht verkennen läßt. Es ist das mhd. Gedicht vom König Orendel aus dem zwölften Jahrhundert, auf dessen Ursprung und Entstehung wir jetzt zuerst unsre Aufmerksamkeit zu richten haben.

6. Die Orendeldichtung.

Als im Jahre 1512 Kaiser Maximilian in Trier einen Reichstag abhielt, sprach er gegen den damaligen Erzbischof Richard den Wunsch aus, den ungenähten Rock Christi, der nach

der Trierschen Chronik (Gesta Trevirorum) dort im Dom aufbewahrt sein sollte, in Augenschein zu nehmen. Der Erzbischof ließ sogleich — es war zur Osterzeit am 14. April — den Altar öffnen und stellte dann den dort gefundenen Rock mit noch anderen Reliquien am 3. Mai in Gegenwart vieler Fürsten, Bischöfe und Gesandten öffentlich aus. Diese in den Augen der Katholiken sehr werthvolle Reliquie, deren Aechtheit freilich schon damals nicht nur von Luther, der solche Ausstellung des Teufels großen Jahrmarkt nannte, und von den Protestanten, sondern ebenso von den Katholiken vielfach angefochten wurde, sollte, wie wir unten noch weiter ausführen werden, im Jahre 1196 vom Erzbischof Johannes aus dem am 23. Oct. 1121 geweihten Nicolausaltar in den neuerbauten St. Petrusaltar der Domkirche feierlich transferirt und dort zur größeren Sicherheit aufbewahrt sein, wo sie dann auf des Kaisers Nachfrage in der That gefunden und seitdem, namentlich auch durch häufig wiederholte öffentliche Ausstellung, in hohen Ehren gehalten wurde. Es ist bekannt, welchen Sturm die neue Ausstellung dieses vermeintlichen Rockes Christi durch den Bischof Arnoldi im Jahre 1844 in der katholischen Kirche selbst erregt hat. Jedenfalls gab sie erwünschten Anlaß, der sog. geschichtlichen Tradition dieser Reliquie auf den Grund zu gehen. Uns ist es aber vor Allem um den Zusammenhang zu thun, in welchem diese noch in neuster Zeit ganz neu erklärte Reliquie mit der deutschen Heldensage steht. Es ist uns darum wichtiger, daß in Folge jener öffentlichen Ausstellung dieser tunica inconsutilis sowohl im J. 1512 als im J. 1844 unter einer ganzen Fluth von andern Schriften über den ungenähten Rock Christi auch das Spielmannsgedicht vom König Orendel ans Licht trat. Es erschien nämlich zuerst 1512 bei Hans Froschauer in Augsburg: „Eine hübsche Histori zu lesen von unsers Herren Rock, wie der wunderbarlich einem Künig (Orendel genannt) worden ist, der ihn gen Trier bracht hat, und daselbst in ein Sarg verschlossen, der jetzt bey Kayser Maximilians zeit erfunden ist.“ Die Ausgabe war mit Holzschnitten verziert und in 4to gedruckt. Aber dies gedruckte Gedicht fand damals bei der Kirche den, wie man meinte, besseren historischen Zeugnissen gegenüber wenig Gnade und wurde mehr verfolgt

als verbreitet, so daß sich nur zwei Exemplare desselben, eins auf der Stadtbibliothek zu Straßburg, das andere auf der Kgl. Bibliothek zu München, erhalten haben. Dagegen giebt es eine Handschrift mit einem freilich schon etwas überarbeiteten Text vom J. 1477 auf der öffentlichen Bibliothek zu Straßburg mit der Ueberschrift: „Dis Buch saget uns, wie unsers Herren groger rock funden wart, und wie er eim künige von Trier wart, und in dem rock das heilige grap gewan, und wie er dar inne ein frouw erwarb, und vil wonders volbracht hat." Wie richtig aber selbst noch beim Ausgange des Mittelalters der große Werth vom Inhalt dieses Gedichts erkannt wurde, zeigt uns am besten die Erwähnung in der Vorrede zum alten Heldenbuch (A. v. Keller S. 1): „Künig ernthelle von Trier was der aller erste held der ye geboren ward. Der fuor über möre mit vil schiffen, wann er was gar ein reicher künige. Da giengen im die schiffe alle under. Doch kam er mit hilff eines fischers ausz und was lang zeit bey dem fischer und halff ihm fischen. Darnach kam er gen Jerusalem zuom heiligen grabe. Da was sein fraw eins künigs tochter. Die was geheißen fraw Brigida, was gar ein schöne fraw. Darnach ward dem künich geholffen von andern großen Herren das er wieder kam gen Trier. Und starb da und leit zuo Trier begraben. Also ertrunken im alle sein Diener und ferlor gar vil guotz auf dem möre. — Aus einer andern Handschrift, vielleicht aus der bisher noch nicht wiedergefundenen, die der Schreiblehrer Dypold Lauber zu Hagenau 1447 unter seinen Büchern aufführt (vgl. Heidelb. Hd. n. 314 bl. 1. Ain hübsch buoch genant der graw rock), ist eine Prosaauflösung gemacht, die 1512 zu Ausburg bei Hans Othmar in 4to gedruckt und auf der Bibliothek in München erhalten ist.

In Folge der Ausstellung im J. 1844 wurde dann das bis dahin unbeachtete Gedicht von F. H. v. d. Hagen in Berlin 1844, der leider den ursprünglicheren Text des Drucks von 1512 in die Varianten verweist; und später mit willkürlichen Auslassungen und Aenderungen 1858 zu Zürich als eine Rune des deutschen Heidenthums von L. Ettmüller herausgegeben und gedeutet. Ebenso versuchte auch K. Simrock vor seiner Uebersetzung des Gedichts Stuttgart und Tübingen 1845 eine mythische

Deutung der Sage im Anschluß an Uhland und zuletzt K. Müllenhoff Berlin 1870 in seiner deutschen Alterthumskunde I. p. 32—46. — Mit der Form, dem Charakter und der Entstehung des Gedichtes hat sich außerdem neben K. Goedeke, Deutsches Mittelalter p. 283, W. Wackernagel und H. Hoffmann v. F. in den Fundgruben I. p. 206, besonders El. Hugo Meyer 1860 in Haupt, Zeitschr. für deutsches Alterthum 12, 387—395 beschäftigt, welcher die Entstehung des Gedichts nicht nur an das Ende des 12. Jahrhunderts zur Zeit des dritten Kreuzzugs verlegt, sondern auch die geschichtliche Königin Sibylla mit ihrem Gemahl Guido als die Hauptpersonen des Gedichts, Breide und Orendel, nachzuweisen versucht hat. Wir finden dagegen in dieser Nachweisung der mit einzelnen geschichtlichen Momenten verwandten Züge des Gedichts nur die Bestätigung, daß die längst vorhandene Sage und dazu der Dichter meist willkürlich genug durch die äußerlichsten Aehnlichkeiten bestimmt, sich an das Lokal, den Verlauf, die damals entwickelte Sitte und Cultur der Geschichte frei anzuschließen kein Bedenken trug. Daß der Dichter, zugleich ein Fahrender und ein Geistlicher, wie solche Doppelnaturen damals vielfach den Kreuzzügen folgten, aus der Trierschen Gegend gebürtig, wo das Lied mit der Sage bis in den Elsaß am meisten sich erhalten hat, vielleicht den zweiten Kreuzzug mit erlebt und das gelobte Land, vor Allem Akre und Jerusalem mit dem Oelberg selbst betreten hat, dürfte trotz mancher geographischen Ungenauigkeiten nicht zu bezweifeln sein. Wir sind geneigt zu glauben, daß der Dichter durch den Davids-Thurm und durch den Hain S. Abrahams bei Hebron veranlaßt wurde, den König David und auch Abraham seinem Gedichte einzureihen, daß er die Burg Montelie nach dem Berg Thabor mit dem Kloster S. Eliae genannt hat, aber wir glauben ebenso wenig, daß er bei der wüsten Schalôm an Jerusalem, bei Alzît an Assur, bei Munteval an Mons regalis, als bei Orendel und Breide an König Guido und Sibylla, bei Zwerg Alban an den Templer Robert von St. Alban, bei der Els an Sibyllens Schwester Elisabeth gedacht hat. Diese Gestalten gehören mit dem übrigen Apparat der uralten Orendelsage an, zu deren Betrachtung wir jetzt übergehen, indem wir sonst für die Vergleichung der Form der

Darstellung mit den übrigen Spielmannsgedichten, besonders mit St. Oswald, auf Meyers fleißige Ausführung verweisen.

7. Die Orendelsage.

Wir erzählen zunächst den wichtigsten Inhalt dieses Gedichts, das mit der Legende über den grauen Rock Christi, wozu Orendels Kleid interpretatione christiana gemacht war und auf dessen Verherrlichung es dem Dichter insbesondere ankam, einleitend beginnt.

Der graue Rock Christi war aus eines Lammes Haaren gewirkt, welche die h. Königin Maria spann und St. Helena zu einem Kleide ohne Naht verwebte. Unser Herr Christus legte ihn an, nachdem er auf dem Oelberge gewirkt war, und fastete darinnen für unsere Sünden 40 Tage, wie ihn später Orendel zu seinem Heil noch tragen sollte. Als nämlich unser Herr von dem armen Judas verrathen, von den Juden ans Kreuz geschlagen und dann in ein Grab gelegt war, da kam ein Jude und bat den König Herodes, er solle ihm für 33jährige treue Dienste den grauen Rock geben, welchen der Christenprediger getragen habe. Und der König gewährte es ihm. Der Jude nahm nun den grauen Rock und trug ihn zu einem Brunnen, wusch ihn darin und breitete ihn zum Trocknen in die Sonne. Aber unser Herr gebot, daß sein rosenfarbenes Blut an dem grauen Rocke haften bliebe, wie er es am Kreuz empfangen hatte. Als das der König sah, befahl er dem Juden, er sollte sich, so lieb ihm sein Leben wäre, vor ihm in diesem Kleid nicht mehr sehen lassen. Darum verwahrte dieser ihn in einem Steinsarg, trug ihn in kurzer Frist wohl 72 Meilen weit und warf ihn dort hinab in eines wilden Meeres Grund, daß er nimmer gefunden würde. Aber als die Gewässer sich entschlossen, kam ein Siren (ein Wassergott) daher geschwommen. Der brach den Steinsarg auf, nahm den Rock heraus und führte ihn 3 Tage fort, bis derselbe an einem wilden Eilande auf den Sand trieb und dort 9 Klafter tief unter die Erde versank. Hier lag der Rock acht Jahre lang und kam erst im neunten wieder an die Oberfläche. Dort sah ihn ein wallender Mann, der zum h. Grabe wollte, aber kein

Schiff finden konnte, Namens Tragemunt, dem 72 Reiche bekannt waren. Der wollte nach Cypern fahren und fand den Rock, den unser Gott in seiner Marter getragen, auf dem Sande, nahm ihn mit seinen weißen Händen auf und wusch ihn in der Fluth des wilden Meeres, dann breitete er ihn auf die Erde, daß er trocknen sollte, weil er meinte, ihn dann an seinen Leib zu legen. Aber als der Waller sah, daß unsers Herrn rosenfarbenes Blut an dem Rock haftete, da erkannte er, daß es Christi Rock wäre, in welchem er den Speeresstich um unserer Sünde willen empfing, als er uns durch sein Leiden von der Hölle errettete; den dürfe weder er, noch ein andrer Mensch an seinem Leibe tragen. Darum hub er den Rock auf und warf ihn in des Meeres Fluth. Da kam ein Wallfisch geschwommen, der verschlang den Rock und führte ihn mit sich hinab in die Tiefe des wilden Meeres, wo er in des Wallfisches Magen acht Jahre lag. — Mit dieser Einleitung schließt das erste Buch, und jetzt erst beginnt die eigentliche Erzählung.

1. An der Mosel liegt eine weit bekannte Stadt, die Trier heißt. Hier saß ein reicher, viel vermessener König und Gebieter, Eugel mit Namen, dem 12 Königreiche unterthan waren. Dieser zog drei herrliche Söhne auf: zweien dienten seitdem seine Reiche der dritte, Orendel geheißen, gewann die Stadt Jerusalem. Als derselbe 13 Jahr alt war, empfing er zum neuen Jahr am St. Stephans-Tage sein Ritterschwert, ging über den Hof in eine Kapelle und flehte zu Gott und zur Königin Maria, daß er ein guter Ritter werden möchte. Dann suchte er den König auf und sprach zu ihm: „Herr, es wäre jetzt wohl Zeit, daß ihr mir eine Frau gäbet zur Königin; der wollte ich dann zur Morgengabe die 12 Könige mit Herzogen und mit Grafen unterthan machen." Aber König Eugel entgegnete ihm: „Ich weiß, mein trauter Sohn, in allen 12 Königreichen keine Frau, die sich mit dir vergleichen könnte; dazu sind sie dir alle verwandt. Nur eine Königin weiß ich, schön und rein, welche jenseit des wilden Sees Fluth gesessen ist, die ist durch ihre Weisheit und Schönheit wie durch ihren Ruhm weit in aller Welt bekannt. Das ist eine Sonne aller Frauen. Sie heißt Breide (scônist aller wîve): das h. Grab und viel Heidenschaft

ist ihr unterthan. Ja, wenn du die gewinnen kannst, so magst du ein so großer Herr werden, du wirst durch sie noch Ehre haben." Orendel ist bereit, sie zu erwerben, wenn er um ihretwillen auch das Elend bauen müßte, und bittet nur den Vater, ihm 72 Schiffe auszurüsten und mit so viel Vorrath zu versehen, daß er acht Jahre genug hätte. König Eugel läßt sich Zimmerleute kommen, die müssen zum „wetterischen" See fahren, Bäume fällen und 72 Schiffe bauen, bis alle im dritten Jahre fertig sind. Aber als nun der alte König den Orendel auffordert, acht Könige und sieben Bischöfe mit sich zu nehmen, da Land und Leute thun würden, was er ihnen gebiete, erklärt dieser, niemand zwingen zu wollen. „Ich will keine Verantwortung tragen, wenn jemand auf dem Meere ertrinkt und den Fischen zur Speise wird, weil dann ihm Gott sein Reich versagte. Fürwahr es würde Gott am jüngsten Tage solche Seele von uns fordern. Auch ist mit gezwungenen Knechten böse kämpfen." So ward der alte König überredet.

Da saßen nun 12 Schmiede, die in Gold und Silber fleißig arbeiteten und auf Befehl des hochgeborenen Königs manche Sporen verfertigten. Aber der junge König nahm stählerne Ringe. Dann rief er: „Wo seid ihr, wackere Könige, die mit mir als Genossen über See wollen?" Da erhoben sich acht edle, reiche Könige wohl gewaffnet, mit je 1000 Rittern zu einer Schaar. Und zum andern Male rief der junge König: „Wo seid ihr, werthe Dienstleute, die mit mir von hinnen fahren wollen?" Wieder erhoben sich 1000 wohlgewaffnete Ritter zu einer zweiten Schaar, und er konnte sie nicht von dem Ringe fernhalten. Da ließ er zwei Kameele die goldenen Sporen auf den Hof tragen und dort ausschütten. Dann rief er: „Nun denn, ihr stolzen Helden, kaufet ihr nicht die Hölle um das rothe Gold, so müßt ihr doch viel Noth leiden." Aber trotz der harten Rede wollten sie's nicht lassen. Wie schnell sprangen die jungen Helden auf, bückten sich und hoben die Sporen auf, so daß nur zwei noch übrig blieben. Die nahm der junge König, und wie er darauf sah, strahlte ihm von dem rothen schönen Golde ein Bild entgegen, wie er es zu Jerusalem zum Opfer haben wollte; so herrlich war es, dem Marterbilde unseres Herren gleich.

2. Nachdem sie hierauf die Schiffe wohl mit Wein und Speisevorrath versehen hatten, nahm der junge König mit seinen Rittern Abschied, und so gings auf der Mosel hinab, bei Coblenz vorüber in den Rhein, und diesen hinunter, bis an das wetterische Meer, wo das Heer eingeschifft wurde. Die Segel wurden aufgezogen, und so fuhren sie frohen Muthes sechs Wochen lang über den See. Da erhob sich ein starker Sturmwind, der die Unglücklichen in das wilde Klebermeer vertrieb, wo sie drei Jahre lang mit Roß und Mann gefangen lagen, bis sie auf Fürbitte der h. Maria durch einen von Gott gesendeten Sturmwind aus dieser Noth errettet, weiter segeln konnten. Nun waren zur wüsten Babylonie 72 sehr vermessene Könige gesessen. Die erfuhren von einem Fischer die seltsame Märe, daß ein Christenmann mit einem großen Heere auf dem Meer angefahren käme. Kaum hatte ihr König Beligan, der den Christen besonders gram war, dies vernommen, als er weit im Lande ein großes Heer zu sich entbot und ihnen auf seinen Raubgalinen entgegen fuhr. „Ihr stolzen Helden," sprach der freyle Heidenkönig, „gewinnet einen frischen Muth um all ihr rothes Gold; alle Christen müssen jetzt des Todes sein." Es erhob sich ein gewaltiger Streit, bis der König Orendel den Sieg gewann: 500 mußten im Meer ertrinken und keiner entfloh ohne schwere Wunden.

Als nun die jungen Helden so siegreich gestritten, da waren sie frohen Muths und ließen in Freude und Gesang ihre Stimmen erschallen. Sie zogen die Segel auf und fuhren weiter gen Jerusalem, mit Speisevorrath und Kleidern und allem wohl versehen, was sie mit sich nehmen wollten in die h. Stadt. Schon kamen sie derselben so nahe, daß sie das h. Grab erblickten. Da huh der junge König seine weißen Hände auf und betete: „Du himmlischer Vater, nun hilf uns von dem wilden See und dem gräulichen Wetter, denn die starken Wellen fluthen gar geschwind." Aber wie er kaum dies Wort gesprochen, sah er zu beiden Seiten über die wilde Meeresfluth, daß er unsanften Muth gewann; denn die starken Wogen auf dem Meer erhoben sich so gewaltig, daß alle 72 Kiele zu Grunde gingen und keiner von den Mannen gerettet wurde, als allein der König. Dieser klammerte sich mit seinen Händen fest an eines Kieles Ende,

das sich von dem Schiff getrennt hatte. Von den Wellen zerschlagen, verlor er seine Kleider, die ihm Stock und Stein zerrissen, daß er fingerbloß und nackt erschien. In solcher Noth rief er St. Wieland von Bari um Hülfe an, der sollte ihn vom Tode erretten.

3. So kam er mit Gottes Hülfe an den Strand. Da hob er seine Hände auf und beklagte sein Elend, wie er Land und Leute verloren habe, und all seine 72 Schiffe ihm in den Fluthen versunken wären; jeder, der ihn hier so nackend fände, werde sagen, er sei ein Dieb und Räuber und nur von einer Raubgaline entronnen. Mit seiner eigenen Hand grub sich der kielverlustige Held ein Loch in den Sand. Darein legte er sich, damit, wenn seiner Gott vergessen sollte, das Gevögel ihn nicht auf dem Felde fräße. So lag er dort in dem Sande drei Tage lang, und wie er am vierten Morgen voller Sorgen noch so lag, da hörte er das Meer rauschen und sah einen Fischer fahren, den rief er um Hülfe an. Der Fischer war ein biedrer Mann und lenkte sein Boot zu ihm. Wie er ihn aber ansieht, hält er den nackenden Mann für einen Dieb und Räuber, der hierher entronnen, und droht, er wolle ihn an einen hohen Galgen hängen. Da wußte sich der elende Mann nicht anders zu retten und sprach: „Das wäre übel gethan, da ich gestern früh noch ein ebenso guter Fischer wie du gewesen bin. Aber meine Netze sind mir mit meinen Gesellen im Meer versunken, und ich selbst bin nur durch Gottes Gnade aus der wilden Meeresfluth errettet. Laß mich um der Königin Maria willen dein armer Diener sein." Der Fischer war es zufrieden und hieß ihn in sein Boot gehen. Da ging der nackende Mann zuerst zu einem Strauch und brach sich einen belaubten Zweig (walt- oder loubrûche) ab, um sich, weil er ein anderes Kleid nicht hatte, damit die Scham zu bedecken. Sobald er in das Boot trat, sprach der Fischer Eise zu ihm: „Du hast dich gerühmt ein Fischer zu sein, wie ich selbst bin und wie ich ihn hier 72 Jahre nicht gesehn. Fängst du aber nicht sogleich die Galine hier voll Fische, so werde ich dich in des tiefen Meeres Grund hinabwerfen." Da hob der junge König Orendel seine weißen Hände zu seinem himmlischen Vater um Hülfe flehend auf und warf die Fischergarne im Namen

des Vaters, des Sohnes und des h. Geistes in die Fluth, daß er mit ihrer, der 12 Boten und insbesondere des St. Petrus von Rom Hülfe sogleich die Galine voll Fische fing. Als Meister Ise, ein Fischer her und wise, dies sah, da rief er: „Daß so wohl fischen kann dein Hand, Deß sollst du haben immer Dank."

Damit kehrten sie mit ihrem Fang zur Clause nach dem Haus des Fischers zurück. Das war aber recht wonniglich anzuschauen. Sieben herrliche Thürme standen vor der Burg, die wohl für einen König in Rom geeignet gewesen wäre. In derselben dienten dem Meister Eise wohl 800 Fischer, die alle thun mußten, was er ihnen gebot. Auf der Zinne der Burg stand aber selb sieben ihrer Dienstfrauen des Fischers Frau, in Sammet und Seide gekleidet. Sobald diese die Kommenden erblickte, rief sie ihnen entgegen: „Willkommen Eise; wer ist der nackende Mann, den ich auf deiner Galine stehen sehe? Gewiß ein entflohener Dieb und Räuber, der auch uns nicht unberaubt lassen wird." Doch Meister Eise gebietet ihr, ihn besser aufzunehmen: „Er ist unser Eigenknecht und kommt uns zu unserm Dienst grade zu Statten; denn er versteht es, auf dem Meere die Fische zu fangen. Wohl bin ich ein Fischer von 72 Jahren, doch wollt' ich gern von ihm selbst noch fischen lernen." So las nun Meister Eise aus dem Schiffsraum die Fische auf, vierthalbtausend an der Zahl, und voller Freude zerschnitt er sie. Aber als er auch einen Wallfisch zerschnitt, da fand er den grauen Rock in dessen Magen und meinte, daß den früher wohl ein Herzog oder auch ein Graf getragen habe: als den ein Räuber darin erschlagen, habe er ihn ins Meer geworfen, wo derselbe dann mit dem Blut vom Wallfisch verschlungen worden sei. Wohl rieth die Frau des Fischers, ihn wieder an des Meeres Grund zu werfen, aber Eise wollte ihn jetzt nicht lassen für weniger als für 5 Schillinge goldener Pfennige. Dem nackenden Mann, der den Fischer bat, daß er ihm den Rock schenken möchte, entgegnete er: „Er wird dir nie gehören, wenn du mir nicht bezahlest, was er werth ist, und mir dafür als Knecht dienst." So diente er dem Fischer fast sechs Wochen lang bis zu dem St. Thomastage. Da sprach Meister Eise zu seiner Frau: „Soll dieser elende Mann die „Hochzeit" nackend vor uns gehen? Ich

denke, wir kaufen ihm jetzt ein Gewand und kleiden seinen Leib um Gotteswillen." So kauften sie ihm ein Beinkleid (niderkleit) um 3 Pfennige, dazu zwei ungefüge Rinderschuh und einen Schiffermantel um sechsthalb Pfennige; aber immer war noch der elende Mann des grauen Rockes entblößt. Er war darüber sehr traurig, ging für sich allein und zerraufte sich sein Haar. „Wie wollte ich alles, was ich verloren, gern verschmerzen," klagte er, „wenn ich nur am Festtag ein Kleid hätte, um wie ein anderer ehrlicher Mann unter die Leute zu gehn." Deß erbarmte sich die h. Königin Maria als Nothhelferin und sandte ihm mit Gottes Hülfe durch den Engel Gabriel 30 güldne Pfennige, um welchen Preis einst Judas den Herrn verrieth. „Du sollst auch nicht," so tröstete ihn dieser, „um deine Ritter, die im Meer ertrunken sind, zweifeln. Denn Gott selbst war ihr Führer (ir leide) zu seinem Himmelreich. Für dies Geld aber kaufe dir den grauen Rock, den Gott in seiner Marter trug. Denn darinnen wirst du besser beschlossen sein als in Stahlringen, so daß kein Schwert dich gewinnen kann. Funfzehn Volkskämpfe (volcwîge) wirst du sicher darin bestehen, wie du deren einen schon bestanden hast." Darüber ward Orendel ein freudenreicher Mann. Mit dem Gelde eilte er auf den Markt, wo der Rock feil geboten wurde. Allein Eise fordert 5 Schillinge als geringsten Preis, und wäre deren auch nur einer falsch, so würde der Rock doch nie an seinen Leib kommen. Aber was geschah? Durch Gottes Wunder fiel der Rock, sobald ihn jemand berührte, aus einander, als ob er verfault wäre, und als nun Eise sah, daß der Rock so schlecht war, da gab er ihn um die 30 Goldpfennige hin. Kaum hatte jedoch Orendel den Rock genommen, da ward derselbe gleich wie nagelneu erfunden, als ob er eben erst gemacht wäre. Und Meister Eise sprach: „Du hast einen guten Rock an; den sollst du dir verdienen um mich und deine Meisterin." Orendel versprach es ihm, erbat sich aber zugleich von ihm Urlaub, da er jetzt zum h. Grabe wolle. Eise gewährte es ihm und gab ihm noch sein Steuer zu seiner Fahrt, dazu zwei gute neue Hosen. Auch die Fischerin gab ihm nicht nur 3 güldne Pfennige, sondern bat ihn auch, ihr die Missethat zu vergeben, die sie ihm angethan, als sie ihn zuerst auf der Galine stehen sah. „So wie dir es

ergangen ist," schloß sie, „magst du in deinem Lande wohl ein Herzog sein." Orendel aber entgegnete ihr: „Frau, Gott vergeb euch alle eure Schuld. Wir sollen werben um seine Huld." Mit diesen Worten verabschiedete er sich von seinem Meister und von seiner Frau Fischerin.

4. Er eilte jetzt dahin über die „breide" Heide, daß keiner ihm folgen konnte. Da begegnet ihm ein schrecklicher (freissam) Riese an der Spitze von 300 Heiden. Der nahm den elenden Mann gefangen und führte ihn über hohe Berge in einen tiefen Kerker, bis auf Bitten der Maria ein h. Engel ihn daraus befreite und auf den rechten Pfad zum h. Grabe wies. Sobald er nun das h. Grab erblickte, gelobte er Leib und Seele dem Herrn zum Opfer darzubringen. Kaum hatte er dies gelobt, da sah er vier Tempelherren zur Messe gehen, aber niemand war, der dem „elenden" Orendel, als er allein in der Kirche zurückblieb, das Mahl gebracht hätte. Als er vor der Burgmauer einsam und allein voller Traurigkeit saß, vernahm er drinnen in der Burg lauten Waffenschall und verwunderte sich darüber, was das wäre. Da begegnete ihm ein Burgmann, der sprach zu ihm: „Gott grüße euch, Herr Graurock, denn ich kenne euch nicht, sonst würde ich euch anders nennen." Dies war der Erste, der ihn Graurock nannte, welchen Namen er von nun an beibehielt. Auf seine Frage, was der laute Schall bedeute, sagte ihm jener, derselbe käme von den Tempelherren, die vor seiner Frau Breide mit großer Ehre Kurzweil trieben. Und als er ihn dann weiter nach seiner Königin fragt, bei deren Namen schon sein Herz ihm vor Freude zu springen anfing, entgegnet ihm dieser: „Siehst du dort an der Zinne die zwölf schönen Jungfrauen stehn? Die in ihrer Mitte, mit einem Zobelmantel geschmückt, das ist die Königin über Land und Burg Jerusalem."

Als jetzt der Graurock über den Burghof ging und sah, wie so viele Helden ritterlich auf langen Rossen mit grünen und rothen Bannern sich tummelten, da fing der edle, reine Fürst zu klagen an: „O weh mir, daß ich Land und Leute verlor! Alle 72 Kiele, die ich von Trier mit mir führte, sind in dem Meer versunken. Und doch wollt' ich das gerne verschmerzen, wenn ich nur ein Roß hätte, zu sehen, was ich hier werth wäre."

Aber kaum hatte er so gesprochen, da erblickte er in einer Laube zwei heidnische Könige, Mercian und Scrudan, die an einem wie die Sonne glänzenden Brett mit einander Schachzabelspiel zogen. Der Graurock trat zu ihnen heran und bat sie, ihm, wenn auch nur auf drei Gänge, um unsers Herrn Barmherzigkeit willen ihr Roß und Schild zu leihen; was er damit gewinne, sollte ihr eigen sein. Doch der Heide Scrudan fuhr ihn an: „Was will dieser Mensch hier vor uns Fürsten klaffen? Ja, du Waldbauer, (waltgibûre), es wird dir schwer zu stehen kommen!" Worauf der Graurock ihm erwiedert: „Daß ihr mich hier scheltet, werdet ihr noch entgelten." Schon wollte er von dannen gehen, aber König Mercian hieß ihn warten; er wolle ihm, nicht zwar um seines Gottes willen, Roß und Schild nicht versagen. „Doch sage mir, kühner Held, was soll ich zum Entgeld haben, wenn du mein Roß und meinen grünen Schild verlierst?" „Dann sollst du," entgegnete jener ihm, „mich selbst zu eigen haben." Der König Mercian ließ sogleich sein Roß bringen, das schwarz wie ein Rabe und so wild war, daß drei Männer es kaum festhalten konnten, und sagte dem Graurock, er sollte es zu einem Steine führen, daß es ihn nicht in Leid brächte. Dieser hielt solche Rede nur für einen Spott und führte das Roß leicht an ihnen vorüber. Ebenso nahm er den Schild, dazu noch einen ungefügen, aus Horn und Elfenbein und Stahl gearbeiteten Speer. Dann begürtete man ihn mit einem guten Schwert und setzte ihm einen schönbelaubten Helm aufs Haupt. Doch vor Allem kunstreich war der Schild gearbeitet. Darinnen sangen die Vögel, vorzüglich die Nachtigall und der Zeisig, und über ihm schwebte ein aus Gold gefertigter Falke, als ob er lebendig wäre. Sobald der Graurock so gerüstet war, sprang er ohne Stegreif in den Sattel, aber er konnte seine ungefügen Rinderschuh nicht in die Steigbügel bringen, weil sie vorn zu breit waren. Er bückte sich schließlich nieder, zog die Schuhe ab und warf sie in das Gras, indem er den Schuster verwünschte, der die Sohlen so breit geschnitten. Aber daß er nun nicht völlig unbeschuht bliebe, schickte ihm Christ vom Himmel zwei güldne Schuh hernieder, und als er diese angelegt hatte, war er ein stolzer, glänzender Ritter.

Sobald König Mercian sah, wie der Graurock fest auf seinem Rosse saß und so mannlich den Speerschaft schwang, warnte er seinen Bruder Scrudan, daß noch kühnere Helden als er heute von seinen Händen den Tod finden würden. Doch vergebens. „Was giebst du dem zum Lohn," entgegnet dieser, „der dir noch heute diesen grauen Rock bringt? Ich will, nenn du ihn immer einen auserwählten Degen, den grauen Rock allein bestehn und ihn den Männern und Frauen zum Spott an meinem Speere führen." Mercian aber wünscht nur für sich, daß ihm nicht zu Theil werden möge, was jener Heiles an ihm erwürbe. Voll Zorn über solche Rede stürzt Scrudan sich, in seine Waffenrüstung gekleidet, zu Roß auf den Graurock, der ihn erst auf sich wie auf eine Wand stechen ließ. Aber endlich setzt er sich zur Wehr und dringt auf Scrudan ein, daß dieser von dem Stiche todt zur Erde sinkt. Dann kämpft er ebenso gegen 2 und 4 und 6 und 12 und 24, die zusammen gegen ihn anreiten, mit gleichem Erfolge, daß er schließlich 12 wunderschöne Rosse dem König Mercian zum Lohn zurückbringt. Doch dieser sagt ihm dafür wenig Dank, weil er ihm seinen Bruder erschlagen: „Euch trug der Teufel her auf diesen Hof, der möge euch auch führen an der Hölle Grund." Worauf ihm der Graurock erwiedert, daß, wenn er solch Schelten nicht lasse, er ein Gleiches von ihm erhalten würde. Aber König Mercian ergriff sogleich die Flucht, darum warf der Graurock jetzt sein starkes, kräftiges Roß herum und ließ es hoch vor der Königin Breide springen.

„Seht diesen einfältigen Ritter," sprach die Königin, „der hier auf unsern Hof gekommen ist, wie er so furchtbar um sich sticht. Er trägt nichts anderes als einen grauen Rock; wollte Gott, er wäre in Sammet und Seide gekleidet. Möchte ich nur einen Boten haben, der es wagte, den Held zu mir zu laden, dem jetzt alle zu Leibe wollen. Du kühner Degen Schiltwin, du sollst mein Bote sein und erfahren, ob er wild oder zahm ist." Aber dieser entgegnete ihr: „Ich habe ihn mir den Tag über wohl angesehen: aber er blickt zornwölfliche Blicke. Ehe ich mit ihm zur Rede gekommen bin, hat er mir schon mein Leben genommen. Darum will ich lieber ohne Schild und Schwert

dein Bote zu ihm sein." So ritt er hin zu ihm. Der Graurock sah ihn gräulich (grûlich) an, doch der Herzog Schiltwin beruhigt ihn, daß er nicht als Feind zu ihm gekommen sei; seine Königin, Frau Breide, lasse ihm heimlich (vil dougenlîche) ihren Gruß entbieten; denn es möchte die viel edle Jungfrau wohl keinem Manne holder als ihm gesinnt sein. Und Graurock entgegnet: „Herr, das vergelte ihr Gott, daß sie mich elenden Mann zu ihrem Dienst empfangen will. Saget der edlen Königin, sobald ich an diesem Ring mein Werk vollbracht habe, werde ich alles thun, was ihr lieb ist." Hierauf fing er 6 schöne Rosse und schenkte sie dem Boten zum Botenbrod. So kehrte der Bote in die Burg Jerusalem zur Königin zurück. Aber als diese ihn nun fragte, wie der Graurock gestaltet wäre, erzählt er ihr: „Er ist stark an den Schultern und sieht gar grimme Blicke; ja hättet ihr 30,000 Mann, er könnte sie alle allein im Kampf bestehn."

Sobald die Tempelherren von der Rückkehr des Boten hörten, wollten sie aus Neid gegen die Königin dem Ritter an das Leben. Sie schickten darum zu einem schrecklichen Riesenkönig, Namens Mentwin, den im Kampfe niemand zu bestehen vermochte. Dieser kam, weil ihn kein Roß tragen konnte, auf einem jungen Elephanten geritten. Er war so wundersam anzuschauen und kam so kaiserlich daher, daß er für Ritter und Frauen eine Augenweide war. Die Decke erglänzte von Silber und hing dem Elephanten auf die Füße herab. Vorn an der Hand hielt der Riese einen wunderbaren Schild, der in der Mitte mit Perlen geziert war und in vielen lichten Edelsteinen erglänzte. Doch waren diese Edelsteine mit guten Fellen (vellen) überzogen, unter denen die Sonne und der Mond standen. Außerdem trug der Riese ein kaiserliches Geschmeide an seinem Leib und hatte einen wunderbaren Helm auf seinem Haupt, mit 19 Ecken und von 4 goldenen Stangen umgeben, in welche durch meisterliche Kunst Buchstaben eingegraben waren. Darüber schwebte eine schöne goldne Krone, in welche die wunderschönste Linde von schönem rothen Gold gegossen war. An jeglichen Blättlein schwebte ein golden Vögelein. Dann war mit Zauber darin angebracht ein Blasebalg mit 6 goldenen Röhren. So oft nun der Riese den Blasebalg bewegte, hörte man den Gesang der Vögel, ganz als ob sie

lebendig wären und in den Lüften schwebten. In der Linde war auch ein Rad gearbeitet mit tausend goldenen Schellen daran, und wenn nun der Wind aus dem Blasebalg wehte und das Rad sich herum drehte und die Schellen erklangen und die Vögel sangen, dann entstand ein solcher Klang, daß, wenn man aller Saiten Spiel daran gehört hätte, dies doch solcher Stimme nicht gleich gekommen wäre. Unter der Linde aber lag ein Löwe hingestreckt, dazu ein Drache, ein Bär und ein Eberschwein. Bei diesen stand der wilde Mann aus Golde gemacht, als wenn er lebendig wäre und zu den Lüften schwebte. So kam der Riese auf den Hof geritten und führte einen 4 Klafter langen Speer. Als er jetzt nach dem Graurock fragt, zeigt ihm König Mercian denselben, wie er auf seinem rabenschwarzen Rosse daher reite, obwohl er nichts als einen grauen Rock trage, „ist er doch ein „kernischer" Mann, den niemand, auch du nicht, im Kampfe bestehen wirst." Doch prahlerisch entgegnet der Riese: „Ich weiß nicht, wozu man mich hier haben will; denn immer muß ich deß Schimpf und Schande gewinnen, wenn ich mit solchem kleinen Mann fechte. Ich nehme ihn unter meinen Arm und werfe ihn in des Meeres Grund hinab." „Wenn ich dir das vertrüge," sprach drauf der Graurock, „so hätte ich ein gutes Gemüth. Kehre doch, du starker Degen, lieber zu deinem hohen Walde zurück; dort baue ein Gereute (Ackerfeld, gerûde) und nähre uns kleinen Leute." Da ergriff den Riesen ein grimmiger Zorn; er setzte seinem „Roß" beide Sporen ein und sprengte mit ganzer Kraft, indem er seinen Speerschaft warf, gegen den Graurock an, daß dieser kaum im Sattel fest blieb. Aber alsbald sprengte nun auch der Graurock an und stach, ohne ein Wort mehr zu sprechen, im Zorne so auf den Riesen, daß dieser todt von dem Elephanten zur Erde fiel. Als die Kriegsmannen auf dem Tempelhof das ersahen, erhub sich unter ihnen großer Jammer. Aber der Graurock rief ihnen zu: „Ihr Herren, schweiget doch: er ist in seinen guten Waffen gar sanft jetzt entschlafen. Nun steh nur auf, Trautkind, und binde dein Meerrind, daß es dir nicht entlaufe, sonst hast du es umsonst verkauft." Damit ergriff der Graurock den Elephanten des Riesen und zog ihn hinter sich her über den Tempelhof. „Wo ist nun das fahrende Volk"

(diu varnde diet), sprach er, „das unser Herr immer versorgte? Die mögen jetzt dies Ungeheuer nehmen, das ich gewonnen habe." Da kamen die fahrenden Leute froh herbeigelaufen, sich den Elephanten zu besehen, und lösten zugleich den Riesen von all dem Geschmeide, das er an seinem Leibe trug. „Nun herbei," riefen sie, „ihr Armen und Reichen! Die mit uns zusammen trinken wollen, die sollen sich zu uns setzen." Aber der Kampf war nicht zu Ende, noch hielten 12 schreckliche Heidenkönige, je mit 600 Mann, auf dem Kampfplatz. Darum ritt der Graurock von Neuem in den Streit und schlug ihnen wieder durch der mit Schwertern bewaffneten Engel Hülfe schwere, tiefe Wunden, bis der Kampf nach drei Sommertagen beendet war. Sechs schlug er zu Tode; die andern sechs entflohen mit ihren tiefen Wunden. Erst als der Graurock sah, daß niemand mehr mit ihm stechen wollte und alle von dem Ringe gingen, da warf er sein starkes, kräftiges Roß herum und ließ es hoch vor der Königin Breide springen.

„Gott grüße dich, Herr Graurock," mit diesen Worten ging ihm die schönste aller Frauen, Frau Breide, entgegen, „wiewohl ich euch nicht grüßen sollte, da ihr mir meine Mannen erschlagen habt, welche das h. Grab beschützen sollten." „Doch schlug ich," entgegnete er, „Frau Königin, keinen Christenmenschen, eure Heidenknechte thun mir Unrecht; und verschonte ich sie nicht um euretwillen, so müßte es ihnen allen an das Leben gehen." Da antwortete ihm Frau Breide: „Nun sieh her, du reiner Jüngling, und küsse mich, eines Königs Kind. Gottes Stimme hat mir von dem Eugels Kinde gesagt. Der fuhr von Trier mit 72 Schiffen. Die sind ihm alle im Meere versunken; keiner wurde gerettet, als der König allein. Der soll hier mein Herr sein und ein König über die Burg Jerusalem. Seid ihr derselbe Jüngling sein, So sollt ihr mir willkommen sein." Aber der Graurock sprach: „Nein ich, Frau Königin, ich bin als ein elender Mann um Gotteswillen hierher zum h. Grabe gegangen." Wie es nun um diese Rede stehen mochte, doch küßte sie den herrlichen Degen. Sobald der Heide Mercian dies sah, kam er eilig gelaufen und sprach zornentbrannt: „Wie ist, Frau Breide, das recht gethan, daß ihr mit meinem Knecht koset?" Bei diesen

Worten ließ sie ihn gleich los und sprach: „Wie steht es, herrlicher Kämpfer? Selten ist es doch geschehen, daß man einen Knecht so tapfer sah.“ Allein Graurock beruhigte sie: „Es ist nicht also; ich habe ihn nie als gestern früh gesehen, wo er mir bis jetzt sein Roß geliehen hat. Nie ward ich sein oder irgend eines Mannes eigen, denn nur des viel guten Gottes und seiner königlichen Mutter Maria.“ Als aber der Heide Mercian entgegnete, daß er solche Rede lassen solle, da er ihn sonst bei den Haaren vor die Burgmauer führen und dort zerbläuen lassen werde, da ballte der Graurock seine Faust zusammen und gab dem Heiden solchen Schlag, daß derselbe wie todt auf den Boden niedergestreckt wurde. „Wie steht es nun mit dir, du heidnischer Mann,“ rief er aus, „wenn du dessen noch mehr begehrst, es steht dir zu Diensten.“ Frau Breide dankte ihm dafür; ließ dann den Heiden binden und in den Kerker führen. Doch der Graurock erbat ihn sich, weil er ihm schon seinen Bruder getödtet habe, zu eigen, löste ihm seine Fesseln an Händen und Füßen, gab ihm Schild und Roß zurück und rieth ihm nur, so lieb ihm seine Ehre sei, ihn nie wieder zu seinem Knecht zu fordern. Kaum hatte dieser sein gutes Roß ergriffen, so ritt er schnell aus der Pforte durch den abrahamischen Garten von dannen zu dem wüsten Ascalon, (in die Wüste Schalim). Die Königin aber nahm den Graurock bei der Hand und führte ihn in eine Kammer (Keminâde), wo man ihm einen Tisch mit Wein und Brot und Fisch und Allem, was das Erdreich je erzeugte, anrichtete und seiner wohl mit Ehren pflegte. So ruhte hier der hehre Degen 7 Tage lang.

Da kamen aus dem wüsten Ascalon (Düschkan) 14,000 Heiden, welche ein schrecklicher Riese, Namens Beliam (Bebüam), anführte. Der legte sich mit seinem Heer vor die Burgmauer und rief: „Seid ihr drinnen, Frau Breide, aller Frauen Schönste? So gebt uns den Graurock auf den Tempelhof heraus, sonst werden wir das Grab verbrennen und alle Christenleute vernichten.“ Sobald Frau Breide dies hörte, ging sie zum Graurock in die Kammer und fragte ihn: „Schlafet ihr, Herr Graurock? Hier sind 14,000 Heiden aus dem wüsten Ascalon (Scholmen) gekommen und fordern euch zum Kampf vor die Burgpforte

heraus." „Frau Königin," entgegnet ihr der Graurock, „des Kampfes walte Gott, der mich erschaffen hat. Er gebe mir Trost und Kraft, daß ich nicht mein Leben verlieren müsse." Sobald es am Morgen tagte, ging der Graurock auf den Hof, wo jetzt Frau Breide ihm ein Roß mit elfenbeinernem Sattel bringen ließ und es ihm zu eigen schenkte. Dazu ließ sie ihm eine mit Gold wohldurchschlagene Brünne auf den Hof tragen, die hell wie die Sonne leuchtete. Aber oben darüber zog er seinen guten Graurock; denn wenn er sterben sollte, wollte er in seinem grauen Rock sterben. Hierauf bat er die Frau Breide weiter um ein Schwert. Sie ruft deshalb ihren Kämmerer und fordert ihn auf, ihr, so lieb ihm sein Leben sei, ihres Vaters David Schwert zu bringen. Der Kämmerer nahm aus einer Lade, die er mit 3 Schlüsseln aufschloß, ein glänzendes Schwert und gab es Frau Breide. Aber als dieses, wie sie es an einer Steinwand versuchte, in Stücke zersprang, schlug sie es ihm über den Rücken, faßte ihn bei den Haaren und trat ihn unter ihre Füße, bis er sie um Gnade anflehte, er wolle ihr auch gern ihres Vaters Schwert zeigen. Darauf führte er die werthe Maid Mannestief unter die Erde, und als man hier nachgrub, fand man das alte Schwert (daz alde sahs), das früher dem König David gehörte. Es steckte in einer guten Scheide, war breit und so scharf, daß es Eisen und Stahl zerschnitt. Das brachte sie dem Helden und sprach: „Hier, nimm es in deine Hand und führ es wohl mit Ueberlegung; es ist St. Pankratius' Heilthum darin. Auch hat noch niemand dies Schwert geführt, der nicht immer den Sieg gehabt hätte." Nachdem er sich mit diesem guten Schwert umgürtet hatte, setzte sie ihm einen wohlbelaubten Helm auf das Haupt, um welchen eine schöne, wie der Tag glänzende Krone von Gold lag, wie sie König David in manchem Kampf getragen hatte. Sobald nun der Held ohne Stegereif in den Sattel sprang und so sich seinen Feinden zeigte, da sprachen diese ihm zur Unehre: „Was mag das für ein König sein? Der trägt ja nur einen grauen Rock, als wenn er aus einem Kloster entronnen wäre. Mit dem können wir selbst zu Fuß fertig werden." Doch dieser nahm noch einen ungefügen Speer und ritt allein aus den Thoren, die hinter ihm verschlossen wurden,

vor die Burg von Jerusalem, mitten unter die 14,000 Feinde. Er vertraute auf die Hülfe des Herrn, der ihm die guten drei Engel St. Gabriel, St. Raphael und St. Michael zu Hülfe sandte. Diese schwebten über ihm mit 3 Schwertern in ihren Händen und versicherten ihn ihres Beistandes. So ging er dem heidnischen Riesenkönig an den Jordan entgegen. Als beide einander sahen, stürzten sie mit großem Grimm auf einander. Doch der Graurock stach ihn durch die Ringe, daß von solchem Stiche der ungefüge Mann todt zur Erde fiel. Dem Bannerträger aber schlug Orendel das Haupt ab. Dann durchbrach er mit dem guten Schwert (scarsahs) des Königs David dreimal die Reihen der Feinde, daß sie alle die Walstatt räumen mußten. An dem ersten Tage vertrieb er die eine Schaar in das wilde Klebermeer, daß alle darin ertranken; an dem zweiten Morgen verjagte er die andere Schaar in das wetterische Meer; an dem dritten Tage trieb er die letzte Schaar fern in einen finstern, wüsten Tann. Die hier nun vor Finsterniß nicht weiter reiten konnten, die mußten ihn erwarten, daß von dem Eugels Kinde viele Helme zerhauen, viele Helden erschlagen wurden. Die andern aber, welche ihm entronnen waren, fanden unsanfte Ruhe auf Holzstößen und Alben (widuwenen ind alven), weil sie überall sich vor ihm zu verbergen hatten und immer wähnten, daß er bei ihnen wäre. Nachdem also der kühne Held die 14,000 Feinde bezwungen, kehrte er mit Ehren wieder in die Burg Jerusalem zurück. Frau Breide hatte derweile vor dem h. Grabe gelegen, ohne zu essen oder zu trinken; ihr Sinn war einzig auf den guten Gott und seine Mutter Maria gerichtet, daß diese den Graurock wieder gesund zu ihr zurückbrächten. Und wie sie noch so betete, sah man ihn schon über die Heide reiten. Da ging Frau Breide ihm entgegen und sprach: „Willkommen, Herr Graurock, denn ich kenne euch nicht, sonst würde ich euch anders nennen. Aber doch sollst du mein Herr sein und ein großer König über die Burg Jerusalem." „Solchen Spott," erwiederte der Graurock, „möge euch Gott vergeben. Ihr sollt vielmehr eines Königs warten, der Land und Leute hat." Aber sie küßte den Helden, nahm ihn bei der Hand und führte ihn in die Burg zu Jerusalem. Hier bereitete sie ihm ein Bad, kleidete ihn in Sammet

und Seide und legte ihm einen neuen kostbaren Zobelmantel um. Dann setzte sie ihm eine Krone auf sein Haupt, die König David zu seiner Hochzeit (hôchgezît) getragen hatte. Nachdem sie sich an Speise und Trank erquickt hatten, sollte er jetzt in Frau Breidens Kammer schlafen gehn. Aber als er an das Bett trat, sah ein Engel ihm unter die Augen und sprach: „Hörst du, König Orendel, mich hat Gott zu dir gesendet, du sollst von heute bis über 9 Jahr mit Frau Breiden keiner Minne pflegen." Sobald Orendel dies vernommen, stand er auf und ging an den Ort, wo sein Schwert steckte. Das nahm er und legte es zwischen sich und Frau Breide. Da fragte sie ihn, ob das bei ihm so Landessitte wäre, daß, wenn die Frau einen Mann nähme, sie ein Schwert zwischen sich haben müßten. „Nein," entgegnete ihr der Graurock, „viel edle schöne Königin; aber eine Gottesstimme verbietet uns, bis über 9 Jahr keiner Art Minne mit einander zu pflegen." „Dann steck dein Schwert nur wieder ein," sprach die reine Jungfrau zu ihm, „zehn Jahre will ich schon Maid verbleiben."

5. So ruhte er 6 Wochen lang. Da kamen aus dem wüsten Ascalon (Schalim) 16,000 Heiden, welche der Riesenkönig Paligan (Pallian) anführte. Der legte sich wieder vor die Burgmauer und rief: „Seid ihr drinnen, Frau Breide, aller Frauen Schönste? So gebt uns den Graurock auf den Tempelhof heraus, sonst werden wir das h. Grab verbrennen und alle Christenleute verderben. Den Graurock will ich an einen hohen Galgen hängen, euch aber, daran soll mich niemand hindern, jetzt selbst minnen." Als Frau Breide das hörte, trat sie sogleich zu dem Graurock in die Kammer und fragte ihn wieder: „Schlafet ihr, Herr Graurock?" „Nein, Frau Königin." „Es sind aus dem wüsten Ascalon 16,000 Heiden gekommen, die fordern euch heraus vor die Burgpforte." Auch jetzt war der Graurock zum Kampf bereit. Er stieg zur Zinne der Burg hinauf, und als er von hier den Heiden erblickte, rief er zu ihm herab: „Du Wagenlanke, hebe dich von hinnen auf den Jordan; sonst werde ich zu dir kommen, daß du vor mir nicht am Leben bleibst." Als nun der Riese auch seinen Mannen gegenüber seine Drohung wiederholte, ging zuerst der Graurock zum h. Grabe und erflehte die Hülfe Gottes.

Dann kniete Frau Breide dort nieder und betete, daß der Herr des Himmels ihr ihre Ehre behüten und den Mann beschirmen möge, der ihr immer beistehn sollte. Alsbald stand ein Engel ihr zur Seite, sah ihr unter die Augen und sprach: „Edle Königin, zeige noch heute, was du durch Klugheit und Verstand für den elenden Mann thun kannst." Darum stand die Jungfrau auf und ging, wo sie den Glöckner fand, auf daß er alle Tempelherren zusammenrufe. Auf sein Läuten kamen sie alle, Jung und Alt, faßten sich an die Hände und gingen über den Hof in den weiten Palast, wo Breide und der Graurock war. „Ihr Herren," redete Frau Breide sie an, „laßt es euch leid sein, — bei eurer Treue beschwöre ich euch — daß der Heide Pallian mir meinen Mann und meine Ehre nehmen will." Der Graurock aber sprach: „Ueberlaßt ihn mir getrost, und wär' er wie ein Thurm so groß, ich werde schon den Kampf mit ihm bestehn." Dennoch gebot Frau Breide ihren Mannen, sie sollten ihm beistehn, aber obwohl sie ihm deß Eide schwuren, so schwuren sie Meineide. Der Graurock stieg zur Zinne der Burg hinauf, wo er auf der Haide manche grüne und rothe Banner sich bewegen sah. Dann ging er zum h. Grabe und zog hier all seine Gewandung aus, die ihm Frau Breide gegeben hatte, daß er alles um des h. Grabes willen hingäbe. Von einem Priester ließ er sich eine Messe lesen und stärkte sich, als ob es Gottes Wille selber war, daß er jetzt sterben sollte. Nur seinen Graurock legte er an, um für alle Fälle wenigstens darin zu sterben. Nachdem er dann gerüstet war, sprengte er zur Pforte hinaus. Hier fand er den Riesen wie teufelisch gestaltet. Ueber seine Brust trug er 3 starke Brünnen, die eine hörnen, die andere silbern und die dritte aus braunem Stahl gefertigt. Sie stachen im Kampfe beide auf einander, daß sie ihre Speere zerbrachen. Dann deckten sie sich mit ihren goldfarbenen Schilden und zückten ihre Schwerter, mit welchen sie so auf einander schlugen, daß die feurigen Flammen auf dem Felde stoben und sie viel zu leiden hatten. Da erwachte der Zorn des Riesen Pallian. Er erhob sein Schwert und gab mit allen seinen Kräften dem Graurock einen solchen Schlag, daß derselbe unter seinem Schild auf der Erde lag. Allein auf Fürbitten der Maria sandte ihm Christ vom Himmel

einen Engel, der ihm einen kräftigen Muth gab, daß er dem Heiden das Haupt abschlug. Doch jetzt erst kamen die 16,000 Mann, die bisher verborgen gelegen hatten, zum Kampf heran, daß er in schwere Sorgen gerieth. Das hatte kaum Frau Breide erkannt, als sie schnell, um sich vor dem Tode zu bewahren, eine schwere Waffenrüstung anlegte, indem sie dazu betete: „Himmlischer Herr, behüte du mir den hehren Degen; behüte mir den elenden Mann, dem ich jetzt in Treue beistehen will." Sie legte zuerst ihren Brustharnisch an mit 4 goldenen Geren, dann umgürtete sie sich mit einen guten Schwert und setzte auf ihr Haupt einen festen Helm. So sprang sie ohne Stegreif in den elfenbeinernen Sattel ihres Rosses, nahm ihren Schild und ließ sich eine stählerne Stange reichen. „Mir müßte diese Stange zerbrechen," rief sie, „sonst nahet sich manches Mannes Ende jetzt von meiner Hand." Das Thor der Burg wurde vor ihr aufgethan und Frau Breide hinausgelassen. Die heiligen sieben Gaben unseres Herrn wiesen sie zum Jordan. Sie kämpfte wie ein Mann und bahnte sich mit ihrer stählernen Stange eine weite Straße mitten durch die 16,000 Mann, bis sie ihres Graurocks ansichtig ward. „Bist du schon verwundet, mein Held," rief sie ihm entgegen, „oder bist du noch gesund?" Er erkannte sogleich an ihrer Stimme, daß es die Königin war, und sprach: „Ich bin nicht verwundet, sondern noch wohl gesund. Möchte ich nur ein Roß haben, das mich besser tragen könnte." „Ich sehe dort," entgegnete ihm Frau Breide, „auf hohem, schwarzem Pferd einen Heiden reiten, und wenn mir meine Stange nicht zerbricht, dann ist es um sein Leben geschehen." Sie rannte gegen den syrischen Mann und versetzte ihm einen Schlag über seinen Rücken, daß ihm sein Schild in 3 Stücke zerbrach und er zu Boden sank. Dann fing sie dessen Roß an dem Zaum und führte es dem Graurock zu; ja sie hielt ihm selbst den Stegreif, bis er das Roß bestiegen hatte. Als so der Graurock auf das Roß kam, da fing er an zu lachen. „Jetzt kehre deine Seite," sprach sie, „an meine Seite, dann wird es uns niemals übel ergehn." Da war es um alle Heiden geschehen, die sie im Kampf erreichen konnten, daß die Sarazenen vermeinten, der Teufel wäre gegen sie herausgelassen, und sich alle dem Graurock zu Handen ergaben. Der Held aber

ließ sie taufen. Sobald nun die Tempelherren sahen, daß Frau Breide mitten im Kampfe war, eilten sie endlich alle auf die Walstatt. Schon wollte Frau Breide selbst gegen ihre eigenen Dienstleute ansprengen, aber der Graurock sprach: „Das lasset, liebe Frau, ich bitte euch. Ich führte wohl 72 Schiffe von Trier; die sind mir alle im Meer versunken. Aber wären meine Holden mir hierher gefolgt, sie würden in Treue mir alle beigestanden haben." Als sie diese Worte hörte, sprach Frau Breide, aller Frauen Schönste, freudenvoll: „So bist du's, Orendel, wirklich, und Gott hat dich mir gesendet. Nun ist es mir wahrlich lieb, daß ich nicht von deiner Seite gewichen bin, und will auch sicher nie von deiner Seite weichen." Als aber die Tempelherren vernahmen, daß dies der König Orendel wäre, da empfingen sie ihn mit großen Ehren und setzten ihn auf den Königsstuhl.

Erst jetzt nach diesem Kampfe kam auch Meister Eise, ein Fischer hehr und weise, zum h. Grabe, um sich zu erkundigen, ob sein Knecht hier wäre. Der Graurock sah ihn kommen und sprach ihn freundlich an: „Seid mir willkommen, Eise; ihr sollt um Gottes und seiner lieben Mutter willen es mir vergeben, daß ich so lange von euch fern gewesen bin." Und als dieser es gewährt, fuhr er fort: „Geht jetzt nur gleich in die Kammer zu Frau Breiden und heißet sie, euch euren Knecht zurück zu geben, den sie eurem Dienst so lange abspenstig gemacht habe." Eise ging in Frau Breidens Kammer. Auch diese hieß ihn, als wär er ihr ein alter Bekannter gewesen, von Herzen willkommen und fragte nur, was er hier beim h. Grabe suche. Und als er ihr erwiedert, er suche seinen Knecht, den sie so lange schon seinem Dienst abspenstig gemacht habe, und auf ihre Frage, wer dies sein möge, ihr sagt, daß dies der Graurock sei, da ließ sie sich von ihrem Kämmerer einen Schild bringen und denselben mit rothem Golde füllen. „Das soll dein eigen sein," sprach sie, „damit magst du dir einen Knecht miethen, der dir zum Dienst geeignet sei. Mein Herr paßt nicht zu deinem Knecht und deinem Dienst. So lieb dir deine Ehre ist, sollst du ihn nie mehr zu deinem Knecht fordern." Als Eise diese Gabe annahm, ward er ein freudenreicher Mann und ging sogleich wieder zu dem Graurock zurück. Dieser kam ihm mit der Frage entgegen: „Will

mich die Königin entlassen und muß ich mit euch über den wilden See?" „Nein," sprach Eise, „ihr sollt hier ein hehrer König über die Burg Jerusalem sein." Darüber ward der Graurock froh. Er zog den neuen Zobelmantel, der wohl für 300 Pfund gekauft war, aus und bat Eise, daß er denselben seiner Frau zum Geschenk von ihm brächte für das Niederkleid, das sie ihm früher gegeben, und für die Gutthat, die sie an ihm gethan. Eise war frohen Muths auch über diese Gabe, er nahm vom Könige Urlaub und fuhr ohne Knecht über den See. Als Meister Eise nach Hause kam, fragte ihn seine Frau, wo denn sein Knecht wäre. Er aber sprach: „Der will bei Frau Breide bleiben und ein König über die Burg zu Jerusalem sein. Doch hat er euch diesen neuen Zobelmantel für euer altes Niederkleid und auch für eure Gutthat durch mich gesendet."

Indessen ging der gute Held, der Graurock, von der Zinne der Burg herab zur Königin Breide und sprach zu ihr: „Gebt mir Urlaub, Frau Breide; ich muß über den See fahren, weil ich eines Fischers Knecht bin; dem bin ich zu dienen verpflichtet, weil er mir einst in meiner Noth geholfen hat." Frau Breide entgegnete ihm, er solle solche Rede lassen und lieber den Meister Eise zu Hofe entbieten. Das geschah, und so kam an einem Samstage der Held Eise bei Hofe an, mit einem grauen Rock bekleidet und einem Ruder in der Hand. Zwischen seinen Augenbrauen war der graue Degen wohl zweier Spannen breit. Sobald ihn der Graurock erblickte, hieß er ihn gottwillkommen sein; Frau Breide aber forderte ihn auf, jetzt Ruder und Garn aufzugeben und dafür als Herzog des Grabes zu hüten. Meister Eise, der Schiffmann, war es zufrieden und erklärte, so alt und grau er ihnen auch erscheinen möge, getraue er sich doch, wohl noch 500 Mann im Kampfe zu bestehn. Frau Breide ließ sich ein mit rothem Golde reich durchwirktes strahlendes Herzogsgewand von weißer und rother Seide bringen. Nachdem ihm dieses angelegt war, wurde er zum h. Grabe geführt, wo er sich zum Zeichen seiner neuen Ritterwürde in eine glänzende Waffenrüstung kleidete. Seine Beinschienen waren aus Stahl; über seine Brust legte er eine Brünne mit 3 goldenen Geren; auf sein Haupt setzte er einen schön gearbeiteten Helm

und sprang dann ohne Stegreif auf sein Roß. Da sprach der Graurock zu ihm: „Dieses Sprunges möge Gott walten! So sollt ihr denn von jetzt an eure Kraft an der Heidenschaft erproben und nur des Christenvolkes schonen. Dann will ich, kühner Degen, selbst euch euern Speer tragen." Was an Herzogen und Grafen, Rittern und Bauern auf den Hof geritten kam, die mußten alle im Turnier seine Kraft empfinden; und um alle, welche er erlangen konnte, war es geschehen, daß die Sarazenen meinten, der Teufel wäre aus der Hölle herausgelassen. Frau Breide aber ließ manchen wohl durchnähten Seidestoff von blauer und brauner Farbe bringen und gab ihn den Fahrenden. Dazu ließ sie in den Landen bekannt machen, daß Eise zum Herzog des h. Grabes ernannt und als solcher mit dem Schwert geschmückt worden wäre.

6. Hierauf gebot Eise eine Heerfahrt über Holz und Heide 7 Tagereisen weit, die sie jedoch in 2 Tagen zurücklegten. Dort lagerten sie vor der Burg Westval (Westmal) und lagen 3 Jahre lang davor, ohne sie, soviel sie auch sich mühten, einnehmen zu können. Als sie früh an einem Morgen zum Sturme übergingen, kam der Graurock zu nahe an die Mauer und wurde mit einer Zange (bit Krâpen) gefangen und über die Mauer in die Burg gezogen, wo er in einen Kerker gelegt wurde. Sobald Meister Eise sah, daß sein Herr gefangen war, sprach er: „Nun sieht man mich nicht anders mehr als siech und traurig." Zugleich schickte er Briefe nach Jerusalem, daß Frau Breide die Nachricht erhielte. Als Breide vernahm, daß der Graurock gefangen wäre, sprach sie unter heißen Thränen: „Du Himmelsherr, behüte mir den tapfern Degen, der mir noch ferner beistehn soll; sonst will ich dein Heiligthum zerbrechen, und dir wird kein Opfer mehr zu Theil, du heilges Grab unseres Herrn!" Als der Heide Decian (Durian), der sich hatte taufen lassen, diese Worte hörte, sprach er: „Zürne Gott nicht mehr, du hehre Königin, mein Herr ist nirgends in 72 Ländern gefangen, und wenn es Gott vom Himmel will, so kommt er uns bald wieder." Frau Breide entbot all ihre Mannen im Lande und zog mit 30,000 an der Zahl von dannen. Decian war Bannerführer. Auch sie legten die 7 Tagereisen über Holz und Heide in 2 Tagen zurück und

lagerten sich vor die Burg Westval (Westmal). Aber sie lagen 2 Tage und ein halbes Jahr lang, ohne die Burg gewinnen zu können. Als nun eines Morgens Frau Breide schlafend lag, kam ein Gezwerg zu ihr, Alban mit Namen. Der trat in ihre Kammer und sprach: „Schläfst du, Frau Breide, aller Frauen Schönste? Stehe auf, ich will dich weisen, wo dein Herr in der Haft liegt. Allein du sollst mich minnen, eh' daß du kommst von hinnen." „Die Rede laß bleiben," entgegnete ihm Frau Breide, „du sollst mir meine Ehre, welcher Gott walten möge, immer lassen, und gäbe ich dieselbe einem so geringen Manne preis, müßte ich dessen immer Schande haben." Darauf ergriff sie ihn bei den Haaren und trat ihn unsanft unter ihre Füße. Da rief Alban laut: „Laß mich, laß mich leben, Königin. Ich zeige dir deinen Herrn und will gern dein Diener sein." „Wohl," sprach Frau Breide, „das mußt du thun, ehe ich dich lasse." Da wies der Zwerg die Jungfrau durch einen hohlen Berg in einen tiefen Kerker und entzündete dort ein Kerzenlicht. Sobald sie hier den Graurock erblickte, war sie überglücklich vor Freude. Sie umhalste und küßte ihn und drückte ihn an ihre Brust. Er hieß die edle Jungfrau gottwillkommen sein und fragte sie, wie sie dorthin gekommen wäre. „Ich bringe euch," sprach zu ihm Frau Breide, „30,000 in Stahl gekleidete Mannen." Aber es dauerte nicht lange, so sprang das Gezwerg vor die Thür, schlug dieselbe hinter sich zu und schoß 3 Riegel davor. „Wie nun," rief er, „Frau Breide? Jetzt mußt du es theuer entgelten, daß du mich gerauft hast." Schon wollte das Gezwerg von dannen gehn, da trat ihm ein heiliger Engel entgegen, der eine lange Geißel mit 3 starken Strängen trug. Dieser schlug den Zwerg mit der Geißel auf seinen Rücken und trieb ihn zurück, daß er den Kerker wieder aufschloß. Die Jungfrau vergab ihm seine Schuld, und so führte der Zwerg sie mit dem Graurock durch den hohlen Berg zurück. Als Meister Eise sie beide mit einander ankommen sah, kann man sich dessen Freude denken. Früh am sechsten Morgen wurde die Burg im Sturm genommen mit den 13 Königen darin, welche sich dem kühnen Graurock zum Dienst ergaben. Mit diesen 13 Königen bezwang er dann Montelie, das sich ihm ebenso mit seinen 7 Königen unterwerfen mußte. Mit solchen 20 Königen zogen sie dann

gegen die wüste Babylonie mit den 72 Königen, welche sich ihm ebenso ergeben mußten und ihm die Eide der Treue schwuren, die doch Meineide waren.

(Jetzt erst konnte er mit Ehren nach Jerusalem zurückkehren, und alle, Männer und Frauen, meinten, sie würden hier jetzt Ruhe haben. Aber da widersagten ihm zwei Heidenkönige von Babylonie, Elein (Elemi od. Eleme) und Durian (Denzian) durch den Herzog Daniel. Jener hatte den Entsagebrief geschrieben und dieser sollte denselben dem Graurock überbringen. Als der Herzog unter das Burgthor nach Jerusalem kam, ging der kühne Held, wo er den Graurock wußte, und gab ihm den Brief in die Hand. „Zwei heidnische Könige von Babylonie kündigen euch Fehde an. Wollt ihr aber ihr Dienstmann werden, dann wollen sie euch alles Land von Akkon bis zum Jordan unterthänig machen, sonst im Volkskrieg (volcwige) mit euch kämpfen." „Wollen sie sich taufen lassen und an Christum glauben, dann will ich gern auf der Erde ihr Dienstmann werden, sonst will ich mit ihnen im Volkskrieg streiten," war Graurocks Antwort. Der Bote erwiederte: „Das dünkt mich übel gehandelt, daß ihr zwei so reichen Königen, die wohl in $1^1/_2$ Tagen 30,000 Mann haben mögen, so böse Gegenforderung entbietet, da ihr, obwohl ihr Geren am Kleide tragt, nur eines Fischers Knecht und eurem Herrn entronnen seid." Der Graurock spricht: „Das bin ich nicht. Wohl war ich eines Fischers Knecht, aber ich diente ihm, wie mir geziemte, weil er mir treu beigestanden hatte in meiner Noth. Doch tretet näher, daß ihr den Antwortbrief empfanget." Damit ballte er seine Faust und gab dem Herzog einen Schlag, daß er vor ihm auf die Erde fiel. „Dies ist der Brief, der dir wohl gefalle. Bringe deinem Herrn, was die Buchstaben besagen, und laß sie das mit Schwertern wehren." Nachdem der Bote solches Botenbrod empfangen, machte er sich sogleich fort von der Burg Jerusalem. Nur als er unter das Burgthor kam, kehrte er sich noch einmal um und rief: „Gott gebe stets dem Wege Leid, den ich je wieder nach solchem Briefe reite." So ging der Bote fort über das wilde Meer und kehrte in die Stadt zurück. König Elein fragt ihn zuerst nach des Graurocks Aussehn. „Er ist stark von Schultern und sieht

grimmige Wolfesblicke; ja er ist ein auserwählter Mann, der im Kampf wohl 12,000 Mann bestehen mag. Doch möchte ich jetzt den Brief überantworten mit meiner eigenen Hand, dem er gesendet ist." König Elein erwiedert ihm: „Sei dessen versichert; das ist heute wie vor 100 Jahren recht: wird einem ein Brief geschickt, dem giebt der Bote den Brief in die Hand." „So tretet näher, ihr sollt den Brief empfangen." Sobald jedoch der König näher trat, ballte der tapfere Daniel die Faust und gab dem Könige einen solchen Schlag, daß er vor ihm auf die Erde fiel. „Nun schauet, lieber Herr, das sind die beiden Briefe, die man mir dort gegeben hat und deren ich keinen mehr begehre. Wäre ich länger geblieben, bis mir der dritte geschrieben wäre, ich würde euch keine Botschaft mehr." Nun entbot König Elein 20,000 Mann in seinem Lande, und Herzog Daniel war Bannerträger. Als sie vor Jerusalem kamen, rief König Elein zum Burgthor hinein: „Höret ihr's, Herr Graurock, jetzt müßt ihr mit mir und meinen Knechten kämpfen." Doch König Dencian: „Ich will den Graurock allein bestehn unter dem Friedensbann aller unserer Mannen." Der Graurock ging zum h. Grabe, kniete nieder und betete wie auch Frau Breide: „Du Himmelsherr, hilf mir meiner Ehre, daß ich dem ungetauften Mann heute obsiege." Dann legte er seinen Graurock an, begürtete sich mit einem guten Schwert, setzte einen starken Helm mit der goldnen Krone des Königs David aufs Haupt und schwang sich ohne Stegreif auf sein Roß. Als er seinen Schild an den Arm genommen und eine ungefüge Speerstange empfangen, sprengte er allein vor das Burgthor. Hier fand er einen teufelisch gestalteten Mann halten, der über die Brust eine dreifache Brünne aus Horn, Silber und Stahl trug. Beide wiederholten Mund gegen Mund ihre frühere Aussage, sprengten auf einander und zerbrachen ihre Speere. Hierauf bogen sie sich hinter ihre Schilde und zückten die scharfen Schwerter. Damit schlugen die stolzen Helden so auf einander, daß des Feuers Funken auf dem Felde stoben und beide viel Leid von einander hatten auf der breiten Heide. Da hob Dencian von Zorn entflammt sein Schwert auf und gab dem Graurock aus allen Kräften einen solchen Schlag, daß derselbe unter seinem Schilde niedergestreckt auf dem Boden lag

und ohne Hülfe sein Leben verloren hätte. Aber ein Engel vom Himmel hob ihn auf und gab ihm einen kräftigen Muth, daß er von Neuem gegen den Heiden vorging und ihm das Haupt abschlug, das fern hinflog. So schritt der Graurock von hinnen. Der andere König Elein aber war dadurch des Kampfes verleidet und erklärte sich zur Taufe und zum Glauben an Christum bereit. Da ließ der Graurock Priester kommen und alle Heiden taufen.)

7. Sobald die Taufe vollendet war, kehrte der Graurock von dort gerades Wegs in die Burg Jerusalem zurück. Hier saßen sie fröhlich und vergnügten sich an Speise und Trank. Wohl sollte Orendel jetzt in Frau Breidens Kammer schlafen gehen, aber als er an das Bett trat, sah ihm ein Engel unter die Augen und sprach zu ihm: „Hörst du, Orendel, mich hat Gott zu dir gesendet mit der Kunde, daß vor deines Vaters Burg in Trier 13 Könige, 16 Grafen und 12 Herzoge liegen, und wenn du nicht alsbald deinem Vater zu Hülfe kommst, verliert er sein Leben." Da machte sich der Held sogleich auf und sprach zur Königin: „Gieb mir Urlaub, hehre Frau; ich will über den wilden See fahren zu meinem Vater, den 13 Könige und 16 Grafen mit Krieg überzogen haben. Komme ich ihm nicht in kurzer Zeit zu Hülfe, so muß er mit all den Seinen das Leben verlieren." Aber Frau Breide will ihn nicht allein fahren lassen und spricht zu ihm: „Ich will, edler König, mit dir über den See fahren. Laß Eisen jetzt zu Hofe kommen und befiehl du ihm Kreuz und Krone an. Er möge das Grab unseres Herrn behüten." Als Herr Eise zu Hofe kam, sprach er: „Befehlt lieber einem andern Mann euer Königreich. Ich will mit dem König über den See fahren und zu Trier meine Kraft versuchen. Wird er doch keinen nützeren Mann auf des Meeres Fluth mit sich führen, da ich meines Herrn Kiele auf dem Meer wohl versorgen kann." So wurde denn Kreuz und Krone und auch das h. Grab zweien abhängigen heidnischen Königen befohlen, die sich hatten taufen lassen. Die gaben es aber später um Schatzung hin. Man wartete nun nicht lange, versah die Schiffe mit Brot und Wein und mancherlei Speisevorrath und so stieg die stolze Ritterschaft an Bord. Die Segel wurden aufgezogen, und sie hatten 5 Wochen eine ruhige Fahrt. In der sechsten Woche

kamen ihnen 72 Schiffe entgegengefahren. Als Frau Breide dieselben ankommen sah, sprach sie das kühne Wort: „Und sind das Alles Heiden, so soll keiner von ihnen am Leben bleiben. Du, mein trauter Degen Schiltwin, du sollst hier mein Bote sein. Erkunde du, was das für Knechte sind.“ Der edle Herzog Schiltwin stieg eilends in eine kleine Galine und fuhr ihnen entgegen. Sobald er den Schiffsmann derselben sieht, fragt er, wer der Herr dieser Schiffe sei, und erfährt, daß es 2 Herzoge, Namens Mersilian mit seinem Bruder Stephan sei, beide Eisens Söhne, sie hätten gehört, daß ihr Vater ein Herzog geworden und sich mit dem Ritterschwert umgürtet hätte; darum wären sie gekommen mit 30,000 Helmen, damit Herzog Mersilian sie ihm und dem Graurock unterthänig mache. Kaum hat der Bote so gute Kunde Frau Breide, dem Graurock und Eisen zur Freude zurückgebracht, da warfen sie ihre Anker aus, segelten zu einander hin und empfingen diese Herren mit großen Ehren. Nachdem die edle Königin Breide sie bewillkommnet hatte, ruhten sie mit einander 3 Tage lang.

Früh am vierten Morgen kamen sie nach Bari. Hier sprach Frau Breide: „Herr Graurock, ihr seid reich geworden und führt mit euch manche Helden. Darum kauft jetzt Rosse und Gewänder, daß die schönen Frauen hier zu Lande gerne auf euch schauen mögen.“ „Laßt nur solche Rede,“ sprach Herzog Eise, „bleiben; gestern früh am Morgen habe ich Rosse in großer Menge gesehen; und wer mir diese Rosse wehren will, dem will ich seinen Rücken zerschlagen, daß ihn nach Eisens Hand nicht mehr verlangen soll.“ Eise griff ein Ruder in die Hand und eilte in die Galine. Sobald er an den Sand stieg, der starke Held, der zwischen den Brauen zweier Spannen breit war, war er froh zu Muth. Aber so viel wilde Thiere er auch über das Gefilde jagte, so konnte er die Rosse doch nicht zusammenbringen. Das bemerkte der tapfre Herzog Warmunt und sprach: „Schau dort, Bruder Berwin, wer mag jener Held sein? Er jagt allein unsre Rosse auf der Heide und trägt eine schreckliche Ruthe. Ich denke wir wehren ihm unser Gestüte, und wenn er der Teufel wäre.“ Doch Berwin widerrieth dies, da der Held so schrecklichen Gang hätte. Als darum Meister Eise herankam, grüßten sie ihn in Ehren und

fragten ihn, woher er gekommen wäre. „Orendel ist ein hehrer König; der ist mit Frau Breide, der Frauen Schönster, über den wilden See gekommen.“ Deß freute sich Warmunt und ließ sich ein gutes Roß bringen, um es dem Meister Eise mit einem elfenbeinernen Sattel zum Botenbrode zu schenken. Dann jagten sie auf dem Gefilde noch manches wilde Fohlen, manch starkes und kräftiges apfelgraues Pferd, die sie dem stolzen Degen für den Graurock brachten und zur Minne der edlen Königin schenkten. Mit ihnen ritt Meister Eise zur Frau Breide zurück. „Jetzt empfanget die Herren mit großer Huld, weil sie euch in fremdem Lande durch ihre Gabe geehrt haben.“ Sie freute sich, dankte den Herren und ließ jedem von beiden 50 Rosse gutschreiben. Da sah man in der Stadt Bari viel schöne Handrosse über den Hof führen. Wohl waren sie alle wild, aber dennoch standen sie so still, wie wenn sie gezähmt wären, als sie beschlagen und bestiegen wurden. Es war eine große Zahl, da die Herzöge Mersilian und Stephan allein 30,000 Mann hatten. So ritten viel kühne Helden durch das Land Apulien, über die Tiber durch die Stadt Rom und weiter durch Welschland, bis sie nach Metz gelangten, wo ihnen viele junge Bürger entgegenkamen. Diese hießen den Graurock und die edle Königin gottwillkommen sein. Dann fuhren sie weiter 14 Meilen von Metz nach Trier, bis der Graurock vor seines Vaters Burg kam. Hier fand er vor der Burg die 13 Könige und 16 Grafen und 12 Herzoge. Kaum hatten aber diese gehört, daß Orendel gekommen wäre, da zogen sie ihm in Wolle (wullin) gekleidet und barfuß in großer Menge entgegen, knieten vor Orendel nieder und baten auch Frau Breide um ihrr Fürsprache, da sie sich gerne taufen lassen wollten, daß Orendel ihnen vergab und sie zu Gnaden annahm. So wurden dort alle Heiden von einem Priester auf den wahren Gottesglauben getauft. Darauf ritt er in die Stadt Trier ein, wo er von Frauen und Mannen, insbesondere auch von seinem Vater und seiner Mutter, wie mit ihm die edle Königin Breide wohl empfangen wurde. Hier begabte er Frau Breide mit 12 Herzogen und 16 Grafen, die zu Hofe waren, und alle meinten, daß sie sein Weib wäre. So ruhten sie hier in Trier unter großen Freuden 14 Tage lang.

8. Aber am funfzehnten Tage sprach Frau Breide: „Mir träumte diese Nacht, du kühner Degen, das h. Grab stände in der Heiden Gewalt. So hilf mir nun, du edler, hehrer König, wieder über den See.“ Orendel ist gern dazu bereit, aber ehe er dies noch ausgesprochen, sah ihm ein Engel unter die Augen: „Hörst du, König Orendel, mich hat Gott zu dir gesendet. Du sollst den grauen Rock nicht mehr tragen, sondern sollst ihn zu Trier lassen. Hier will Gott sein Gericht halten am jüngsten Tage und dann daran seine fünf Wunden zeigen.“ Da ließ er drei Priester kommen, welche den grauen Rock in einem starken Steinsarg wohl verwahrten. Nachdem er dann Vater und Mutter, dazu das Land in Trier dem guten Gott befohlen hatte, zog der Held und mit ihm Frau Breide, dazu Meister Eise und dessen beide Söhne, die hehren Herzoge, wieder von dannen und kamen auf demselben Wege durch Wälschland über die Stadt Rom und den Tiber nach Apulien und Bari, wo sie die Schiffe bestiegen und nach Akkon (Ackers) fuhren. Hier ließ sich Frau Breide Pilgrimskleider bringen, um in denselben in ihr Land nach dem h. Grabe zu wallen, als ob sie von einem Könige dorthin fortgesandt wäre. Aber auf dem Wege begegneten ihr der Herzog Daniel und König Wolfhart, welche die Königin gefangen nahmen und 7 Tagereisen weit über die wüste Babylonie zu der Burg des Königs Sinold (Meinolt) nach Monteval führten. Als sie hier in dessen Kammer gebracht wurde, sprach dieser zu ihr: „Willkommen, Breide, jetzt sollst du mich minnen, ehe ich dich fort lasse. Dann fahre ich mit einem starken Heer vor die Stadt Trier, um dieselbe zu zerstören. Den Graurock aber will ich an einen hohen Galgen hängen und den Meister Eise blenden. Nimmst du mich aber zu einem Manne, dann will ich dir auf der wüsten Babylonie 72 Könige unterthänig machen.“ Als aber Frau Breide ihm sagte, solche Rede zu unterlassen und lieber durch die Taufe zum wahren Glauben sich zu bekennen, da sie ihn doch nie zu einem Manne nehmen werde, sprach der Heide Princian: „Wenn du mir folgst, edler König, setze ich mein Haupt zum Pfande, daß ich von jetzt nach 6 Wochen die stolze Königin zwingen werde, dich zu einem Mann zu nehmen.“ Nun war dieser Heide, dem die Jungfrau anbefohlen ward, so

recht von Teufels Art. Der legte sie nackend in einen tiefen Kerker, wo sie die gute Königin so schlugen, daß ihr das rothe Blut vom Leibe auf die Erde floß und sie heiße Thränen vergoß. Sie flehte: „Du Himmelsherr, hilf mir, daß ich durch dich meine Ehre unverletzt erhalte."

Da brachte ein wallender Mann, der aus der Heidenschaft entflohen war, dem Graurock und Eise die Kunde, daß Frau Breide gefangen wäre. Dieser erzählte: „Es sind heute in allem sechzehn Wochen, daß mein Herr, der Graurock, und Frau Breide mit einem starken Heer über den wilden See gefahren ist. Während dieser Zeit ist ihr Land in Jerusalem von den Heiden in Besitz genommen, wo 72 Abgötter aufgerichtet wurden, welche Männer und Frauen alle Tage anbeten müssen. Nun ist auch Frau Breide vom König Wolfhart und vom Herzog Daniel gefangen und nach der wüsten Babylonie in die Burg des Königs Sinold (Meinolt) nach Monteval geführt. Der will sie nicht eher von hinnen lassen, bis er sie gezwungen hat, ihn zum Manne zu nehmen." Der Graurock wollte schier verzagen und sprach: „Laß dich, Gott, erbarmen, daß ich, elender Mann, so viel Noth erleiden muß." Aber Meister Eise trieb die Helden in die guten Schiffe, daß sie bald auf dem Meere waren und in kurzer Zeit wohl 700 Meilen zurücklegten. Als sie endlich an ein Röhricht kamen, ließ Meister Eise seine Mannen aussteigen und hier in der Stille lagern, wo sie wohl 1000 Jahre verborgen bleiben möchten. Dann machten sich Meister Eise und der Graurock heimlich allein auf den Weg, beide mit scharfen Schwertern bewaffnet. Sie zogen 7 Tagereisen über die wüste Babylonie zur Meinolts Burg, und als sie hier auf eine grüne Ebene gelangten und dort sich ruhten, kamen aus der Burg die 72 Könige, welche in ihrer Mitte Frau Breide führten. Da mußte es der Graurock selbst hören, wie der König Sinold (Meinolt) sie zwingen wollte, ihn zu ihrem Mann zu nehmen, daß er ausrief: „Hätte ich nur meine Dienstmannen, wollte ich sie im Kampf bestehen." Doch Eise hieß ihn in seinem Versteck stille sein und warten, was sie weiter anfangen würden, bis der Abend gegangen käme. Indessen kehrten alle wieder nach Hause in ihre Herberge zurück. Als nun der Abend hereinbrach, gingen beide weiter

und kamen an die Pforte einer Burg, die ein Thürwärter bewachte. Der war vom Alter weiß wie Schnee und hatte einen Bart, der über den Gürtel ging, und Augenbrauen so lang, daß er sie um seinen Helm wand. Sie blieben stehen und wollten abwarten, welchen Gott er anrufen würde. Da hörten sie, wie er betete: „Ich glaube an deine Auferstehung, o Jesu Christ, Gottes Sohn, der du für mich gemartert und gestorben bist. Du bist der Herr über Alles, was dein ist, über Berg und Gruft, über Wasser und Luft; das steht Alles in deiner Kraft und in deiner Meisterschaft. Wohl habe ich, seit König David mich vertrieben, mit meinem Leibe Noth und Arbeit ertragen, das weißt du, himmlischer Mann. Aber soviel Arbeit mir auch für dich auf Erden zu Theil geworden, du weißt, daß ich darum doch nie meiner Seele entsagte." Sobald die beiden Helden erkannten, daß er ein Christ wäre, grüßten sie ihn mit großer Ehre. Auf seine Frage, woher sie gekommen wären, antwortete ihm Herzog Eise: „Wir waren in den Heidenlanden gefangen und sind jetzt entflohen. Nun bitten wir dich durch den himmlischen Degen, den Himmelsheld, hilf uns, daß man uns wieder über den wilden See zum h. Grabe das Geleite gebe." Und der Pförtner, Herzog Achille genannt, sprach: „Schweigt still, ihr Herren, sieht euch mein Herr, dann ist es um euch geschehen, und ihr müßt beide hängen. Aber um des h. Grabes willen geht in den Hafen zu Akkon und bringt dem Graurock die Botschaft, daß Frau Breide hier gefangen ist und vom König gezwungen werden soll, ihn zu ihrem Manne zu nehmen. Doch säumet euch nicht, ich gebe euch Silber und Gold, Kleider und einen reichen Schatz und will euch dafür immer gewogen sein." Sobald Meister Eise diese Worte vernahm, rief er aus: „Jetzt küsse mich an meinen Mund, den Sohn deiner Schwester Else. Und dies hier ist der Graurock, lieber Oheim, mein viel lieber Herr: hier sind wir Helden beide." Durch solche Worte ward Achille jetzt ein freudenreicher Mann. Er führte sie sogleich in eine Kammer und richtete für sie beide einen Tisch zu. Er gab ihnen Alles, was je das Erdreich erzeugte, an Fleisch und Fisch, an Brot und Wein und sonstiger Speise. Sobald die Herren dann gegessen und getrunken hatten, sprach Herzog Achille zu ihnen: „Jetzt legt euer Kriegs-

gewand ab und schlaft unbesorgt die Nacht bis an den Morgen." Dann sprang er zur Thür hinaus, wo ein breiter Schild und ein scharfschneidig Schwert lag.

Sobald es am Morgen tagte, kehrte er zu ihnen zurück: „Jetzt legt euer Kriegsgewand wieder an, denn ich will sogleich zum König in die Kammer gehen und ihn bitten, daß er euch sein Geleit geben wolle wieder über den wilden See nach dem h. Grabe. Versagt er mir dann meine Bitte, so gebe ich ihm auf, was er mir gab. Hört ihr aber, ihr guten Helden, den König in seinem grimmigen Zorn, dann steht mir bei mit eurer Hülfe, so lieb euch die Königin ist." Der Graurock versicherte ihn, er würde ihm zu Hülfe kommen und wenn's der Teufel selber wäre. So geht Achille in des Königs Kemenate. Sobald der König Sinold (Meinolt) ihn erblickt, ruft er ihm ein Willkommen zu: „Du stolzer, kühner Degen, sollst mir die Burg in Frieden halten. Mir hat bei Nacht geträumt, daß über's Meer ein Rabe und ein Adler geflogen käme, die mir meine Burg niederbrachen. Ich konnte es nicht hindern, daß sie mir von Oben bis zum Grunde ganz gebrochen ward." „Wann hast du je eine Untreue," sprach Achille ihm entgegen, „bei mir gesehen? 72 Jahre habe ich dir gedient, deß sollst du mir heute lohnen. Mir sind über den wilden See zwei meiner Schwestersöhne gekommen, denen sollst du bei dem Himmelsheld dein Geleit geben." Der König heißt die Pilgrime kommen, daß er sie begrüßen könne. Als sie eintraten, spricht er: „Willkommen, ihr Waller, wo habt ihr denn den Graurock gelassen und den Meister Eise, den alten, weisen, guten Fischer? Davon sollt ihr mir die Wahrheit sagen." Meister Eise ergreift das Wort und spricht: „Wir konnten noch nicht recht verstehen, nach wem ihr eigentlich fragtet." „Nach euch beiden," schrie der König, „habe ich gefragt, es muß euch beiden an das Leben gehen. Ihr sollt mir beide hängen." Doch der Ritter Princian gab ihm den Rath, der König solle erst die Breide bringen lassen; wenn diese die Pilgrime erkenne, solle er sie beide hängen. So wurde die schöne Maid nackend aus dem Kerker geführt und jetzt in Sammt und Seide gekleidet, vor den König gebracht. Dieser forderte sie auf, die Helden wohl zu empfangen, welche der

Graurock ihr geschickt habe. Alsbald schlug die Frau die Augen auf, winkte ihnen aber heimlich zu und sprach: „Die hab' ich nie mit Augen gesehn. Doch wenn ich, o König, mich nun zu dir setzte, mit dir äße und tränke und dich zu einem Mann nähme, ließest du sie dann über des Meeres Fluth?" „Und wäre diese Burg von Gold," rief da der König, „ich würde sie ihnen unterthänig machen, wenn ihr mich zum Manne nähmet." „Und küßte ich dich an deinen Mund, es käme aber der junge Degen, der Graurock, zu uns ins Haus gegangen, wie würde es dann um sein Leben stehn?" Da ward der Heide roth von Zorn und schrie: „Ihm wäre besser der Tod, und den soll er auch erleiden." „So verbiete mir das Gott, der am Kreuz den Tod erlitt, daß ich je den Mann aufgebe, den ich einst auf Erden gewonnen." Sobald aber der Graurock erkannte, daß von ihm die Rede sei, sprang der kühne Held zur Pforte hinaus, ergriff den breiten Schild und das scharfschneidige Schwert und rief mit lauter Stimme ins Haus zurück: „Hier führt nur eine enge Thür hinaus; die habe ich verstellt, und trägt dich der Teufel nicht von dannen, so mußt du hier den Tod erwählen." Da verzagte König Meinolt, aber er wußte einen guten Thurm. Alsbald eilte er zu dem hinauf, doch der Graurock sprang ihm nach, ihm nach Frau Breide, auch Meister Eise und Achille. Das ersahen die 72 Könige in der wüsten Babylonie, so daß die Helden hier im heidnischen Lande jetzt im Kampf bestanden wurden, ohne daß ihre Mannen etwas davon wußten. Aber die h. Maria schrieb einen Brief, den eine Turteltaube in die Stadt brachte, wo das Heer heimlich verborgen lag. Ein Priester sang gerade die Messe. Da geschah es durch des hehren Gottes Kraft, daß die Turteltaube die Botschaft dem Priester auf den Altar fallen ließ. Sobald dieser den Brief aufbrach, (verließ er das Evangelium. Das geschah nicht früher und später und soll auch nimmer geschehen. Und sähe ein Priester das Münster brennen, so soll er doch seine Messe zu Ende singen, was dieser Priester nicht that) verkündete er dem Volk, daß der Graurock eingeschlossen sei und forderte zur Heeresfolge auf. Der Führer band das Heiligthum an den Schaft seines Speeres und ritt zum Trost dem ganzen Heere vorauf. So eilten sie

über Holz und Heide 7 Tagereisen über die wüste Babylonie in 2 Tagen zur Meinolts Burg. Als die Helden auf eine grüne Ebene kamen, ruhten sie im Verborgenen dort 3 Tage lang, bis sie am vierten Morgen mit ihren scharfen Schwertern sich zu einem harten Kampfe anschickten. Schon lagen 5000 Christen und 18,000 Heiden vor der Burg erschlagen, während der Graurock noch immer schlief. Da rief ihn Gottes Stimme zum Kampfe auf. Orendel erwacht: „Laß dich deß erbarmen, Gott, gehe ich aus diesem Hause, so wird der König uns daraus entrinnen." Aber Frau Breide verspricht, sich draußen vor das Thor zu stellen und niemand weder hinein noch herauszulassen. So drang denn der Graurock selbdritt mit Eise und Achille mitten in die Heidenschaar, die ihn sogleich bemerkte. Eise hob sein Schwert auf und schlug dem Pförtner der Burg das Haupt ab, so daß die Thür geöffnet und der Graurock eingelassen wurde. Da erhob sich in der Burg große Noth, daß viel Heiden erschlagen wurden; denn alle, welche sich ihm nicht unterwarfen, die mußten ihr Leben verlieren. Darauf ließ er den König Meinolt bringen und stellte ihm die Wahl, sich taufen zu lassen oder sein Leben zu verlieren. Und als dieser lieber den Tod erwählt, schlägt Eise ihm das Haupt ab: „Wie nun, du heidnischer Mann, du hast uns viel zu Leide gethan!" So war die Burg des Königs jetzt in ihrem Besitz. Die Gäste fanden daselbst viel Wirthschaft und reichen Vorrath an Brod und Wein und mancher Speise, ja an Silber und Gold, wie es die Herren nur haben wollten. Als sie hier nun gegessen und getrunken hatten, da nahm Meister Eise einen Feuerbrand in seine Hand und warf ihn in die mit 72 Thürmen reich geschmückte Burg, daß die ganze Veste mit allen 72 Königen darin verbrannte. Alsdann kehrte die große Ritterschaft auf die Schiffe zurück. Sie zogen die Segel auf und fuhren über das Meer, bis sie wieder nach Akkon kamen.

9. Aber sobald sie hier im Hafen gelandet waren, legte Frau Breide ihr Pilgergewand an, um nach Jerusalem zu wallen. „Komme ich nur," sprach sie beim Abschied, „unter die Pforte, mein reicher König und Herr, so magst du ohne Furcht sein, denn dann wird das h. Grab deinem Dienst und deiner

Gewalt nimmer mehr entzogen werden." So schied die Jungfrau von dem werthen Mann und ging gerades Weges zu der Burg Jerusalem. Sobald sie hier erschien, wurde vor ihr die Pforte geöffnet und Frau Breide eingelassen, daß sie sogleich zum h. Grabe ging. Hier opferte sie in das minnigliche Grab, in welchem Gott selber gelegen, opferte auf die 3 Nägel, die unserm Gott durch seine Hände und Füße geschlagen wurden; sie opferte auf den Speer und auf die Krone, die Gott zu seiner fronen Marter getragen. Sobald dies aber Durian sah, dem Frau Breide wohl bekannt war, ging er gleich zum König Wolfhart: „Was gäbest du dem zum Lohne, der dir die Frau Breide verriethe und zu dir brächte." Als ihm dieser nun Silber und Gold, dazu auch seine Gunst versprach, kehrte er zu ihr zurück und führte sie zum König in die Kammer. Dieser hieß sie willkommen und warb um ihre Minne. Als sie ihn von sich wies, ließ er sich von Durian einen Schlaftrunk bringen. Sobald der König diesen getrunken hatte und nieder auf die Bank gesunken war, hob Durian sein Schwert auf und schlug ihm das Haupt ab. Dann nahm er Frau Breide bei der Hand, führte sie über den Burghof in eine Kammer, wo er sie aufforderte, ihr Kriegsgewand anzulegen, im Fall des Königs Leute versuchen sollten, sie im Kampfe zu bestehn. Da legte sie ihre Beinschienen und ihre Brünne an, umgürtete sich mit einem guten Schwert, setzte einen festen Helm auf, nahm den Schild zur Hand und ging so wohlgerüstet ohne Furcht zur Pforte des h. Grabes. Hier schlug sie dem Pförtner das Haupt ab. Jetzt ward die Pforte von ihr aufgethan und unter der Pforte stand die hehre Jungfrau.

Sogleich schickte sie Boten an den Graurock mit der Kunde, daß das h. Grab gewonnen wäre. Da machte die stolze Ritterschaft sich mit ihm auf den Weg nach Jerusalem. Die Pforte ward vor ihnen erschlossen und der Graurock eingelassen. Aber in der Burg erhob sich unter den Heiden große Noth, denn alle, die sich ihm nicht unterwerfen wollten, mußten das Leben verlieren. Nachdem aber die Helden hier geruht, gegessen und getrunken hatten, da sollte jetzt der Graurock hineingehn, in Frau Breidens Kammer zu schlafen. Aber als er an das Bett

trat, sah ihm ein Engel unter die Augen und sprach: „Hörst du's, Orendel, mich hat Gott zu dir gesendet. Du sollst keiner Minne mit Frau Breide pflegen, ihr sollt noch ein halbes Jahr und 2 Tage leben." So entsagte denn der Graurock, so entsagte Frau Breide, so entsagte auch der Herzog Eise und Achille, alle um Gotteswillen. Und sobald ein halbes Jahr und 2 Tage vergangen waren, da starben sie alle vier, und es kamen Engel vom Himmel, die trugen die vier Seelen in das frone Himmelreich. — Hier hat der Graurock ein Ende, Gott uns von Sünden wende, Deß helfe uns allermeist Vater, Sohn, heilger Geist. Amen.

8. Die Deutung der Orendelsage.

Dies ist der wesentliche Inhalt der Dichtung. Betrachten wir denselben in dieser poetischen Umkleidung genauer, so verräth das Gedicht trotz seiner späteren Aufzeichnung und Umdichtung bereits in seiner Form, in seiner vielfach noch erhaltenen Alliteration den früheren Ursprung. Wenn wir aber weiter die leichte Umhüllung abstreifen und bei Seite lassen, welche die Orendelsage, wie viele andere deutsche Sagen, durch die ganz willkürliche Beziehung und Verknüpfung mit den Kreuzzügen und mit der christlichen Anschauung und Auffassung überhaupt, angenommen hat, so leuchtet uns aus jedem Zuge, wie aus der ganzen Gestaltung, überall das heidnische Gepräge, der uralte Göttermythus entgegen.

Denn die Göttersage begleitet als das innerste Eigenthum des Volks zuerst in ihrer eigenen Fortentwickelung die ganze innere immerfortschreitende Bildung des Volks von einer Stufe zur andern und nimmt diesem Fortschritt entsprechend selbst ein immer neues Gepräge, eine immer neue Einkleidung an. Weil die Naturgottheit in all ihren Naturerscheinungen nicht nur als Mensch, als Mann und Frau, als Vater und Mutter, Sohn und Tochter persönlich vorgestellt, sondern, wie wir gesehen haben, zugleich bei unserm Volk in deutscher Ausstattung gedacht wurde, weil ferner ebenso der Naturgott in die ganze Cultur des Volks selbst mit eintrat, so können wir an der Gestaltung

des Gottes selbst, je nachdem derselbe z. B. gehend, reitend oder fahrend, watend oder schiffend u. s. w. gedacht oder dargestellt wird, in fortschreitender Entwickelung die einzelnen Stufen und Phasen der mit der Göttergestaltung Hand in Hand gehenden Culturentwickelung erkennen und unterscheiden. In seinen Göttern malt sich der Mensch. Ja, die ganze innere Eigenthümlichkeit des deutschen Volks, seine Gemüthstiefe, sein inniger Naturſinn, sein sittlicher Ernst, alles ist hier in der Göttersage in tiefsinniger, ausdrucksvoller Naturwahrheit ausgeprägt, niedergelegt. Aber nicht nur für die Culturentwickelung, sondern auch für die ganze Weltanschauung unseres deutschen Volks in allmählicher Fortbildung bietet die eingehende Erforschung und Betrachtung der geschichtlichen Entwickelung der Göttersage das deutlichste und anschaulichste Spiegelbild. Darum dürfen wir uns nicht verwundern, daß bei der Hingebung und Begeisterung, mit welcher als seinem innersten Wesen einzig sympathisch, das deutsche Volk das Christenthum erfaßte, nun auch der allmählich zur Heldensage umgestaltete Göttermythus interpretatione christiana als völlig selbstverständlich und natürlich sich in das christliche Gewand kleidete und, ganz wie das deutsche Volk aus heidnischer Anschauung und Bildung in christliche Auffassung, Glaubensinnigkeit und Gedankentiefe übergegangen war, ebenso auch der deutsche Göttermythus und die deutsche Heldensage mit einer gewissen inneren Naturnothwendigkeit diesen Umwandlungsproceß an sich selbst erfuhr und durchmachte. Wir sind nur verwundert, mit welcher Naivetät und Unbefangenheit, wie leicht und ganz natürlich diese Umgestaltung sich vollzieht, wenn all jene heidnischen Gestalten und Vorgänge mit voller Gläubigkeit, ohne daß der ursprüngliche Charakter wesentlich geändert wäre, in christlichem Gewande vor uns activ erscheinen. Das war deutsche Treue und konnte es sein, als jene Bilder, immerhin sittlich geläutert, nun vielfach zu Trägern christlicher Gedanken und Vorstellungen umgewandelt waren.

Aber dieser innere Proceß wurde wesentlich befördert und erleichtert, weil all jene Götter- und Heldengestalten, jene Götter- und Heldengeschichten ebenso auch mit den das ganze Volk bewegenden äußeren Schicksalen und geschichtlichen Ereignissen

im Verlauf der Zeiten in immer neue Beziehung und Verknüpfung gebracht wurden. Je mehr die Naturgötter zu Culturgottheiten, der Göttermythus zur Heldensage sich entwickelt und fortgebildet hatte, desto leichter war die Möglichkeit gegeben, daß die Götterhelden zu Heldenkönigen wurden und umgekehrt, ganz wie der alte Heraklit wollte *ἄνθρωποι θεοὶ θνητοί, θεοὶ τ' ἄνθρωποι ἀθάνατοι, ζῶντες τὸν ἐκείνων θάνατον, θνήσκοντες τὴν ἐκείνων ζωήν.* Diese Erscheinung reicht schon in die Römerzeit zurück. Denn wenn Tacitus (ann. 2, 88) uns berichtet, Arminius canitur adhuc apud barbaras gentes, so mag schon darin eine Verschmelzung des Kriegshelden mit dem verwandten deutschen Gott gefunden werden, wie auch sonst bei Tacitus sich der Göttermythus mit der geschichtlich gedachten Heldensage berührt. Aber vor allem waren es jene das ganze deutsche Volk erschütternden und durchfluthenden Begebenheiten der Völkerwanderung mit den daraus neu entstehenden christlichen Staatenbildungen, die ganz Deutschland verheerenden und vielfach umgestaltenden Hunnenzüge mit ihrer späteren Erneuerung in den Magyarenkämpfen und weiter namentlich die das ganze Abendland mit sich fortreißenden und mit dem Orient und seiner vielfach glänzenderen Bildung und Ueppigkeit verschmelzenden Kreuzzüge, die solche Einwirkung auf die Umgestaltung der deutschen Heldensage ausübten. Der vom Himmel und aus dem Leben der Natur auf die Erde, in die menschlichen Zustände, in das eigenthümliche Wesen und geschichtliche Leben des deutschen Volks verschlungene Göttermythus war dadurch nur immer mehr zur geschichtlichen Heldensage umgestaltet worden und hatte sich mehr und mehr im Laufe der Jahrhunderte ganz mit dem geschichtlichen Charakter jener weltbewegenden Ereignisse umkleidet, hatte sich unter dem Einfluß der individualisirenden Stammsage hier und da in den geographischen Boden, in die geschichtlichen Ereignisse und Personen und zwar fortschreitend in der je eigenthümlichen christlichen Anschauungs- und Ausdrucksweise so hineingerankt und verflochten, daß, wie damals vielfach in dem romantischen Phantasieleben des deutschen Volks im Mittelalter die Geschichte zur Sage, ebenso umgekehrt die Sage ganz zur Geschichte geworden war. Diese Dichtung der Phantasie ist freilich um Kritik,

um historische Treue und Glaubwürdigkeit, ja selbst um Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit nur wenig bekümmert; sie überspringt Zeit und Raum im schnellen Fluge, zieht das Fernliegendste zusammen und begnügt sich mit dem äußerlichsten Schein, um sich berechtigt zu glauben, das Verschiedenartigste zu verknüpfen, ohne doch bei allem losen Spiel phantastischer Licenz im Wesentlichen sich selbst zu verleugnen, sich selber untreu zu werden. Sinnig hat ebenso schon das classische Alterthum den ursprünglichen Zusammenhang zwischen der Sage und der Geschichte dadurch bezeichnet, daß die Muse Klio den Griffel der Geschichte führt; aber inniger und fester hat kaum ein anderes Volk dies Band geknüpft und zum Theil bis in die neueste Zeit noch festgehalten als das deutsche Volk. So standen darum besonders im deutschen Mittelalter beide in beständigem Wechselverkehr und Tauschvertrag. Wie Ermanrich der Ostgothe, Dietrich von Bern, der Hunnenkönig Etzel, ja wie noch in dem schon mehr geschichtlich gebildeten Zeitalter vor Allem Karl der Große, Heinrich I., Otto I. und Friedrich Barbarossa, die geschichtlichen Lieblingsgestalten unseres deutschen Volks, vielfach mit den altdeutschen Göttergestalten vermischt und verknüpft wurden, so traten andrerseits die zu geschichtlichen Heldengestalten umgewandelten Götterwesen völlig gleichgeartet und ebenbürtig in das reich entfaltete geschichtliche Leben des deutschen Volkes ein. Werden in der Gestaltung des Walthariliedes und entsprechend auch der Nibelungensage die geschichtlichen Verhältnisse Deutschlands um die Zeit der Mitte des fünften Jahrhunderts vorausgesetzt, in deren Rahmen jene Sagen eingespannt werden, so daß die Nibelungensage später nur mit andern geschichtlichen Ansätzen sich in die weiter entwickelte christliche Anschauung des deutschen Volks gekleidet und umgewandelt hat, so hat die hier mitgetheilte Gestaltung der Orendelsage die geschichtlichen Vorgänge und Verhältnisse der ersten Kreuzzüge zur Voraussetzung und gehört mit der Empfehlung des Mariendienstes und der klösterlichen Keuschheit und namentlich mit der Verherrlichung des vermeintlich in Trier erhaltenen und aufbewahrten „grauen Rocks“ dem Ende des zwölften Jahrhunderts an, wo alsbald jene Stimmung sich zu verbreiten anfing, welche den Franziskaner- und Dominikaner-

Orden ins Leben rief. Aber all diese kirchliche Stimmung und christliche Einkleidung, die uns in der geistlichen Dichtung unseres Spielmannsliedes entgegentritt, sie erscheint bei näherer Betrachtung alsbald als fremdartige Zuthat, die nur abzulösen und abzustreifen ist, damit wir dem eigentlichen Gehalt der Sage auf den Grund kommen. Es ist darum unsere Aufgabe, die damals erst entstandene und eingeführte Verknüpfung der Orendelsage mit dem h. Grabe und den Templern, mit der Fahrt nach Jerusalem, mit der Reise über Metz, Welschland, Rom, Bari, Akkon und umgekehrt, ferner mit den orientalischen Namen, Erzeugnissen, Sitten wie Syrien, Ascalon, Jordan, Babylonien, Abraham, David, Daniel, mit dem Elephanten, dem Schachspiel, dazu den gelehrten Anstrich des geistlichen Fahrenden mit dem Mons Oliveti, dem Monteval, Montelie, wie auch dem Achille u. a., schließlich die ganze christliche Anschauung und Einkleidung mit dem Eingreifen der Maria, des Heilandes und der Engelhülfe, vor Allem aber die Vermischung des Orendelkleides mit dem ungenähten Rock Christi auszuscheiden und abzusondern, damit wir den Orendel mit allem ursprünglichen Zubehör sich selbst wiedergeben und so die uralte Orendelsage in ihrem wahren Licht und Aussehn uns vergegenwärtigen.

1) Orendels Abkunft, Ritterschlag und Ausrüstung.

Verweilen wir zuerst bei der genealogischen Verknüpfung des Orendel mit dem König Eugel oder Eigel von Trier, so finden wir darin, wie meist bei den Theogonien, die ursprüngliche Wesenseinheit angedeutet, die Vater und Sohn, hier Eigel und Orendel, verband, welche später an dem darin enthaltenen Unterschied oder Gegensatz sich in zwei mit einander nach menschlicher Analogie verwandte Gestalten auseinanderlöste. Sehen wir uns aber die Namen genauer an, so finden wir uns wunderbar genug auf völlig heimatlichen Boden, ja fast in den eigentlichen Mittelpunkt der deutschen Helden- und Götterlage hineinversetzt. Also Eigel-Orendel, das paßt aufs allergenaueste zusammen. Denn hatten wir eben in Örvandil = Orendel den Licht- und Himmelsgott als Bogenschützen kennen gelernt, so zeigt uns die aus dem Bericht deutscher Männer grade am

Niederrhein aufgezeichnete Vilkinasage nun auch den Eigel, Wielands Bruder, als Bogenschützen, der auf des Königs Nidung Geheiß seinem eigenen Kinde (das würde also hier Orendel sein) mit jenem altgefeierten symbolischen Meisterschuß den Apfel von dem Haupte schießt. Hat sich doch in Bonn der Eigenname Eichelschütz bis auf den heutigen Tag erhalten. Ebenso weiß auch die Sämundar Edda von Völunds zwei Brüdern Slagfidr und Egill, welche alle drei mit Valkyrien vermählt sind, weshalb auch Eigil in der Vilkinasage Ölrunar Eigil heißt, weil er die Ölrun zur Gemahlin hat, ganz wie Örvandil die Groa als Ölgefion, Methgöttin, zur Gattin hat in einer Beziehung, die wir später noch des Weitern auszuführen haben. Dieser Eigel als König von Trier haftet aber mit den in der Rhein- und Moselgegend zu Mannheim, Mainz, Cöln, Lüttich und Trier bedeutungsvoll erwähnten Eigelsteinen (Grimm M. 349) insbesondere an den beiden Flüssen im alten Niederdeutschland, und es wäre nicht unmöglich, daß er früh, schon in der Römerzeit, mit den Deutschen vom Rhein durch die Trevirer erst nach Trier an der Mosel verpflanzt wäre (Tacit. Germ. 28), ganz wie er ebenso durch die Sachsen und Angeln später nach England übertragen ist. Wir glauben nun nicht zu irren, wenn wir diesen Eigel nach seinem Wesen und nach seinem Namen in dem Zwergkönig Eugel oder Euglin aus dem Lied vom hürnin Siegfried wiederfinden, der von seinem Vater Nibling mit zwei Brüdern den Nibelungenschatz ererbt; der vom Siegfried bezwungen, diesem dienstbar wird; der ihn im Kampf mit dem Riesen Kuperan oder Wulfgrambär, dem winterlichen Ungeheuer, mit der unsichtbar machenden Nebelkappe deckt; der dann, als Siegfried mit dem gefundenen Schwert bewaffnet, zur Befreiung der Kriemhild den feuerathmenden Drachen bekämpft, daß seine Brüder voll Angst ohne sein Wissen den Schatz in der Höhle des Drachensteins tragen, den streitmüden Helden erquickt und ihm weissagt, bis derselbe mit seinem gewonnenen Schatz auf dem Roß Grani davon reitet. Der König von Trier an der Mosel und der Zwergkönig auf dem Drachenfels am Rhein gehören zusammen. Wie nun in der Orendelsage selbst der Umstand, daß Orendel in seiner Noth auf dem Meere zum St. Wielant

von Bare um Hülfe ruft, auf den ursprünglichen Zusammenhang zwischen Eigel und Wieland, dem ebenso schmiede- als flug- und schiffskundigen Helden, hinweist, so bestätigt andrerseits auch neben Eigel das ebenso in der Orendelsage wie in der Siegfriedsage auftretende Gezwerg Alban-Alberich, der mit jenem zusammenfällt, die nahe Verwandtschaft beider Sagen.

Aber fragen wir, wer ist denn dieser vielgestaltige, wesenseinige Eigel-Orendel? Die Deutung ist bereits nahegelegt und kaum zweifelhaft. Wir erkennen in Eugel als Bruder oder Sohn des Nibelung sowohl, wie in Eigel als Bruder des in Winterhaft gefesselten, in Nidungs Reich zurückgehaltenen Wieland den winterlichen, nächtlichen Gott der Finsterniß und des Todes, der in Niflheim zur Winterzeit die jetzt in der Erd- oder Meerestiefe verborgenen Schätze des Sommers hütet; der mit seiner Tarn- oder Nebelkappe den Sonnenjüngling Siegfried unsichtbar macht, mit Finsterniß umhüllt; der zur Winterzeit selbst der Todesgott ist und als Drache, Eber oder Wolf erscheint. Er ist es, welcher mit seinem nimmerfehlenden Geschoß und Meisterschuß zur Hochsommerzeit, wie Loki-Hödur den sonnenlichten Baldur, auf des Königs Nidung Geheiß oder statt dessen den Apfel, das Symbol aller zur Reife geförderten Fruchtbarkeit des Sommergottes auf des eigenen Kindes Haupt ins Herz trifft und spaltet, d. h. eigentlich damit auch den meist schon zur Mittwinterzeit von ihm neugebornen Sohn trifft, der jedoch zur Julzeit in jedem Jahre neugeboren, als Verheißung der später neu verjüngten Fruchtbarkeit, als Wintersaat bereits im Schooß der Erde geborgen, als unverletzt und nicht getroffen oder zu treffen gedacht wird. Es ist dies das Orendelkind, das in seiner Natur als Erdgottheit auch im Winter als heranwachsend gedacht wird, während später mit dem Sieg des Sonnenjünglings der winterliche Gott unterworfen und dienstbar, zuletzt dem Tode verfällt. So verweilt der Gott zur Winterzeit als Niblung in Niflheim, als Drache im Drachenfels oder Drachenstein, als Ise mit Brunhilde oder Chriemhild auf oder im Isen-Brunhilden- oder Chriemhildenstein, als Eigel im Eigelstein, dem Tode verfallen und ganz menschlich nach der jeweiligen Sitte und Todtenbestattung begraben gedacht. Das sind

und bedeuten jene Eigel-, Orendel-, Brunhilden-, Chriemhildensteine in ihrem ursprünglichen Sinn, weshalb diese altdeutschen heiligen Stätten später nicht nur meist heilig gehalten, auch, wie Grimm meint, zu Dingstätten gemacht wurden, sondern schon von den Römern vielfach zu Grabstätten benutzt, mit den Spuren ihrer ursprünglichen Benennung sich bis in die neuere Zeit erhalten haben. So wurde das Dorf Igel bei Trier mit dem Eigelstein zum Grabdenkmal der Secundiner; so der Eigelstein bei Mainz auf dem St. Jakobsberge, sogenannt, weil „Eigels Asche unter diesem Stein begraben läge," zum Drususgrab; so waren auf dem Eigelberg bei Darmsheim Hügelgräber geöffnet u. a. (vgl. Keller, Vicus Aurelii 36). — Aber es gilt auch von dem zum dreifachen Bruderpaare Egill-Velund-Slagfidr zerspaltenen Todesgott, daß die ursprüngliche Einheit mit seinem Widerpart, dem Lebensgott, nicht verloren ist. Auch hier tritt im Leben des Gottes der natürliche Kreislauf hervor, so daß ein jugendlicher sommerlicher und ein alter winterlicher Egill-Velund-Slagfidr zu unterscheiden ist, wie er uns in dieser Doppelnatur mit Asmund verbunden namentlich in der Egillssaga noch erhalten ist, während seine verderbliche, winterliche Natur in dem isländischen Thattr über Egill den Bösen und Asmund uns entgegentritt, wo er zugleich als der böse Rathgeber (värre end Egill vgl. P. E. Müller, Sagabibl. III. 139) und noch als der verderbliche Bogenschütze erscheint, der aus dem Walde das Sonnenroß Hoifod trifft. Aber so sehr Eigil-Orendel nach seiner Lichtseite als der eigentliche theils alte, theils verjüngte Bogenschütze anzusehn ist, der, wann dem Lichtgott die Flügel gewachsen sind, sich aus dem winterlichen Gefängniß, wie einst Daidalos-Ikaros, als Velund-Örvandill in die Lüfte erhebt und frei die Sonnenbahn vollendet, oder auf dem kunstreich selbstgezimmerten Boot aus dem winterlichen Reich über die Fluth zurückfährt, so ist dies doch nicht allein sein eigentliches Wesen. Schon sein Name bezeichnet den Gott als den theils winterlichen, theils sommerlichen Wassergott. Wie wir neben den Eigelsteinen und Eigelbergen hie und da in Deutschland Aichberge, Egdingen, Eckstätten finden (S. Keller l. l.), so scheint der Name Egill und Eigil auf die Bezeichnung Wasser, Fluth, Meer

zu weisen. Der Grenzfluß zwischen den Sachsen und Normannen, die Eider, heißt Egi-Aegidora Eggedor Wieglesdor = Oegisdyr d. h. Meeresmündung. Der Gott des Meeres, der eigentliche Wassergott heißt nordisch Aegir = Agi und Egi. Als der finstere, schreckenverhüllte und -erregende Wasser- und Meeresgott zur Winterzeit trug er wie Eigel den Helm des Hades und der Finsterniß, den Oegishialmr, vor dem alles Lebende erschrickt (trux pelagus), den Egi-, Agi- oder Eckehelm der deutschen Sage, der dem schrecklichen Schwert des Gottes Eckisax entspricht. Wie Egill am Wolfssee, so steht der Vater Wate, der den Sund durchwatet, mit der Wachhild als Meerriese, Velund, der Schiffbare, der im Meersturm Hülfreiche, in naher Beziehung zum Meer. Daß aber auch der Meergott im engen Anschluß an den die Lichtpfeile schießenden Lichtgott und an den aus der Erde hervorschießenden Erdgott als der wie ein Pfeil des Tigris dahinschießende Pfeilgott zu denken war, scheint auch durch seinen rauschend dahinschießenden Meereskessel Ör-gelmir und durch seine Gemahlin Ör-boda angedeutet zu werden: wodurch um so leichter nach der ursprünglichen Einheit der Schütze Eigel-Orendel zugleich als Wasser- und Licht- und Erdgott gedacht werden konnte.

Daß aber, noch mehr als der Vatersname, Orendel fast bei allen deutschen Stämmen im höchsten Ansehn stand, erkennen wir daraus, daß nach der alten Sitte der Deutschen dieser Gottesname als Eigenname überall weit verbreitet, schon seit dem 8. Jahrhundert bei den Langobarden als Auriwandalo, bei den Baiern, Franken und Hessen als Orandil und Orentil nachzuweisen ist (Grimm M. 348, Keller Vicus Aur. 35, Mone Heldensage 74). Wichtiger ist, daß ähnlich wie jene Eigelsteine, ebenso auch (O)rendelsteine bei Botzen, im Hohenloheschen bei Oehringen; St. Orendelsall ebendort, im Elsaß bei Horb; Rendelbach bei Ellwangen u. s. w. angetroffen werden (Keller 37). Auch hier wird das h. Orendel-Grab mit St. Orendelsall verbunden: derselbe soll ein Einsiedler hier bei Oehringen schon zu Kaiser Ludwigs des Frommen Zeiten gewesen sein, weshalb auch Wallfahrten hierher stattgefunden. Dabei dient der Umstand, daß bei Oehringen nicht nur ein Orendelstein an einem Brun-

nen, St. Orendelsall am Sall, sondern auch der Eichelberg sich findet, zum sichern Beweis, daß ebenso wie in Trier, selbst im innern Deutschland die Verknüpfung zwischen Eigel und Orendel, beide in nächster Beziehung zum Wasser, gewiß seit ältester Zeit vorhanden war und möglicher Weise erst von hier aus später bei der Auswanderung der Deutschen (Chatten) über den Rhein mit den Trevirern nach Trier übertragen wurde. Scheint doch selbst der Fluß Ohren (Orana) bei Oehringen, wie im badischen Glotterthal der Orensbach und die unterhalb Metz in die Mosel fließende Orne (S. Keller 3) mit dem pfeilschnell hineilenden Flußgott Orendel in Beziehung zu stehn, während Eigel in der Bedeutung des Egels, Igels als hirsutus, der als Siebenschläfer, der Erde gleich, im Winterschlaf vom November bis zum März erstarrt, ähnlich wie Egge die Spitze (acies) des Pfeils, der Lanze, des Schwerts, in der Bedeutung Egel arista spitze Aehre und scharfer Splitter zu denken ist, so daß der Name Egel dadurch nahe an Ger-vandil heranträte und ähnlich wie Orendel auf das dreifache Wesen des Gottes als Licht- und Erd- und Wassergott bezogen, ihn als den im Speerwurf das Licht ausstrahlenden, in der Kornähre aufschießenden und im Wasserstrom wie ein Speer dahinfließenden Gott bezeichnen würde. Damit steht dann in Verbindung, daß der Gott, von der Heldensage als Dietrich von Bern aufgefaßt, seinen Speer in die Mündung der Mosel schleudernd dargestellt wird, daß das Dorf Igel, Eiglen, vielleicht die vor Anlage der Römercolonie Trier ursprünglich deutsche Stadt, gerade dort, wo die Saar in die Mosel einmündet, gelegen ist. Der in den andern Fluß oder ins Meer einmündende Flußgott wurde darum selbst, mit Beziehung auf seine winterliche Natur, als Agemund (Grimm M. 478, vgl. den ins Meer mündenden Eggemund), der winterliche Todtenflußgott und Todtenschiffer, Ferge Asmund und Geirmund (Grimm M. 790), Gudmund, Warmund, Tragemund, von dem wir noch weiter hören werden, dargestellt.

Aber wir kehren zu unserer Orendelsage zurück. Dem alten König Eigel steht also der junge, der verjüngte Gott gegenüber, der inzwischen als Erdgott auch zur Winterzeit in seines winterlichen Vaters Reich zu Trier heranwachsen kann. Ganz mensch-

lich motivirend und ganz nach deutscher Fürstensitte läßt die Sage das junge Königskind Orendel nicht in 3 Monaten vom October bis zur Julzeit, sondern wie es deutscher Brauch erforderte, in 13 Jahren mündig werden, daß er jetzt zur Julzeit als Lichtgott mit dem neu zur Erde zurückkehrenden Licht seine zur Winterzeit ihm geraubte, versagte Waffe und Wehr zurückerhält, wie ein deutscher Jüngling wehrhaft gemacht, am Hofe seines Vaters Eigel zu Trier, ganz wie Siegfried am Hofe seines Vaters Siegmund zu Xanten, mit dem Sonnenschwert ausgerüstet wird. Es wird aber der junge, in verjüngter Kraft erneute Gott nicht nur als Licht-, sondern zugleich als Erd- und Wassergott aufgefaßt nach seiner ursprünglichen Wesenseinheit, die zwar mit der Zeit verdunkelt, aber nie aufgehoben wird und immer wieder hervortritt, so daß das Bild des deutschen Gottes oder Sonnenjünglings in seiner weitern Ausführung und in seinem Lebensverlauf immer neue Farben und Züge auch von jener dreifachen Wesensbestimmung des Gottes entnimmt.

Zur sichern Orientirung für das richtige Verständniß der Sage als Naturmythus haben wir aber nicht nur die aus vielfacher Uebereinstimmung und Analogie zu entziffernde und zu deutende Symbolik und Hieroglyphensprache selbst, sondern wie einen höchst erwünschten Ariadnefaden durch dies Sagenlabyrinth die durchaus zutreffende Vertheilung der wichtigsten Zeitmomente in der dem allmählich fortschreitenden Kreislauf des Naturlebens entsprechenden Fortführung und Entwickelung unserer Orendelsage. Diese Zeitmomente erscheinen, wie unsere ganze Dichtung nur in christliches Gewand gehüllt ist, hier als Heiligentage, so daß hiernach meist von 6 zu 6 Wochen Abschnitte, Stufen im Fortschritt und Verlauf des Naturlebens, wie entsprechend des Götterlebens und unserer Heldensage, sich ergeben. So beginnt die Sage bedeutungsvoll, wie schon Ettmüller richtig hervorgehoben hat, mit dem St. Stephanstage, an welchem auch sonst das Wagenrad des Freir zur Julzeit neu entbrennen sollte. Denn St. Stephanus, dessen Tag eben auf den zweiten Weihnachtstag verlegt wurde, war jetzt, wo das Sonnenroß zu neuem Lauf vom Sonnengott eingefangen und bestiegen wurde, als Patron der Pferde an die Stelle des

Niörd-Freir getreten. Haben wir es doch noch in diesem Jahre erlebt, daß aus München vom 27. Dec. 1875 Folgendes berichtet werden konnte: „Auf dem südlichen Friedhofe dahier ist gestern am Stephanstage Morgens einer alten Sitte wieder Genüge geleistet worden: es wurde nämlich von 7 Uhr Morgens an während des ersten Hochamts ein dreimaliger Umritt um die St. Stephanskirche gehalten, an dem sich die Münchener Pferdebesitzer sehr zahlreich betheiligten. Der Umritt soll die Pferde (meist Zugthiere) dem Patronate des h. Stephan empfehlen und dieser Kolik und anderen Schaden von den Pferden abwenden. An dem ersten Umritt waren über 100 Pferde betheiligt, im Laufe des Vorm. folgten noch 400 Zugpferde. Die Reiter spendeten den um die Kirche stehenden Armen kleine Almosen. Die Vereine der Droschkenbesitzer, Fuhrleute und Hausknechte ließen außerdem feierliche Aemter in der Stephanskirche abhalten. Auf dem Lande findet in Oberbaiern diese Ceremonie mit den Pferden am St. Bernhard- (20. Aug.) und St. Wendelintage (20. Oct.) statt." — Nachdem das Sonnenrad 6 Wochen und 3 Tage im Wasser oder Mistpfuhl gesteckt hatte, in der Tiefe von Finsterniß bedeckt, wurde es am großen Jahrgerichtstag, dem St. Stephanstage, in ein neu entzündetes Feuer gelegt und mit der neuen Sonne neu angezündet: das Gastmahl dauerte nach den Weisthümern so lange, bis die Nabe ganz zu Asche verbrannt war (Grimm M. 578). Wie das Sonnenrad jetzt aus dem Wasser, aus dem Reich der Unterwelt und des Todes zu neuem Licht und Leben hervorgeholt wurde, wurde umgekehrt zur Johanniszeit bei der Sommersonnenwende das Sonnenrad von den Bergen, insbesondere auch zu Trier jährlich vom Gipfel des Paulsberges, in der Nähe zu Conz, Igel gegenüber, vom Gipfel des Strombergs brennend unter Fackelschein und Jubelgeschrei herabgerollt in den vorüberfließenden Moselfluß, wo der Sonnengott die andere Hälfte des Jahres sein Grab findet und in der Tiefe weilt: wohl wird dann auch ein Pferdehaupt mit in die Flamme des Sonnenwendfeuers geworfen. Bleibt das Feuer des Rades brennen, ehe es den Strom erreicht, so kehrt der Gott mit neuer Fruchtbarkeit wieder. Die Konzer haben das Recht, von den umliegenden Weinbergen ein Fuder

weißen Weins zu erheben dem Gott zu Ehren (Grimm M. 586), wie die Metzger zu Trier von den Nonnen zu St. Irminen (Simrock M. 570); so ist die Nachricht, daß der Einsiedler Paulus um die Mitte des 7. Jahrhunderts von dem Gebennaberg (Polsberg) bei Trier den Götzen Apollo in die Mosel gestürzt habe, gewiß mehr auf die Verehrung des deutschen, als des griechisch-römischen Sonnengotts zu beziehen (Vgl. Gesta Trevir. I. 61 und 70; Rettberg, Kirch. Deutschl I. 480). Dürfte doch auch das Nonnenkloster der h. Irmina, das eigentlich Oeren lat. Horreum, ad Horrea oder in Horreas hieß (Rettberg 476), mit seiner Beziehung auf das Sonnenwendfeuer und das in die Mosel herabgerollte Sonnenrad, wobei die Metzger wie auch beim Trierer Frühlingsfest und sonst für das Opfermahl Tribut forderten, mit dem altdeutschen Namen Ör und Irmin auf Orendel zu beziehen sein. Jedenfalls war Orendel-Stephan als Sonnenpferd-Stephan und darum als Patron der Pferde im Norden wie in Deutschland überall bezeugt (Simrock M. 571).

Die nächste Zeit ist nach 6 Wochen der 1. Februar, der St. Brigittentag, der Tag der Breide oder Brigida, wo die Sonne trotz aller grade jetzt im Norden und in Deutschland meist noch gesteigerten Kälte schon glänzender und wärmer am Himmel aufleuchtet und strahlt. Dem Gott zur Seite und entsprechend erscheint die Lichtgöttin Freia jetzt als die Berachta, Breide, die Glänzende, der in Irland bei Kildare ewiges Feuer unterhalten wurde, welches ein geflochtener Zaun, d. h. die Dornhecke des Dornröschens, die Waberlohe der Brunhilde, das Gitter mit dem Helfeuer der Hel als der noch winterlichen Lichtgöttin umgab und welches den Männern noch unzugänglich, nur mit Blasebälgen angefacht werden durfte (Grimm M. 587). Wohl wurde von der Geistlichkeit mit Eifer gegen dies heidnische Brigidenfeuer gekämpft, das auf des Bischofs Befehl 1220 durchaus beseitigt werden sollte, doch hat es sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Es ist aber die Brigida in Irland wie auch sonst, trotzdem sie wie eine irische Maria verehrt wurde, nur an die Stelle der alten Lichtgöttin getreten, wie auch ihre Wunder,

wenn sie auf einem wie eine Leine ausgespannten Lichtstrahl ihre Wäsche trocknet, ganz auf ihre Lichtnatur zurückgreifen (S. Zöckler die h. Brigitte in Herzog, Theol. Encycl. Supplem.). Wie in Irland war die Brigitte im Norden und in Deutschland hochgefeiert. In Skandinavien wird noch jetzt mit Beziehung auf jene Lichtgottheit am 1. und 2. Februar Eldborgs skål getrunken, weil Sonnengott und -göttin jetzt in Breidablik aufleuchten, wo Baldur im Sonnenglanz bis zur Johanniszeit weilt. Wenn nun Gregor von Tours (8, 15) erzählt, was er aus dem Munde des Klosterbruders Wulfilaich in Ivois gehört, daß derselbe hier auf dem Berge im Trierschen Gebiet ein Bild der Diana vorgefunden, das vom abergläubischen Volk abgöttisch verehrt wäre, bis er es zerstört hätte, so sind wir berechtigt, darin ebenso wie in der noch im 7. Jahrhundert von den Thüringern verehrten Diana die Lichtgöttin Berchta zu erkennen, die vielfach auch mit der Herodias vermengt wurde.

Die nächsten 6 Wochen reichen bis zum St. Thomastage, den wir hier in Uebereinstimmung mit der griechischen Kirche auf das Osterfest mit seiner Octave, dem Sonntag nach Ostern, zu beziehen haben, wenn auch die abendländische Kirche dem Apostel später noch als besonderen Tag den 21. December geweiht hat. Reihen wir hieran gleich die nächst folgenden 6 Wochen, so gelangen wir dadurch jetzt erst zu dem eigentlichen deutschen und nordischen Maien- und Frühlingstag, dem h. Pfingstfest, an welches sich dann alsbald nach kurzer Frist von neuen 6 Wochen das Johannisfest, die Mittsommersonnenwende, anreiht. An diesem für unsre Deutung höchst erwünschten Leitfaden können wir nun mit größerer Sicherheit in die Betrachtung der Orendelsage eintreten.

Also mit dem Stephanstage und dem Julfest ist die Zeit gekommen, wo Orendel, der jugendliche Sonnenheld, kaum wehrhaft geworden, von dem Ort der Winterzeit und des Todes, von seinem Vater Eigel in Trier scheidet und zwar um jetzt seine lang ersehnte, viel geliebte Erdgöttin aufzusuchen, um die ihm, ganz nach deutscher Sitte gedacht, vom Vater selbst bestimmte oder doch empfohlene Jungfrau, die Licht- und Erdgöttin Breide, sich zu gewinnen. Ganz in gleicher Weise sucht

nach der Edda Thor-Orendel seine Groa, Eigel seine Ölrun, Odhin-Freir die jetzt von Hlidskialf aus der Sonnenhöhe fern zu Jotunheim neu erkannte glänzendschöne Gerda, auch Siegfried von Xanten die vielgefeierte Chriemhild aufzufinden und zu gewinnen, wie in den nordischen Sagen und Märchen der Held am Julfest gelobt, die fern zurückgehaltene Königstochter zu erlösen und sich zu verdienen. Aber freilich die Geliebte ist als Erdgöttin gedacht, trotz seiner Wiedergeburt und Verjüngung noch weit von ihm entfernt und getrennt in des finstern Todes Gewalt, in der Gefangenschaft der winterlichen Mächte, ja ist selbst, wie er bisher als Eigel-Orendel, fürs Erste noch die winterliche Göttin des Todes, welche er darum, nachdem er als Lichtgott nach Asgard ins Lichtreich zurückgekehrt ist, fern in der Unterwelt, in Utgard oder Jotunheim, wo im N. und W. die schrecklichen Schneestürme und Eisriesen hausen, aufsuchen und erlösen muß. Obgleich also ursprünglich Gott und Göttin, beide zusammen, in der Winterzeit alt, einsam, finster, verderblich als Todtengötter im Todtenreich walteten, so waren doch schon nach dem Göttermythus und mehr noch nach der Heldensage beide an ihrem Doppelgegensatz, der Verjüngung als alter und neuer Lichtgott, und der Licht- und Erdnatur, getrennt und zu verschiedenen, doch immer wieder zusammenfließenden Götterwesen gesondert. So kann Odhin-Freir von Asgard aus die Gerda in Jotunheim aufsuchen als Freir-Skirnir, seine Göttin sich erkämpfen und zu seiner Zeit vermählen; so dringt Siegfried wie jener mit seinem Sonnenroß durch die Waberlohe, erkämpft und verlobt sich auf dem Drachenstein in Niflheim seine bis dahin in den Todesschlaf versenkte Brunhilde; so Svipdager seine Menglada u. a. Aber derselbe Gedanke wird auch anders gewendet. Da ebenso der Gott die Winterzeit in Utgard unter Schnee und Eis als Erdgott weilte, dort als Lichtgott neugeboren wurde, in der Julzeit zu neuer Lebenskraft sich verjüngte, so kehrt er selbst nun auch wie Thor-Orendel aus Jotunheim von Norden her über die Elivagar nach Asgard und zu seiner im Frühling zu neuer Schönheit erblühten Groa nach Midgard zurück. Ja, beide lokal entgegengesetzte Anschauungen flossen, namentlich durch die den ursprünglichen natürlichen Sinn oft verwirrende Anknüpfung an

geographische und geschichtliche menschliche Verhältnisse, in einander, so daß Thor statt nach W. und N., zumal die im Westen verschwindende Sonne doch immer auch aus O. wiederkehrt, jetzt seine Ostwege ins Wendenland und nach dem Gardarik, nach Rußland antritt, um die Riesen dort zu bekämpfen, daß Walthari vom Etzel im Hunnenland mit seiner Hildegund aus Osten nach Ueberwindung der winterlichen Mächte Gunther und Hagen zur Königsherrschaft in seines Vaters Reich Aquitanien nach Westen, dem natürlichen Sinn fast widersprechend, siegreich zurückkehren kann.

So darf auch in unserer Orendelsage uns weder die geographische oder die geschichtliche Anknüpfung einerseits, noch die Zersplitterung und Zertrennung des ursprünglich Zusammengehörigen andrerseits irre machen oder stören. Obwohl also Orendel beim Eigil eigentlich selbst schon in Utgard, im Todtenreiche war, so bewegt sich seine Fahrt doch zunächst noch in des Winters und des Todes Bereich, wohin er jetzt wie aus Asgard zu siegreichen Kämpfen, um seine geliebte Gattin zu gewinnen, erst vordringen muß. Der ferne Sonnenstrahl, der aus der Sonne Heimathland neugeboren, sie anleuchtet, setzt sich in Bewegung, fortan der Erde sich immer mehr zu nähern, sie zu erreichen, sie zu erlösen und zu seliger Freude sie sich liebevoll zu vermählen. Freilich der Weg ist weit und mit vielen Gefahren verbunden. Das Weltmeer, das die Erde rings umfließt, mit seinem jetzt noch winterlichen Wetter und Eise liegt trennend zwischen ihnen. Aber es gilt der Geliebten, der Ersehnten; da kennt Orendel keine Gefahr, kein Elend, das ihn schrecken könnte, und das ihm hier als deutschem Heerkönig beigegebene Gefolge ist mit ihm von gleichem Kampfesmuth erfüllt. Wohl ist der junge Sonnenheld, nachdem er wie ein deutscher Fürstensohn den Ritterschlag erhalten, wehrhaft gemacht, aber jetzt zur Julzeit, mitten im Winter, im Anfang seiner neuen Bahn als junggeboren, ist seine Kraft noch schwach. Darum verweilt die Dichtung nicht ohne Absicht zunächst nur bei dem ersten, untersten, schwächsten Theil seiner Waffenrüstung, seinen goldnen Sporen, die er seinen 8 Königen und je tausend Mann auf dem Schloßhof zur Auswahl vertheilt und mit ihnen anlegt.

Aber wie er hinschaut, da leuchtet ihm hoffnungsvoll bereits der strahlende Glanz, der Wiederschein seiner eigenen künftigen Herrlichkeit, hier sinnig, wie oben als iubar earendel und Christusbild gefaßt, entgegen.

2) Orendels Meerfahrt, Sieg und Schiffbruch.

Das Ziel war bestimmt, aber welcher Weg führte zu diesem Ziel? Die Zeit ist vorüber, wo der Gott als Odhin, Thialfi auf seiner Himmelsbahn durch Luft und Wasser zu gehen und schreiten, oder wie noch Thor-Orendel, Wate-Wieland u. a., ja selbst Christophorus an seiner Stelle, zu waten, oder auch wie Odhin auf Sleipnir, Freir-Skirnir oder Siegfried auf dem Sonnenroß durch die jetzt wieder in Feuer glänzende Meerfluth Elivagar, durch die Utgard wieder umleuchtende Sonnengluth und Waberlohe oder über die Himmel und Erde verbindende Regenbogenbrücke Bifröst zu reiten pflegte — die Cultur war bereits fortgeschritten. Schon hatte der Gott das Schiff erfunden und segelte als Freir auf Skidbladnir über Himmel, Luft und Meer, oder schwamm als Wieland über die Fluth in seinem selbstgezimmerten Boot. So bedarf denn auch Orendel eines Schiffes zu seiner Fahrt und wegen seines zahlreichen Gefolges aus den 12 Reichen 72 Schiffe — Zahlen, die mit Rücksicht auf die 12 Jünger und die nach der Vulgata 72 Boten Christi im Gedicht sich zur Bezeichnung verstärkter Kraft vielfach wiederholen —, die zu bauen dann erst 3 Jahre gebraucht sein müssen, obgleich trotzdem die Fahrt am Stephanstage vor sich geht. Wenn hier aber nicht nur 12 Goldschmiede die Sporen bereiten, sondern auch die Schiffszimmerleute am wetterischen Meer die Bäume fällen und die Schiffe bauen, so finden wir darin die zwar schon verdunkelte Vorstellung angedeutet, daß an sich Wieland-Eigel dem Odhin-Mimir entsprechend als der zur Winterzeit kunstreich schaffende Gott zugleich als Schmied und Zimmerer und Schiffer selbst die Waffen und das Schiff arbeitet, die er dann gebraucht. So beginnt nun Orendel, nachdem der Wintervorrath hier nicht mehr im Schnappsack und Futterkorb, sondern im Schiffsraum geborgen, seine Winterfahrt — wir können hier noch von Mosel, Coblenz, Rhein absehen — gleich, wie auch im Gedicht durch

den dortigen Schiffsbau mit Einschiffung angedeutet wird, durch das „wetterische" Meer, das eben Utgard von Midgard trennt, 6 Wochen lang, bis ein Sturm sie auf das wilde Klebermeer wirft, wo sie 3 Jahre, wie beim Schiffsbau, zurückgehalten werden. Es ist aber dies Klebermeer (πόντος πεπηγώς, νεκρός, Κρόνιος des Pytheas, mare pigrum ac prope immotum des Tacitus, vgl. Müllenhoff Deutsche Alterthumskde I 410) nichts anderes als das durch Eis verdickte (Varro r. r. 1, 2 mare congelatum in phantastischer Uebertreibung), durch die Winterstürme verschlossene (mare clausum) Weltmeer, durch welches sich der Sonnenheld hindurch zu arbeiten hat mit seinem anfangs schwachen Sonnenlicht. Beide Meere, die wir später noch einmal eng verbunden finden, sind an sich identisch; nachdem die vom Pytheas und Tacitus beschriebene Beschaffenheit des nördlichen Oceans als Klebermeer sich eingemischt hatte, waren aus dem einen Weltmeer zwei gemacht, die neben einander gestellt wurden, was um so leichter geschehen konnte, als grade die Unterwelt wie in Schnee und Eis die Schiffe festhielt, so auch die Erde und den Sonnengott fesselte, den Loki als Falken festkleben und sich fangen ließ, so daß auch Orendel den Winter über hier bei Eigel gefesselt gewesen war und früher nicht fortkonnte. Das Eingreifen der Jungfrau Maria und ihres Gottessohnes durch Sendung der Engel zur Hülfe und Rettung unseres Sonnenhelden Orendel hat sich sinnigschön zu einem poetischen Apparat für die christlich gläubige Vorstellung mittelalterlicher Anschauung gestaltet, ist aber doch nur auf die im Naturmythus enthaltenen Gedanken über die Erscheinungen des Naturlebens zurückzuführen. Die Erlösung des Sonnenjünglings aus dem Klebermeer ist eben, wie es scheint, in der Sage nur ein ὕστερον πρότερον, die durch die Wintersonnenwende bewirkte Um- und Rückkehr des Lichtgottes, so daß er nach einer Fahrt von den ersten 6 Wochen über das winterliche stürmische Meer, nachdem er den über das wüste Babylonien d. h. über das wüste Utgard und Jotunheim, hier wieder mit seinen 72 Königreichen, waltenden König Beligan besiegt und erschlagen, schon das hier von der Unterweltsburg unterschiedene und an deren Stelle gesetzte, von Heiden statt von Riesen bedrohte, umlagerte und umworbene

h. Grab, das Ziel seiner Fahrt, aus der Ferne erblickte. Der König Beligan ist aber nur der in den Süden entrückte Eigel mit seinen Königreichen: beide als Herrscher der Unterwelt gedacht. Der neue Licht- und Lebensgott ist der Tod des alten Winter- und Todesgotts, aber dieser muß in seinen verschiedenen Gestalten, zu welchen er bereits sich gesondert und gespalten hat, gewissermaßen mehrfachen Todes sterben. Da die Natur des Eigel in der Sage als Todesgott sich schon verdunkelt hatte, bleibt dieser hier mehr unberührt und an seine Stelle ist Beligan, an die Stelle von Trier das wüste Babylonien beide mit ihren Königreichen getreten, obwohl auch Trier dadurch noch in der Sage an seine eigentliche Bedeutung im äußersten Westen Deutschlands jenseit des Rhein und der Mosel mit seinem König Eigel erinnert, daß hierher nach kosmologischer und christlicher Umdeutung der Untergang der Welt mit dem Gehennathal und dem jüngsten Gericht verlegt wird. Es wird uns weiter unten diese Auffassung von König Eigel und Trier noch bestätigt werden. Daß aber der König des winterlichen Todesreichs hier Beligan heißt, der im Seekrieg und im Sturm dem neuverjüngten Sonnenheld zuerst unterliegen muß, könnte freilich der späteren Umdeutung der Sage angehören, die mit den geographischen Namen und der geschichtlichen Verknüpfung auch die Namen der alten Helden- und Götterſage vielfach angetastet oder doch verdunkelt und gestört hat, daß wir wohl mit dem Jordan und der wüsten Babylonie zwischen Abraham, David, Daniel etwa an Bileam denken könnten, wenn nicht auch Freir-Skirnir den im Sturm brüllenden Riesen Beli als Bruder der Gerda und unterweltlichen Gott erschlagen mußte. Freilich sollte man nun glauben, der Unterweltsgott ist jetzt abgethan, aber da wir wissen, wie viel es auf sich hat, ehe die Sonne von der Julzeit an der Macht des Winters, Sturmes, Eises, Frostes, Schnees und Hagels Herr wird, so können wir uns nicht wundern, daß die deutsche und nordische Phantasie diesen immer erneuerten Kampf und Sieg bis zur schließlichen Vollendung in immer neuen Gestalten sich wiederholen läßt und in der Sage uns veranschaulicht. Kaum ist der winterliche Gott nach einer Seite besiegt und getödtet, so tritt er uns in einer andern Wesensgestaltung von Neuem ent-

gegen. Nach den ersten 6 Wochen leuchtet zwar dem Orendel schon das h. Grab, das Reich der Breide, entgegen, als ob die Gottheit nicht zwar als Erdgöttin, doch wenigstens als Lichtgöttin mit dem Gott jetzt am 1. Februar zu neuem Glanz erwacht wäre und wenn auch noch innerhalb des Zauns, des Gitters, der Waberlohe gebunden, verschlossen, doch schon im hellen, nur noch bitterkaltem Licht erglänzte. Allein an Stelle der bald so jugendlich schönen Breide tritt uns jetzt die Göttin noch dem Gott entsprechend einsam, kalt, finster, wenn auch schon verheißungsvoll entgegen. Ja wir erkennen bald und finden immer von Neuem bestätigt, daß jetzt wie in Eigel und Orendel, in Eise und Orendel, ebenso in der Fischerkönigin und Breide der alte und der junge Gott und Göttin als alt und dann verjüngt in einander fließen und an sich identisch sind. Es ist also nur eine andere Seite des winterlichen Gottes, die uns hier begegnet in seiner Wesensbestimmung als Meer- und Erdgott. Wie traurig, armselig, vereinsamt, nackt und bloß erscheint die Natur im Winter, also auch der Naturgott zur Winterzeit; wie mit Schnee und Eis bedeckt; wie ist der Mensch jetzt einzig angewiesen, um seinen Hunger zu stillen, auf den Fischfang. Darum muß Orendel, der als verjüngter Sonnenheld zwar ausgezogen ist mit erneuerter Ausstattung, doch als Meer- und Erdgott Alles im Sturm verlieren, ganz dem Odysseus gleich und wie Wieland, den er anruft, auf den Meeresfluthen einsam und verlassen umhertreiben. All seine 72 Schiffe müssen untergehen, all seine Gefährten ertrinken im Meer, ja er selbst ist im Versinken, aber er steigt, wenn auch nur wie ein Schiffbrüchiger an den Schiffskiel geklammert, aus des wilden Meeres Fluth als Bürge des künftigen neuen Lebens gerettet ans Land.

3) Orendels Noth, Dienst bei Eise und Erwerbung des für den ungenähten Rock Christi ausgegebenen Graurocks.

Da steht er jetzt, der jugendliche Sonnenheld, all seiner Kleider beraubt, nackt und bloß, vor Kälte zitternd, ein sinniges Bild der Februarnatur im Wintereis. Zwar als Lichtgott hat er auch seine Genossen mit sich errettet, aus dem winterlichen

Meeresschooß zum Leben in seinem Lichtreich mit sich geführt. Das deutet die Dichtung an, wenn sie dem Orendel später durch den Engel melden läßt, daß Gott selbst alle Seelen der im Meer ertrunkenen Gefährten geleitet habe in sein lichtes Himmelreich, wie Odhin ursprünglich alles im Winter Erstorbene und dem analog in des Menschen Sehnsucht und Hoffnung auf Unsterblichkeit auch die Getödteten nach Valhalla zum neuen Leben zurückführt. Aber als der erst noch im Verborgenen sich verjüngende Erdgott hat Orendel Furcht, von den Vögeln in seiner Gottverlassenheit angetastet zu werden, so daß er sich am Strande mit seinen eigenen Händen in den Boden eingräbt, als die jetzt im Schooße der Erde selbst unter der Schneedecke vor den Vögeln bewahrte Wintersaat, die wir oben schon als Orendel im Brodkorb Thors oder als Oervandils erfrorene Zehe kennen gelernt haben. Hierher gehört dann ebenso bedeutungsvoll, grade wie bei Odysseus, daß der Sonnenheld als Erdgott jetzt im Februar schon anfängt, seine sonstige Blöße und Nacktheit mit einem abgebrochenen, eben neu belaubten Zweig als Hoffnung der künftigen Erneuerung aller Erdfruchtbarkeit zu bedecken, ganz wie Thor, als er an Grids Stabe durch den Strom gewatet, an dem Sperberbaum ans Ufer steigt: und das war Thors Rettung, weil die erste Erneuerung des Naturlebens mitten in der Winterzeit.

Aber wenn wir unsern Orendel hier auf seiner Irrfahrt begleiten, wie er aus immer neuen Gefahren und Kämpfen auf dem Meere kaum errettet wird; wie er ganz nahe am erstrebten und erwünschten Ziele im schrecklichen Wintersturm alle Schiffe und Gefährten verliert und sich mit Mühe nur an einem Kiele aus dem Schiffbruch errettet; wie er nackt und bloß an das fremde Land kommt und nur mit einem frisch abgebrochenen Zweige seine Blöße deckt, bis er endlich, lange noch zurückgehalten, endlich zu seiner Geliebten gelangt, dort alle Bewerber tödtet und so sich mit ihr verbindet — so möchten wir sagen, siehe da den leibhaftigen Odysseus und selbst im Meister Eise und Eigel dazu fast seinen alten Vater Laertes! Und bei dem Allen doch ganz unzweifelhaft eine ächt deutsche Dichtung und Sage mit dem ganzen eigenthümlich deutschen Zubehör! Wollen wir uns da noch wundern, wenn Tacit. Germ. 3 grade mit Beziehung

auf den Rhein schon zu seiner Zeit bemerkt: „Einige glauben, auch Odysseus sei auf jener langen sagenhaften Irrfahrt in das Nordmeer verschlagen und nach Germanien gekommen, wo Asciburg am Ufer des Rheins von ihm gegründet und benannt sei. Ja man habe dort sogar einen Altar gefunden, den Odysseus seinem Vater Laertes geweiht habe: eine Ansicht, die Tacitus zwar mit Gründen weder bestätigen noch widerlegen wolle." Es war, wie wir eben gesehen, in solcher Meinung kein anderer Irrthum, als daß der deutsche Orendel und der griechische Odysseus interpretatione Romana in der Weise vermischt wurden, daß man glaubte, den deutschen Odysseus von dem griechischen herleiten zu müssen, während beide, allerdings als ähnlicher Ausdruck derselben religiösen Naturanschauung, als zwei verwandte Zweige auf demselben Stamm indogermanischer Religionsentwickelung und Sagenbildung erwachsen waren.

Doch wir kehren zu Orendel zurück, den wir nackt und bloß in der winterlichen Kälte auf dem Meeresstrand verlassen haben, wie einen, der aller Habe entblößt, von einer Raubgaline entronnen sei, so daß er in der That als solcher Räuber oder Dieb vom Meister Eise und ebenso von dessen Frau angesehen und begrüßt wird. Aber auch hierin, wie in seiner ganzen winterlichen Armseligkeit, tritt er jetzt noch ganz an Meister Eises, des winterlichen Gottes, Stelle, indem sich dabei die grade an dem nächtlichen Wintergott, der alles Leben ertödtet, raubt und stiehlt, dazu leicht in Nacht verhüllt und entwendet, haftende Vorstellung von ihm als Räuber und Dieb, ganz wie beim griechischen Hermes und auch Odysseus, einmischt. Wenn nun Orendel wie Odysseus auf einer Schiffsdiele durchs Meer schwimmt, so ist dies freilich ein Gegenbild zum Herakles oder Sonnengott, der auf dem Sonnenbecher ins Westland, nach Hesperien, zu dem goldenen Sommer fährt, aber hier mit dem Ausdruck der winterlichen Gefahr. Als Meergott erscheint nun derselbe winterliche Gott, den wir eben als Licht- und als Erdgott gesehn, ganz menschlich gedacht, als Schiffer, Fischer, zum Theil als Schlittschuhläufer, vor allem mit Bezug auf den über das Himmels- und Luft- und Wassermeer fahrenden Sonnengott, auch als Ferge, weshalb er im Waltharilied über den Rhein

d. h. eigentlich über das Weltmeer zur Unterwelt vom Todtenschiffer gefahren wird, aber ursprünglich wie Tell als Ferge selbst fahrend zu denken ist. In gleicher Weise erscheint der Gott nach jener uralten Naturauffassung ebenso selbst als Wintersturm meist in Drachen- oder Adlergestalt daherfahrend, ja als Schneemann, wie noch lange beim Winteraustreiben bis in unsre Zeit, und als Eisriese und heißt als solcher hier Ise oder Eise. So wird nun Orendel bei Eise ganz wie Thor bei dem Eisriesen Hymir aufgenommen und muß sich dann auch wie dieser als Fischer ausweisen. Aber hier wie dort wird der alte winterliche Fischergott von dem verjüngten sommerlichen Fischergott, die an sich eins, an dem Gegensatz des Winters und des Sommers, des Alten und des Jungen in zwei entsprechende Gestalten aus einander gelegt sind und doch wieder als junger Alter miteinander zusammenfließen, selbst im Fischen übertroffen, so daß der alte Meister Eise von dem jungen vermeintlichen Fischer Orendel selbst im Fischen noch lernen kann. In unserer Dichtung wird dies freilich ganz christlich und auch römisch durch die wunderbare Hülfe Christi, der 12 Fischerapostel und vor Allem St. Peters zu Rom motivirt. Aber wie sonst im Bilde des Gehens, Watens, Reitens, Fahrens nicht nur das Leben des Meergottes, sondern das ganze Naturleben im Himmel und auf Erden aufgefaßt und veranschaulicht wird, ebenso hier im Bilde des Fischens. Orendel holt als der verjüngte, aber noch im Wintereis gebundene Sonnenjüngling jetzt das ganze neue Leben der Natur, das hiernach im Winter wie der Nibelungenschatz im Rhein an des Meeres Grund versunken ist, dort unten verborgen bleibt, wie Thor und auch Walthari angelnd, so jetzt im Fischergarne fischend mit seinem neuen Licht und Leben wieder von des tiefen Meeres Grund an des Tages Licht herauf. Das bedeutet Orendels wunderbarer Probefang. Unter den vierthalbtausend Fischen, die er gefangen, befindet sich auch der Wallfisch, in dessen Bauch verborgen von Meister Eise der graue Rock gefunden wird und nunmehr durch Eise-Orendel ans Licht gebracht ist.

Es entsteht nun die Frage, was es mit diesem grauen Rock, dem eigentlichen Mittelpunkt unserer ganzen Dichtung und Sage, der mit Orendel fast verwachsen scheint, denn auf sich hat. Zwar

wenn wir der Dichtung Glauben schenken, so bleibt kein Zweifel: Es ist der Rock Christi, der von eines Lammes Haaren von der h. Maria gesponnen, von St. Helena nicht genäht, sondern gewirkt, von Christo auf dem Oelberg angelegt, in seinem Quadragesimalfasten, in seinem Leiden und Tode getragen, dann durch den Herodes aus dem Grabe einem Juden für 33jährige Dienste geschenkt, von diesem in einem Steinsarg verwahrt und dann viele Meilen fortgeführt, darin in das Meer geworfen, von einem Siren, der den Sarg aufbrach, gefunden und auf das Ufer getrieben, dort 8 Jahre 9 Klafter tief unter der Erde versunken und dann ans Licht gebracht, von einem Pilger zum h. Grabe, Tragemunt, gefunden, aber alsbald wieder, sobald er an dem Blute der 5 Wunden als Rock Christi erkannt, ins Meer geworfen, wo ihn ein Wallfisch verschlang und 8 Jahre in seinem Magen barg, bis er vom Orendel gefangen wird, wo ihn Meister Eise fand. Wir fügen gleich hinzu, daß Eise den werthvollen Rock sogleich an sich nimmt und dafür hohen Lohn fordert; daß Orendel sehnlich darnach verlangt, ihn aber erst durch der h. Maria Vermittelung für 30 Goldpfennige von dem um seinen Werth getäuschten Eise gewinnt, dem er dafür seinen Dienst verspricht; daß er in dem Rock unverwundbar alle Kämpfe besteht, aber schließlich durch eine Stimme Gottes aufgefordert wird, ihn in Trier zurückzulassen, wo Christus am jüngsten Tage in demselben Gericht halten wolle; daß er ihn also 3 Priestern übergab, die ihn in einem Steinsarg verwahrten. — Gewiß ist das ein krauser, langer, vielverschlungener Weg, auf dem der ungenähte Rock Christi nach Trier gekommen, aber auch hier erkennt ein Jeder leicht, wie bei der ganzen Dichtung, daß die christliche Zuthat nur eine leichte Hülle, ein fremdes Gewand ist, das der zu Grunde liegenden Sage umgeworfen, angepaßt und zugefügt ist. Um dies jedoch richtig zu verstehen und die verschiedenen Fäden, die hier zusammengesponnen sind, zu unterscheiden, müssen wir erst ein wenig weiter ausholen, damit wir für unser Verständniß und unsre Auffassung einen festen Boden unter den Füßen gewinnen.

Da die Orendelsage in dem ältesten nordisch-deutschen Göttermythus wurzelt, kann sie ihre Anknüpfung an die Stadt Trier

nicht erst in der christlichen Zeit gefunden haben, sondern dieselbe muß bereits vor den Anfängen der christlichen Kirche in Trier eingetreten sein. Es war aber Trier, die altrömische Colonie Augusta Trevirorum, im Gebiet des nicht keltischen, sondern altgermanischen Volksstamms der Trevirer gelegen. Schon Cäsar, der die Trevirer sonst zu den Belgiern rechnet, sagt b. g. II, 4: Plerosque Belgas esse ortos a Germanis Rhenumque antiquitus transductos propter loci fertilitatem ibi consedisse Gallosque, qui ea loca incolerent, expulisse. Dies bestätigt und ergänzt Tacit. Germ. 28: Treviri et Nervii circa adfectationem Germanicae originis ultro ambitiosi sunt, tanquam per hanc gloriam a sanguinis similitudine et inertia Gallorum separentur. Und Strabo IV, 4: *Τρηουΐροις δὲ συνεχεῖς Νερούιοι καὶ τοῦτο Γερμανικὸν ἔθνος.* Also die Trevirer waren von jeher Deutsche und überaus eifersüchtig auf ihre deutsche Herkunft von jenseit des Rheins. Im Norden vom Ardennenwald, im Süden von den Mediomatrikern mit der Hauptstadt Metz begrenzt, zog sich ihr Gebiet die Mosel entlang bis Coblenz an den Rhein und weiter in Uebereinstimmung mit der spätern Diöcesaneintheilung bis Bingen und Andernach, ja man wollte wissen bis zur Lahn in der Hessen (Chatten) Gebiet. In beständigen Kämpfen, besonders durch ihre Reiterei ausgezeichnet, erhielten sie sich die altgermanische Tapferkeit und ihre noch später unter Civilis bewährte Freiheitsliebe. Während dieser Zeit trieb seit ihrer Uebersiedelung auch der altdeutsche Götterglaube seine tiefen, festen Wurzeln, wie wir bereits in der Benennung ihrer alten Niederlassung Igel oder Eigeln, in dem deutschen Apollo- oder Dianacult erwähnt haben, so sehr auch hier, seitdem diese Colonie mehr und mehr statt Lugdunum zum Mittelpunkt der römischen Gewalt in Gallien erhoben war, römische Cultur eingeführt und aufs eifrigste gepflegt wurde. Ja, Trier wurde geradezu seit Maximian (287) zur kaiserlichen Residenz erhoben, so daß hier die Herrscher von Constantius Chlorus bis Theodosius regierten und später die kaiserlichen Statthalter, darunter als erster des Ambrosius Vater, von hier aus die gallische Präfectur über Gallien, Hispanien und Britannien verwalteten. Noch bis auf den heutigen Tag erinnern

stolze Trümmer, wie die Porta nigra des Mars, die Ruinen eines Amphitheaters mit einem Aquäduct unterhalb des Marsberges, der Palast des Constantin, die Thermen an der Porta alba, eine alte Basilika, die Pfeiler der alten Moselbrücke u. a., dazu das alte Grabdenkmal der Secundiner beim Dorfe Igel, an den alten Glanz des gallischen Roms. Aber zu dieser schnell erblühten Macht und Bildung drang eben so früh das Christenthum hier ein, so daß wir in Trier mit ziemlicher Gewißheit schon am Ende des ersten Jahrhunderts den Bestand einer Christengemeinde anzunehmen berechtigt sind. Vorzüglich mußte dann auch während der Diocletianischen Christenverfolgung die Milde und Schonung des Constantius Chlorus und seiner den Christen geneigten Gemahlin Helena diesen Gegenden und der lange bestehenden Christengemeinde in Trier zu Gute kommen. Sicher finden wir einen Bischof der Stadt Trier Agricius mit seinem Exorcisten Felix 314 auf dem Concil zu Arles anwesend. (Vgl. Rettberg Kirch. Dtschl. I. 24 und 180). Dann war nicht ohne nachwirkenden Einfluß auf das Glaubensleben der Christen der wiederholte Aufenthalt des Athanasius in Trier während seiner Verbannung, und schon 387 weiß Augustin hier von den ersten Anfängen des Einsiedlerlebens zu berichten, wozu bald auch der Eifer, Reliquien zu sammeln, auf deren Wirksamkeit unter den Rechtgläubigen in der Mitte des sechsten Jahrh. der treffliche Bischof von Trier Nicetius Alboins Gemahlin Clodoswintha zum Schutz gegen den Arianismus hinweist, hinzugekommen sein wird. Im neunten Jahrh. (880) wollte freilich Almannus in der vita St. Helenae von der Helena, die allerdings zu Bethlehem und auf dem Oelberg eine Kirche gebaut hatte und, wie Ambrosius am Ende des vierten Jahrh. berichtet, das Kreuz Christi aufgefunden haben sollte, wissen, daß sie eine Kiste mit Märtyrer-Reliquien, dazu mit dem Messer, dessen Christus sich beim Passahmahl bediente, zurechtmachte und nach Trier schickte. Das Schiff ging aber bei Besançon auf dem Doubs unter. Die Reliquien wurden später wieder aus dem Wasser gezogen und ein Theil blieb in Besançon (Gildem. u. v. Syb. I. 113). Das Messer fand sich später in Trier. Da aber namentlich am Ende des vierten Jahrh. schon kirchliche Streitig-

keiten das christliche Leben der Gemeinde verwirrten, brachen die wilden Fluthen der Völkerwanderung fast widerstandslos über die Bewohner herein, welche nach Salvians Schilderung dies göttliche Strafgericht in viermaliger Eroberung und Zerstörung der Stadt durch die fränkischen Sieger von jenseit des Rheins wohl verdient hatten. Von Interesse könnte uns eine Nachricht des Gregor v. Tours II, 9 sein, der nach einem Sulpicius Alexander von einem Einfall und Angriff zweier fränkischer Herzöge, Markomar und Sunno, berichtet, die dann zur Winterzeit von Trier aus theils mit Gewalt, theils durch Unterhandlungen zurückgewiesen wurden. Der Umstand, daß schon 407 die Residenz von Trier nach Arles zurückgezogen wurde, zeigt zur Genüge, daß die Römer sich besonders der Franken nicht mehr erwehren konnten, so daß auch Trier mit dem ganzen Gebiet der alten Trevirer jetzt den heidnischen Franken überlassen blieb, bis später Chlodwig im neuen Frankreich 496 das katholische Christenthum annahm und einführte.

Vergegenwärtigen wir uns diese Anfänge der Geschichte von Trier, so bleibt für die Festsetzung, Ausbildung und weitere Gestaltung der altheidnischen Orendelsage zu Trier, zumal wir auch im Hohenloheschen bereits die Verknüpfung von Eigel und Orendel finden, nur die Zeit vor dem Eindringen der römischen und der christlichen Bildung übrig. Die Trevirer hatten die Sage vom rechten Rheinufer bereits mitgebracht, hier angesiedelt, an ihre neue Heimath geknüpft, so daß damals der Name Eigel in seiner Verknüpfung mit Orendel und dessen Schifffahrt an der Mosel in Trier, an den Moselsteinen und an dem noch heute nach ihm benannten Dorfe Igel heimisch wurde. Dadurch wären wir berechtigt, die vom Tacitus angeführte Vermuthung von den Irrfahrten des Odysseus in diesen Gegenden, in richtiger Auffassung, nicht für unbegründet zu halten. Viel weniger wahrscheinlich ist es, daß diese altdeutsche Sage hier durch die heidnischen Franken, die im fünften Jahrh. sich in diesen Gegenden ansiedelten, wie freilich unzweifelhaft im nördlichen Frankreich die Thiersage, eingeführt und mit der neuen Heimath verknüpft wäre, obgleich damit nicht geleugnet werden soll, daß gerade die neueingedrungenen Franken sich dieser ihnen stammverwandten

Sage bemächtigt und sie weitergebildet hätten. Ja, es wäre nicht unmöglich, daß wir das etwas plötzliche und unvermittelte Auftreten der beiden Herzöge Mersilian und Stephan in der Orendelsage, die dem mit dem Trierschen Königssohn verbündeten Herzog Eise ihre verwandte Heeresmacht zuführen und mit ihm vor Trier ziehen, das sie ohne Gewalt und Widerstand gewinnen, als eine auch sonst nicht ungewöhnliche Anknüpfung der Sage an irgend ähnliche historische Vorgänge, hier an den Einfall der beiden Frankenherzöge Markomer und Sunno anzusehen hätten, die von dem ihnen verwandten, aber in römische Dienste getretenen Herzog Arbogast ebenso im Winter von Trier mehr mit Güte als mit Gewalt zurückgehalten werden. Wir hätten damit eine zweite Stufe, gewissermaßen eine fränkische Fortbildung und Färbung der alten Orendelsage gewonnen, die dann wahrscheinlich die Unterscheidung der Könige und Herzoge, im neunten Jahrh. der Grafen, im zwölften Jahrh. der Ritter, Bürger und Bauern mit den Templern mit sich geführt hätte. Die Sage wechselt und wandelt mit den Zeiten und Sitten ihre jedesmalige Einkleidung und äußere Gestaltung. Denn allerdings dürfte im neunten Jahrh. die dritte Stufe in der Entwicklung der Orendelsage zu suchen sein, wenn namentlich die bereits von Gödeke, Mittelalter 283 hervorgehobene Anzahl von Alliterationen in unserm Gedicht auf eine alliterirende Orendeldichtung zurückzuführen wäre. Gerade in dieser Zeit hatte die christliche Kirche nach des Bonifacius einflußreicher und entscheidender Wirksamkeit in dem neu unter den Karolingern entstandenen christlichen König- und Kaiserreich, nicht am wenigsten mit Hülfe der Klöster und der geistlichen Bildung, sich immer gebietender, eindringlicher, siegreicher auch des ganzen deutschen Volkslebens bemächtigt, so daß gerade damals bei der eifrigen Bekämpfung des festgewurzelten Heidenthums die altheidnischen Göttersagen vielfach nur dadurch ihre Fortdauer retten konnten, daß sie theils bewußt, viel mehr auch ganz unbewußt sich in christliche Namen, Beziehungen, Anknüpfungen umbildeten. Hierzu kam eine kirchenpolitische Tendenz. Die Trierische Kirche machte Anspruch auf den Primat von Gallien und Germanien. Dieser Anspruch mußte begründet werden. Das gallische Rom konnte nach Roms

eigenem Vorgang sich zuerst auf sein früheres politisches Ansehen in diesen Gegenden zur Heidenzeit berufen. Aber dies reichte nicht aus. Die trierſche Kirche mußte dazu zur ältesten Kirche in dieser Gegend gemacht werden. So entstand, wie es scheint, am Ende des neunten Jahrh. (vgl. Rettberg 79) die Fiction, daß die Kirche zu Trier unmittelbar durch die Apostelschüler des h. Petrus, Eucharius, Valerius und Maternus, gegründet sei. Aber auch dies genügte nicht. Sie mußte nach dem Wiedereindringen des Heidenthums auch kirchenpolitisch von höchster Autorität erneuert sein. Was lag näher als dazu einerseits die Kaiserinmutter, die fromme Helena, heranzuziehen, die in Trier gelebt, jetzt auch dort geboren sein sollte und an welche gerade jetzt im neunten Jahrh. nach der ihr zugeschriebenen Auffindung des Kreuzes und dann der drei Nägel Christi die trierſche, fränkische, angelsächsische Sage und Legende mit Vorliebe anknüpfte. Andrerseits mußte der römische Papst selbst sein Siegel auf die pia fraus gedrückt haben. Wie es scheint, fanden diese tendenziösen Bestrebungen namentlich in der Klosterschule des h. Eucharius oder des Matthias, wo die trierſche Chronik (Gesta Trevirorum) entstand, ihren Mittelpunkt. So war die epistola, das sogen. privilegium Silvestri, entstanden, dessen Werth und allmähliche Erweiterung durch die seit 1844 von Gildemeister und v. Sybel und dann von Waitz (Monum. hist. Germ. X) scharfgeführte actenmäßige Feststellung der kirchlichen Tradition in das rechte Licht gesetzt ist. Nun hieß es: Papst Silvester habe der Kirche von Trier den Primat über Gallien und Germanien ausdrücklich verliehen in einem zwar später verlorenen, aber auf den Wunsch des Volusianus 467 zu Rom neu ausgefertigten Briefe. Dazu mußte denn der erste geschichtliche Bischof von Trier, Agricius, von der Kaiserin Helena gegen alle historische fides eigens aus seinem verm. früheren Bischofssitz in Antiochien nach Trier geschickt sein. Auf solche Weise kam um jene Zeit im neunten Jahrh. folgende erdichtete Epistel des Papstes Silvester zu Stande: Sicut in gentilitate propria virtute sortire et nunc, Trevir, super Gallos et Germanos primatum, quem tibi prae omnibus harum gentium episcopis in primitivis christianae religionis doctoribus, Eucharío, Valerio, Materno, per baculum Caput

ecclesiae Petrus signavit habendum, suam quodammodo minuens dignitatem, ut te participem faceret. Quem ego Silvester eius servus successione indignus per patriarchum (Antiochenum) Agricium renovans confirmo. (Vgl. Der heilige Rock zu Trier von Gildemeiſter und v. Sybel II, 3, 69). Aber die Erdichtung hatte noch kein Ende, ſondern wurde fortſchreitend je nach Bedürfniß der Zeitverhältniſſe durch immer neue Zuſätze und Ausdehnung eines neuangehängten Relativſatzes ergänzt. Zunächſt in einer Handſchrift c. 1030 der Gesta Trevir. von Verdun erſcheint der Zuſatz zu confirmo ad honorem patriae dominae Helenae Augustae metropolis eius indigenae, quam ipsa felix per apostolum Mathiam Judea translatum caeterisque reliquiis domini magnifice ditavit specialiterque provexit. Aber in der Vita Agricii, die gewöhnlich dem Lambert de Legia beigelegt wird, aus den Jahren 1050—70 heißt es plötzlich, die Helena habe die Trierſche Kirche nicht nur mit den Gebeinen des von Judäa übergeführten Matthias, ſondern auch mit dem Nagel und anderen Reliquien des Herrn beſchenkt (zu translatum cum clavo ceterisque reliquiis domini magnifice etc.). Denn grade damals bei der Steigerung der kirchlichen Macht und Gewalt war ein ganz beſonderer Eifer nach Reliquien entbrannt, die überall, wie namentlich auch von Norbert, aufgeſucht und ausgegraben wurden. So wurden denn die zuerſt noch unbeſtimmt gelaſſenen Reliquien alsbald in der nächſten Redaction aus den Jahren 1106—24 genauer betaillirt, indem es jetzt nach translatum heißt: cum tunica et clavo domini et dente S. Petri et sandaliis sancti Andreae apostoli et capite Cornelii papae ceterisque reliquiis etc. Da tritt endlich die Tunika, der ungenähte Rock Chriſti, als Geſchenk der Helena an die Trierſche Kirche im Anfang des 12. Jahrh. aus der bisherigen Verborgenheit und Dunkelheit an das helle Tageslicht, obgleich kurz vorher weder der Abt Berengoſus im Kloſter St. Maximin zu Trier, der grade damals de laude et inventione S. Crucis ſchrieb, noch der Abt Theofried zu Echternach in ſeinem Schreiben an den Erzbiſchof Bruno von 1101—6 von dem Vorhandenſein dieſes Schatzes in Trier etwas weiß, da er die Wunderkraft

dieses Rockes, der zu Safed gefunden und nach Jerusalem gebracht sei, hervorhebt, wenn er damit nicht absichtlich auf die Unechtheit des eben in Trier entdeckten Rockes zielen wollte. Dann freilich hat Trier die an sich für uns nicht nur zweifelhafte, sondern auch unmögliche Ehre dieses Besitzes von jetzt an nicht nur mit vielen andern Kirchen, wie noch im J. 1114 mit dem benachbarten Mainz, sondern sogar mit sich selbst getheilt. Aber uns kommt es hier auf etwas Anderes, nämlich auf die Entstehung des Zusammenhangs zwischen dem ungenähten Rock Christi und Orendels Graurock an. Hierfür ist uns nun ganz besonders eine Nachricht wichtig. Die Vita Agricii, welche, da sie eine um 1054 entstandene Vita Hildulfi benutzt, nur nach dieser Zeit geschrieben sein kann, erzählt nämlich (b. Gildem. u. v. Syb. I. 102) zum Beweis, daß außer dem Nagel vom Kreuz Christi noch andere Reliquien des Herrn in der Peterskirche zu Trier aufbewahrt würden, Folgendes: Wir wissen aus einem zuverlässigen Bericht unserer Väter (verissima maiorum relatione), daß ein frommer Bischof dieser Stadt, weil er verschiedene Vermuthungen über die hier befindlichen Reliquien hörte, da die einen sagten, es sei der ungenähte Rock des Herrn (tunicam Domini esse inconsutilem), andere, das Purpurkleid, das er zur Zeit der Passion getragen, einige dagegen die Schuhe des Heilandes (caligas esse mundi salvatoris), voll Verlangen, durch Erforschung der Wahrheit allen Zweifel zu lösen, in der ganzen Stadt ein allgemeines dreitägiges Fasten angekündigt und zum Gebet aufgefordert habe, Gott möge einem von ihnen vergönnen, ein so großes Geheimniß zu schauen. Nach beendigtem Fasten wird der Klerus und das Volk in den Tempel St. Petri zusammenberufen, wo der Schatz bewahrt wurde, und ein Mönch aus der ganzen Menge erwählt, um das Geheimniß des Herrn zu sehen und dann dem Bischof es zu offenbaren. Hierauf schloß derselbe den Kasten (arca), in welchen der h. Agricius diesen Schatz gelegt hatte, auf. Sobald er jedoch den Deckel aufhob, um hineinzusehen, raubte ihm der geheime Rathschluß Gottes, gegen welchen Menschenrath nichts vermag, das Augenlicht.

Also solche Vermuthungen (aestimationes) über die andern Reliquien waren vorhanden und zwar schon im 11. Jahrh. Sie

waren auch ganz natürlich, wenn jene Epistel damals schon die Worte cum clavo ceterisque reliquiis domini enthielt. Es fragt sich nur, wie man grade auf den ungenähten Rock kam. Aber auch sonst wurde gleich, wenn es sich um Reliquien des Herrn handelte, an diesen Rock oder an seinen Purpurmantel und seine Schuhe gedacht (Gild. u. v. Syb. I, p. 33), und die hier angeblich als alte Tradition berichtete Erzählung war ganz geeignet, das schon in Aussicht genommene Erscheinen der neuen Reliquie für den nach Wundern begierigen Glauben des Volks vorzubereiten. So traten denn ganz nach der Vermuthung nicht nur die Tunika Christi, sondern auch die Sandalen, aber des Andreas, dazu noch zwei andere Reliquien am Anfang des 12. Jahrh. ans Licht und immer blieb es bei den ceteris reliquiis. Trotzdem scheint der ungenähte Rock Christi in jener Zeit bald wieder, wie auch später bis zum J. 1512, vergessen zu sein, denn im J. 1196 heißt es nach Brower ann. Trev. II, 91 (b. Gild. und v. Syb. I p. 103): Das nächste Jahr 1196 war besonders berühmt durch die Auffindung (inventio) des unvergleichlichen Schatzes der h. Tunika des Herrn Christi. Dieselbe war ehemals mit herrlichen Reliquien anderer Heiligen im Allerheiligsten des Doms, in dem Mittelraum zwischen beiden Thürmen, im Altar des h. Nicolaus verwahrt und war später unbemerkt geblieben; deshalb stieß der Bischof Johannes, als er alles in der Kirche neu ausschmückte, untersuchte und ordnete, auch auf das kostbare Kleid Christi, das ihm an deutlichen Merkzeichen kund gethan wurde, und stellte dasselbe zur großen Freude der ganzen Stadt grade am 1. Mai öffentlich aus, worauf er es feierlich in dem neuerbauten Altar St. Peters mit andern Reliquien verschloß. — Im J. 1512 wurde dann die Reliquie, wie wir oben gesehen, hier auf Kaiser Maximilians Anregung wieder aufgefunden und seitdem bis 1844 oft ausgestellt.

Dies ist die geschichtliche Ueberlieferung, soweit sie sich nach den Quellen etwa feststellen läßt. Außerdem finden sich nur sehr dürftige und wenig ansprechende Legenden. In der Gegend von Trier wurde nach Gildem. und v. Syb. I. 49 erzählt: „Der christliche Kaiser Constantin, auf Pilatus höchst erzürnt, daß er Christus hinrichten lassen, habe ihn zur Rechenschaft gezogen;

Pilatus habe aber, so oft er gestraft werden sollte, den ungenähten Rock, den er an sich gebracht, umgehängt, so daß ihm kein Leid habe geschehen können, zur großen Verwunderung des Kaisers. Endlich habe Veronica das Geheimniß verrathen, Constantin den Rock an sich genommen und Pilatus seine Strafe erlitten." Bonn gegenüber auf dem rechten Rheinufer hieß es: „In Trier herrschte einst ein wilder und grausamer König, der die geringsten Vergehen sogleich mit Qualen und Hinrichtung bestrafte. Einmal war ein Soldat bei ihm bezüchtigt wegen einer unbedeutenden Sache. In seiner Todesangst klagte er überall sein Leid, und ein Jude gab ihm den wunderthätigen Rock, der werde ihn beschützen. Er stellte sich dem König und wurde zu allgemeinem Erstaunen freigesprochen. Einem zweiten, im gleichen Falle, dem er den Rock anvertraute, erging es nicht anders. Ein dritter, der bald nachher ein wirklich todeswürdiges Verbrechen beging, wußte ihn ebenfalls zu bewegen, ihm den Rock zu leihen, und selbst hier bewährte sich die Kraft des Rockes zum dritten Male. Nun aber war der König selbst erstaunt, daß er gegen seinen Willen kein Todesurtheil mehr zu sprechen vermochte, und drang in den Soldaten, wodurch er so etwas habe bewirken können. Dadurch kam das wunderbare Vermögen des Rockes ans Licht. Man erkannte ihn als das ungenähte Gewand des Heilandes, und fortan wurde er zu Trier in höchster Verehrung gehalten." — In Bonn und in der Gegend von Aachen wurde noch erzählt: „Ein Jude besaß den Rock, ohne ihn zu kennen. Ein Christenmädchen, welches im Hause diente, sah denselben und faßte eine ihr selbst unbegreifliche Sehnsucht, ihn zu besitzen. Sie bot dafür dem Juden den Lohn eines ganzen Jahres, worauf dieser ihr gern die Tunica überließ, mit der sie nach Trier ging. Kaum war sie in das Thor der Stadt getreten, so begannen alle Glocken von selbst zusammenzuschlagen. Niemand begriff die Ursache. Der Bischof stellte sogleich eine Untersuchung an und fand, daß dies der h. ungenähte Rock sei, der seitdem in der Domkirche als der größte Schatz der Gläubigen bewahrt worden ist."

Wie kommt nun dieser Ueberlieferung und diesen Legenden gegenüber unsre Dichtung dazu, in solcher Weise Orendels Grau-

rock mit dem ungenähten Rock Christi zu verknüpfen? Es ist zunächst ausgemacht, daß die im Heidenthum wurzelnde Volkssage vielfach ihre eigenthümliche Entwickelung neben und in dem Schooß der christlichen Kirche ganz für sich fortspinnt, von der geistlichen Autorität unter Umständen bekämpft oder ignorirt, ihr Sonderleben in der Dichtung oder Sage oder im Märchen und Liede ungestört bis in unsre Tage fortführen kann. So war es bis dahin wesentlich auch mit der Orendelsage geschehen, bis am Ende des 12. Jahrh. das geistliche Interesse wegen des Graurocks sich der Sage bemächtigte und allmählich die Umwandlung derselben zur geistlichen Legende vollzog. Auch die angeführten noch erhaltenen Legenden suchen freilich kindlich und roh und ungeschichtlich genug die Frage zu lösen, wie der Rock Christi nach Trier und zum König von Trier, offenbar Orendel, gekommen sei. Unsre Dichtung verfährt künstlicher. Wir haben dabei die Dichtung selbst von dem geistlich tendenziösen Eingang der Dichtung zu unterscheiden. In der Dichtung kommt die sinnig von einem fahrenden Geistlichen nach den ersten Kreuzzügen umgebildete Volkssage mit ihrem bedeutungsvollen mythischen Hintergrund zur wesentlichen Geltung, nur daß die alte Sage einerseits ganz in den ritterlichen, andrerseits ganz in den geistlichen Charakter jener Zeit hineingezogen wird. Die Sage wußte, wie Orendel sich seinen Graurock von des Meeres Grund aus des Wallfisches Bauch gewonnen, nur daß sich dann in die Erwerbung des Rockes die Legende mit den 30 Silberlingen und der Vermittlung der Maria und der Engel eingemischt hat. Im Uebrigen behält der Orendelrock seine mythische Bedeutung, wie es scheint, selbst gegen den Willen des geistlich gesinnten fahrenden Sängers, weil er von der Volkssage sich beherrschen läßt, ohne etwas Arges darin zu finden. Für ihn ist es Christi Rock, für jeden Unbefangenen Orendels Rock. Am nächsten hätte es nun gelegen, wenn Orendel, wie das alte Heldenbuch offenbar in der Vorrede aus einer andern Fassung der Dichtung weiß und wie es im nahen Metz bei dem Alexanderhemd geschieht, nach seinem Tod den Rock in Trier gelassen oder vielmehr mit demselben in seinem Steinsarg begraben wäre. Aber unser Dichter hatte außerdem noch eine andere Tendenz. Er wollte vor

Allem die Keuschheit, den Cölibat ganz im Gregorischen Sinn feiern und empfehlen. Darum folgt er einer andern Version, so daß Orendel mit seinen Genossen zu Jerusalem direct wegen seiner Keuschheit ins frone Himmelreich getragen wird. Um nun auch jenen Zweck daneben zu erreichen, muß Orendel bei seiner Anwesenheit in Trier auf göttlichen Befehl den Rock dort zurücklassen, damit ihn Christus einst, wenn er hier zu seinem Gericht erscheint, wieder anlegen könne, weshalb 3 Priester ihn in einem Steinsarg verwahren müssen. Was nun die Kirche daraus gemacht, davon schweigt der Sänger: es genügt ihm, nachgewiesen zu haben, daß Orendels Rock als Christi Rock zu Trier geborgen ist. Aber es bedurfte noch einer besondern Darlegung, wie der Rock in des Wallfisches Bauch gekommen sei, durch die er, wie es einem verständigen Sänger geziemte, den Fortgang der Dichtung nicht unterbrechen konnte, die er darum an den Anfang und Eingang, vor die Dichtung verlegte. Früher kam meist allein der immerhin fromm und geistlich gesinnte Fahrende zu Wort und Geltung, jetzt konnte von der Sage und Dichtung mehr verlassen, der Geistliche als solcher mit seiner didactischen Tendenz sich frei ergehen. Doch war selbst diese Darstellung, wie Christi Rock auf des Meeres Grund zu Orendels Rock gekommen war, keineswegs seine eigene Erfindung, sondern auch selbst wieder mit der Volkssage verflochten. So will der Sänger zeigen zum Frommen des Mariendienstes, daß die Geburt der Maria der des Heilandes gleich zu achten sei, ohne den wir zwar alle verloren wären, der die 40 Tage vor Ostern darum für uns gefastet hat, damit sie alle unsre Sünde das ganze Jahr hindurch auf sich zögen. Diese 40 Tage hat aber Christus für unsre Sünde in dem grauen Rock gefastet, den die edelfreie Königin Maria aus eines Lammes Haaren gesponnen — das hatten auch andere von dem Rock bezeugt: Sicut literae cum tunica inconsutili repertae indicabant, gloriosa mater eius fecerat ei, dum adhuc puer esset, hieß es auch von dem Rock zu Argenteuil vom J. 1156 (bei Gildem. und v. Syb. I. 109) mit dem auch von unserer tunica geglaubten Zusatz et crevit ipso crescente. Aber daß der Rock von St. Helena gewirkt sei — diese Naivetät hat nur unser Dichter, der, so wenig buch-

gelehrt er ist oder vielmehr grade darum, sich doch mit Vorliebe auf das deutsche Buch bezieht, das er schwerlich je gesehen, obwohl er auch für des Judas Verrath sich auf ein Buch beziehn zu müssen glaubt. Ist aber der Sänger, wie wir glauben, aus Trier selbst gebürtig, konnte er freilich die Helena nicht unerwähnt lassen, auch wenn er gar nicht gewußt hätte, daß diese theure Reliquie der Trierschen Kirche nach der Tradition von der Helena zugekommen sein sollte. Er macht dafür, um alle Geschichte unbekümmert, wie die Volkssage, lieber die Helena in anderer Weise zur Urheberin des Rocks. Aber auch nicht ohne alle Bedeutung erscheint uns die Beziehung des Rocks zum Osterlamm und zur Quadragesimalzeit, wie denn die öffentliche Schaustellung nicht unbedeutsam mit der Translocation 1196 und auch 1512 u. o. auf den Anfang Mai verlegt wurde. Der Sänger fügt hinzu, später kam der Rock dem Orendel zum Trost. Aber wie war das geschehn? Gegen alle Geschichte wird hier Christus in dem Rock ans Kreuz geschlagen, ins Grab gelegt, und als ein Jude vom Herodes, nicht vom Pilatus, den Rock erlangt, aber das rosenfarbene Blut nicht tilgen kann, verwahrt er auf die Drohung des Königs, bei Leibes Strafe sich darin nicht sehen zu lassen, ihn in einem Steinsarg, entführt ihn 72 Meilen schnell und wirft ihn an des Meeres Grund, daß ihn dort niemand fände. Auch dieser Zug ist zum großen Theil aus der Legende entnommen. Gregor von Tours de gloria Mart. c. 8 (S. Gild. und v. Syb. 106) hatte von dem ungenähten Rock Christi in Galatien berichtet, daß derselbe dort in der Kirche der h. Erzengel, in einer verborgenen Krypta in einem hölzernen Sarg verschlossen, aufbewahrt werde: das mochte unserm Sänger unbekannt sein. Aber Thiofried von Echternach in der Nähe von Trier hatte etwa 1106 in seinen Flores ausführlich über den in Zaphad aufgefundenen Rock Christi geschrieben (Gild. u. v. S. 107): „Ein Jude Simon hat den theuern Schatz ererbt, muß aber zur Zeit des Kaisers Mauritius 2 Wochen viel leiden, bis er verräth, daß der in der Stadt Zaphat unfern von Jerusalem in einem Marmorsarg (in arca marmorea, worin alle Berichte übereinstimmen) verborgen sei. Der Abt kann den so wiedergefundenen Schatz nicht genug preisen. Die Patriarchen

Gregor von Antiochien, Thomas von Jerusalem, Johannes von Constantinopel, eilen mit großem Gefolge von jubelnden Bischöfen und Laien herbei, und nachdem sie sich 3 Tage durch Fasten gereinigt, heben sie den Marmorsarg des Herrn freudig auf, der trotz des Marmors durch ein Wunder ganz leicht ist, und tragen ihn nach Jerusalem, wo das Kreuz Christi gestanden oder wo Christus auferstanden." — Aus dieser Erzählung etwa hat der Sänger den vom König bedrohten Juden als Eigner des Rockes, den Steinsarg und die wunderbare leichte Fortbewegung des den Rock umschließenden Sarges entnommen und beibehalten. Aber der Sänger mußte den Steinsarg als Behälter und den Rock von dort nach Trier schaffen. Der Anfang war gemacht; auch das Ende, daß Orendel den Rock in Trier läßt, wo 3 Priester ihn im Steinsarg verwahren, schließt sich seinem Zwecke an. Der Sänger hatte genug gethan. Es bedurfte jetzt nur, daß der in Trier verwahrte Steinsarg aufgefunden und geöffnet wurde, was eben zuerst um 1130 und dann vor Allem zur Zeit, wo etwa unsre Dichtung entstanden, von Neuem 1196 geschehen — alles Andere, was zwischen dem Anfang und dem Ende liegt, gehört nicht dem Rocke Christi, sondern dem hiervon grundverschiedenen Rock Orendels und der Sage an, die hier nur mit einander verbunden und vermischt sind. Achten wir auf die einzelnen Momente, so werden wir leicht erkennen, daß die Beziehung Christi zu diesem Rock ebenso fremdartig und gezwungen ist, wie die Verknüpfung Orendels, Eises und der Breide mit allem Zubehör zu dem h. Grabe. Es ist schon bemerkt, daß selbst die Farbe, von allem andern völlig abgesehen, nicht übereinstimmt, obgleich die neuste Entdeckung, wonach das kostbare Purpurgewand byzantinischer Arbeit nur der Umschlag, das eingenähte Stück die wahre Reliquie sei, der ganzen Untersuchung eine neue Beleuchtung giebt. Orendels Rock ist grau, nur durch ein Wunder Christi mit den Blutspuren seiner 5 Wunden behaftet, also ursprünglich ohne dieselben; der Rock Christi dagegen wird für purpurn und in alle Farben schimmernd ausgegeben (vgl. Gildem. und v. Syb. I. 5 u. 113), ohne daß ein Grund für die graue Farbe angegeben würde. Ferner ist wichtig, daß Orendels Graurock immer abwechselnd und zwar in nothwendiger

und natürlicher Folge entweder verborgen: im Grabe, 8 Jahre lang 9 Klafter tief unter der Erde, auf des wilden Meeres Grund im Steinsarg oder in des Wallfisches Bauch — oder plötzlich zu seiner Zeit wieder an das Licht, auf die Erdoberfläche, an des Meeres Fläche oder an den Meerstrand, rein gewaschen und zum Trocknen in die Sonne auf den Boden gespreitet, wo er mit den weißen Händen sei es vom Juden, sei es vom Tragemunt oder Eise aufgehoben wird. Die Zeit aber, wo er verborgen bleibt, 8 Jahre oder in der natürlichen Sprache 8 Monat lang, und wo er wieder ans Licht tritt, um 6 Wochen vor Ostern, etwa mit der Quadragesimalzeit zusammenfallend, und wo er dann getrocknet auf dem Erdoden und im Sonnenlicht gebleicht, von Neuem von Orendel gewonnen und angelegt wird, zur Osterzeit oder besser noch am 1. Maientag: alles dies ist zwar seiner Bedeutung nach ganz natürlich zu verstehen, bot aber dem geistlichen Sinn so willkommene Parallelen, daß wir uns gar nicht wundern können, warum Orendel als der verjüngte, wiedererstandene, zur Maienzeit neugeborene Licht- und Erdgott Orendel zu Christo und Orendels Rock zu Christi Rock umgedeutet wurde. Wir haben uns nur in die sinnige Symbolik und Bildersprache unseres alten deutschen Volks hineinzudenken.

Es wurden im Norden etwa 8, ja 9 Wintermonate gerechnet, wo der Sonnengott seine Macht und Herrschaft eingebüßt, der Erdgott verfinstert und verödet, der Wassergott feindlich und verderblich erschien. Zu dieser Zeit war Gott und Göttin, war aller Sonnenglanz, alle Fruchtbarkeit und goldne Herrlichkeit der Erde, war das Kleid, das die Erde, den Erdgott und die Erdgöttin umhüllt hatte im Blumenschmuck und Saatengrün, im Waldleben und Fruchtsegen, abgestreift, ausgezogen, in die Erde oder Wassertiefe gebannt und dort in der Unterwelt zurückgehalten und verborgen. Orendel und Breide erschienen in ihrer Armuth und Blöße, ohne Gewandung nur in Schnee und Eis gehüllt und erstarrt. Aber 6 Wochen vor Ostern etwa, wie wir schon gesehen, fing das neue Leben, wenn auch noch heimlich, im neuen Sonnenlichte sich zu regen an. Schon konnte Orendel wie Thor am neu belaubten Busch und Strauch sich halten, seine Blöße bedecken, schon fischt er aus des Meeres Tiefe das

dort verborgene neue Leben, sein neues, aber immer noch winterlich graues Kleid, seinen Graurock auf, den der Meergott als Siren oder auch als Wallfisch eben selbst von Neuem ans Licht bringt, den die Tiefe der Erde, der Erdgott und die Göttin aus dem finstern Schooß mehr und mehr zur Osterzeit und schöner noch zur Maienzeit ans Licht zurückführt. Jetzt kleidet sich zur Osterzeit freilich Orendel als Erdgott noch immer in seinen Graurock, welchen Namen derselbe dann auch später behält, als er nicht mehr paßt, und um so eher behält, als er doch, wie Thor mit dem Stein in seinem Haupt, zu seiner Zeit immer von neuem dem Tode wieder verfallen muß. So gehört an sich der Graurock eigentlich noch dem winterlichen Gott Eise, der ihn auch an sich nimmt und selber trägt, aber als neuer, neu aufgefundener, ans Licht gerückter Rock dem verjüngten Orendel, und da Eise-Orendel ihre Einheit niemals ganz verleugnen, kann mit Recht Eise-Orendel wie Orendel-Eise der Graurock genannt werden.

Also zunächst stehen wir noch immer am Anfang Februar, am Brigitten- oder Breidentag vor der Fastenzeit, wo zwar das Sonnenlicht schon heller am Himmel aufleuchtet, wo es aber bei uns im Norden noch bitterlich kalt ist. Da mag zwar die grüne Hoffnungssaat im Herzen keimen und aus der Ferne sichtbar sein, aber für den Augenblick ruht sie noch unter der Schneedecke verborgen, erscheint sie noch nicht als grünes Kleid, sondern noch als grauer Rock, wie alles sonst abgestorbene Leben der winterlichen Natur etwas grau, und erfährt an sich, was man zur Winterzeit mit der Menschenkleidung und insbesondere mit dem Linnen macht, daß es in dem Meer- oder Brunnenwasser gespült und dann zum Trocknen auf die Erde ausgebreitet, dem Sonnenlicht unterbreitet wird, der Schnee- oder grauen Eisdecke gleich. Dabei ist selbst das Aufheben mit weißen Händen im Sonnenlicht, wie bei der vom Freir mit ihren im Sonnenlicht erglänzenden Händen und Armen erblickten Gerda mit Rücksicht auf das neuaufleuchtende Licht des Sonnengottes und der Göttin nicht bedeutungslos. Darum findet Odysseus, als er sich in seiner ganzen Blöße eben dem Meer entronnen, und vom Winterschlaf erwachend, mit dem Laubbusch schwach verhüllt, die

Nausikaa, die in jugendlicher Schöne erglänzende Jungfrau, mit ihren Gefährtinnen die Wäsche spülend und ausbreitend; darum findet Herwig und Ortwin die Gudrun mit ihrer Gefährtin Hildburg zur Winterzeit im Meer die Wäsche spülend und reinigend; darum wird auch hier der Graurock, der, ganz wie das bis dahin ebenso 9 Klafter tief 8 Monate unter der Erde verborgene Sonnenschwert, jetzt von selbst wieder ans Licht, an die Oberfläche kommt, immer wieder von dem an die Stelle des über seine 72 Königreiche waltenden Wintergottes Beligan getretenen mit 72 Königreichen bekannten Tragemunt oder hier auch von dem falschen Juden im Brunnen- oder Meerwasser gewaschen und auf die Erde unter die Sonne gebreitet. Wenn nun der Graurock zur Winterzeit in der Erd- oder Meerestiefe geborgen, auch beim ersten Hervortreten an das Tageslicht noch in des alten Winter- und Todesgottes, hier Eises Gewalt und Besitz bleibt, während dann Orendel nur insofern, als er der Alte und der Junge, Vater und Sohn, Eise und Orendel, in einer Person ist, auch Graurock heißen kann, an sich aber schon verjüngt aus dem Graurock bald, wie noch die Pfingstschützen, zum Grünrock hätte werden sollen und nur nach seiner Wesensgleichheit in demselben, aber immer neu gestalteten, mit ihm wachsenden, ergrünenden und später wieder erbleichenden Rock, ähnlich wie Theseus auch nach seiner Errettung doch noch mit dem schwarzen Segel statt des weißen zum alten Aegeus, dem deutschen Eigel entsprechend, zurückkehrt, so verstehen wir, wie bedeutungsvoll schließlich doch der Graurock grade an König Eigels Reich in Trier haftet als dem winterlichen Reich, hier zurückgelassen, hier im Steinsarg begraben, ja mit dem Orendel selbst nach dem alten Heldenbuch zusammen begraben gedacht werden mußte. Eben dort war das Reich des Todes und zur Julzeit des Wiedererstehens oder nach heidnischer Kosmologie und christlicher Deutung des Weltunterganges und Endgerichtes, wann Christus-Orendel einst mit seinem Graurock wiederkommt und aufersteht zum großen Gerichtstag am St. Stephanstag. Ja, ich möchte darum glauben, daß selbst der Steinsarg in unserer Orendeldichtung, so sehr er mit dem Marmorsarg in Zaphat zusammentrifft, zwar wie vieles andere die Verschmelzung der Tunika Christi mit dem Graurock

Orendels begünstigte, aber ursprünglich eng mit dem Grabe Orendels verbunden, eigenthümlich unserer Sage angehört. Christi Rock wird im Marmorsarg gefunden, vom Juden Simon, Jakobs Sohn, ererbt, angezeigt, von den Patriarchen leicht wie die Bundeslade getragen, indem man dabei an das steinerne Grab Christi denken mochte, und wird so von jeher vielfach in der christlichen Kunst als im geöffneten Steinsarg liegend, dargestellt. Nach unserer Dichtung wird beides völlig umgekehrt. Der Jude nimmt und erhält ihn aus dem Grabe; erst vom Herodes bedroht, verwahrt er ihn im Steinsarg, der sich leicht mit dem Kleid dem winterlichen Sonnenlauf entsprechend, 72 Meilen bis ins Meer bewegt, wo er in der Meerestiefe sein Grab findet. Der winterliche Meergott selbst als Siren gedacht, öffnet zu seiner Zeit den Steinsarg und bringt mit dem neuen Leben der Natur den Rock an des Wassers Oberfläche und an den Meerstrand. So ist hier wie in der Erd- und Meerestiefe durch den Steinsarg im Meer oder zu Trier in der Erde nur, wie im Bauch des Wallfisches, das Ersterben und Begrabensein alles natürlichen Lebens zur Winterzeit aufgefaßt und dargestellt. Menschlich gedacht muß der Gott Orendel selbst sterben und wird mit seinem Naturkleide nach altnordischer und deutscher Sitte in einem Steinsarg begraben. „Orendel starb in Trier und leit zuo Trier begraben" wie es in der Vorrede zum alten Heldenbuch heißt, natürlich mit seinem Graurock im Steinsarg. Wir wissen nun zwar aus Tacitus Germ. 26, daß bei den alten Deutschen die Todten verbrannt wurden; aber dies war nicht ausschließlich der Fall. Im Steinalter und auch später finden wir nicht nur steinerne Grabkammern, sondern auch, wenngleich seltener, rechteckige Grabkisten und Steinsärge, wie solche zumal das nordische Museum in Kopenhagen aufweist. Auch die im Atlamal der Edda Str. 101 von Gudrun bezeichnete Begräbnißweise: Kista steinda ſwie Sigrdr. Str. 34, gehört als solche nicht der christlichen, sondern der heidnischen Zeit an, vgl. Lange Sagenb. II, 93. Wir hätten hier also, wie früher ausgeführt, in Orendels Grab wie in Eigels Grab zu Trier einen Orendelstein, ein altheidnisches Steingrab. Es wäre nun nicht unmöglich, den Grund dafür, daß, wie es in der Vita Agricii hieß,

verissima maiorum relatione didicimus, jene Vermuthungen im Volk über andere in einer arca im Dom verborgene Reliquien neben dem Nagel vom Kreuz Christi, und zwar die Gedanken an den ungenähten Rock oder an das Purpurkleid oder an die Sandalen hervorgerufen wären durch die im Volk erhaltene Sage von dem dort im Steinsarg mit seinem Rock und seinen Sandalen, die wir bei Orendel bald kennen lernen, begrabenen Orendel. Und Reliquien, die einmal vermuthet wurden, mußten sich dann auch finden, da freilich Orendels Rock aus der Phantasie schwerlich in die Wirklichkeit übersetzt, gefunden wurde. Knüpfte aber die Vorstellung des Volks von jeher die Existenz der alten Göttergräber und -Steine gern an dort später von den Römern auch errichtete Gräber und Denkmäler, so lag hierzu bei Orendel um so mehr Veranlassung, als in der That der Dom zu Trier die Spuren altrömischer Architectur in sich schließt; der h. Nicolaus, in dessen Altar früher bis 1196 Orendels oder Christi Rock bewahrt wurde, als Patron der Schiffer die nächste Beziehung zu Orendel hatte; Christi Rock ausdrücklich, wie Orendels Frühlingskleid, am Frühlingsfest den 1. Mai 1196 und seitdem oft dem Volke zur Schau gestellt wurde. Wie sonst vielfach, wäre Altheidnisches zu christlicher Sitte und Bedeutung umgewandelt worden. Als im J. 1514, alsbald nach der neuen Auffindung und Ausstellung des Rockes auch zur Frühlingszeit 1512, Leo X. am 1. Februar der Reliquie seinerseits die neue Bestätigung gab, hieß es (Gild. u. v. Syb. 109), daß den Dom St. Peter in Trier St. Helena im Palast des Kaisers Constantin habe bauen und daselbst die ungenähte Tunika Christi habe niederlegen lassen. Es würde sich fragen, ob nicht auch einige der andern ungenähten Röcke Christi einer ähnlichen Anknüpfung an die Volkssage ihren Ursprung verdankten, wenigstens von dem Rock zu Moskau heißt es (vgl. Gild. u. v. Syb. Nachtr. 16): „Der Georgier, der den Rock unter dem Kreuze erlooſt hatte, schenkte ihn seiner Schwester, und diese hielt ihn so werth, daß sie sich damit begraben ließ. Aus ihrem Grabe sproß sogleich ein großer Baum auf und dies veranlaßte später den Persischen König, das Grab öffnen und den Rock herausnehmen zu lassen. Nach Moskau gebracht, wirkte er

viel Wunder an den Kranken und bleibt immer erhalten, soviel er auch wirkt."

Wie nun aber der Gott jetzt noch zur Winterzeit seine frühere Blöße mit dem neuen Kleide zu bedecken beginnt, so thut dies eigentlich vielmehr noch dem Niörd zur Seite die Nerthus oder hier dem Orendel zur Seite die mit der Fischerin-Königin zusammenfallende Breide. Wohl ist diese Fischerin, in der wir dem Fischerkönig zur Seite die winterliche Erd- und Meergöttin Frau Eise erkennen, von deren Verehrung als Schiffsgöttin Isis schon Tacitus berichtet, in Sammet und Seide gehüllt und steht inmitten ihrer Frauen hoch auf der Zinne ihrer Königsburg, wie Brunhilde auf Isenstein, aber man könnte sagen, dies ist nur geliehene Pracht. Es ist die sommerliche Herrlichkeit, die jetzt in ihr Winterreich hinabgegangen ist, womit sie sich umkleidet und die sie bald wieder abgeben muß. Darum sendet auch Frau Breide und Orendel ihr den kostbaren Zobelmantel, wenn die sommerliche Gottheit ihr Reich und ihr Sommerkleid an die winterliche Göttin abtreten muß, die sich in ihrem finstern, unwirthlichen Eispalast inzwischen an des Meeres Grund oder in der Tiefe der Erde damit bekleidet.

Wenn aber der Graurock und dieser Mantel in der Natursymbolik eine solche Bedeutung hat, so wird er uns auch in der Orendelsage nicht allein in solchem Sinn begegnen. Wir finden nun in der That diesen Gedanken auch sonst vielfach theils in gleicher, theils in verwandter Form ausgedrückt. Es hat denselben Sinn, wenn die Frau des Alexander von Metz diesem auf Gottes Rath bei seinem Scheiden, auch hier nach Rom oder dem h. Grabe, ein Hemd von weißer Leinwand näht und mit auf den Weg giebt, das durch die Kleider hindurchleuchtend, obwohl in dieser Sage der Naturssinn schon ethisch umgedeutet ist, alsbald schwarz werden soll, wenn sie indessen ihre Ehre verliert. Die Erdgöttin, seine Gattin, legt, als der Sonnengott von ihr geschieden, graue Mönchstracht, den Graurock an, geht ihm nach, um ihn aus seiner Dienstbarkeit durch ihren Gesang zur Frühlingszeit zu erretten. Auch hier werden Mann und Frau bei ihrer Wiedervereinigung nach der langen Trennung in die schönsten Kleider gehüllt. Aber als sie dann beide mit einander

gestorben, wird das wunderbare Hemd und das graue Mönchsgewand, das sie zur Winterzeit getragen und worin sie dem Leben abgestorben sind, mit ihnen in das Grab gelegt, und der Dichter kann sich darauf berufen, daß man noch zu Metz beides an ihrem Grabe sehen lasse; ihre Jahreszeit (gewiß wie in Trier den 1. Mai) begehe man fröhlich und Jung und Alt feiere ihre Tage. (Vgl. Gödeke, Deutsche Dicht. des Mittelalters 569; ein zwar verdunkelter Ueberrest dieser alten Volkssage hat sich dann noch im Volkslied „Der Graf von Rom" erhalten. Uhland Volksl. 299). Es ist ferner derselbe Gedanke, wenn der zur Frühlingszeit im Walde neugeborene Wolfdieterich in einem Hemd getauft wird, das, wie groß er auch wird, ihm doch immer gerecht ist; durch welches er am Brunnen, wo Rosen im Grase sich zeigten, von all den wilden Thieren, die zum Wasser kamen, den Eberschweinen, Hirschen, Bären und Wölfen unversehrt blieb. Denn auch hier tritt überall die Doppelnatur des Gottes als Licht- und Erdgott hervor: mit seiner verjüngten Sonnenkraft ist er unbezwingbar von des Winters Macht; darum macht ihn auch dies Kleid nicht nur in beständigem Wachsthum groß und schön, sondern schützt ihn vor Hieb und Stich im Kampf, daß selbst Feuer und Wasser ihm nichts schaden und daß er unbezwingbar in jedem Kampf den Sieg gewinnt. Ebenso heißt Else-Siegeminne, die dem Wolfdieterich ganz wie Frau Eise-Breide dem Orendel zur Seite steht, ihm ein Schiff von gutem Greifengefieder bereiten und ein seidenes Hemd hineintragen, worin St. Pankratien Heilthum wie bei Orendel versiegelt war. Das gute Gold des Gewandes leuchtet ihm, wie er unter der Linde beim lieblichen Gesang der Vögel entschläft, durch Panzer und Helm hindurch voll Licht und Frühlingswonne. Aber als die Zeit gekommen ist, wo er all die Sommerherrlichkeit verlieren und ablegen muß, da klagt er um die verlorene Geliebte, legt einen rauhen Kotzen an und verhüllt sein Sonnenschwert in einem Palmenzweige. Im alten Heldenbuch erkämpft er sich, wie Orendel friedlich, vom Riesen dessen Hemd, das war des Ritters St. Jürgen, das ihn in allen Kämpfen schützt. — In gleicher Weise läßt sich Dietrich von Bern mit den Seinen waffnen: sie ziehen Sammet und Seide über ihre Harnische und

setzen einen Kranz von Violen auf ihr Haupt; alle 12 Helden standen, als wollten sie jetzt zur Frühlingszeit einen Tanz machen, nach dem Gedicht von Hermanrichs Tod. Dies Kleid wird dann im Märchen von einem unschuldigen Mädchen die 7 Wintermonate stumm und schweigend fertig gesponnen und genäht, wie Orendels Rock statt dessen von St. Maria und St. Helena, daß es über den Verzauberten geworfen, ihn zur Frühlingszeit aus seinem Winterschlaf erlöst (Grimm M. 1052), wie die spinnenden Jungfrauen dem Hödur zum Kampf das vom Schwert undurchdringliche Gewand schenken (Saxo III, 118 u. 122), oder umgekehrt durchschleißt Siegfried der durch Odhins Schlafdorn in den Winterschlaf versenkten Brunhild mit seinem Sonnenschwert die Brünne und erlöst sie von ihrem enganschließenden, eisenharten Winterkleid.

Doch begleiten wir jetzt weiter unsern Orendel. Noch immer ist es winterliche Zeit, obwohl er das neue Leben bereits aus des Meeres Tiefe heraufgeholt hat. So wird er in des winterlichen Gottes Königsburg und Eispalast geführt. Aber der Gedanke, daß doch endlich der Junge des Alten Tod sein wird und muß, tritt schon darin hervor, daß die Alte dem Orendel zuerst feindlich begegnet, ihn, wie früher Eise, für einen Dieb und Räuber ansieht, der auch sie nicht unberaubt lassen werde, und noch räth, den gefundenen Graurock, der freilich eigentlich dem Orendel gehört, wieder in des Meeres Grund zu werfen, also das neu aufkeimende Leben, wie einst Orendels Zehe, zu vernichten. Sie ahnt, daß der Beginn des sommerlichen Lebens bald das Ende ihres winterlichen Daseins ist. Dazu tritt jetzt noch ein anderer Gedanke in der Sage auf. Der Gott des Lebens, des Sommers, des Sonnenlichts war in der Winterzeit zum Gott des Todes, des Winters, der Finsterniß geworden oder, sobald beide in zwei gesonderten Gestalten und Paaren einander gegenübergestellt wurden, der erstere ist jetzt dem letzteren dienstbar, unterthänig, zu eigen geworden als Knecht und Eigenmann. Das ist eine weitverbreitete Vorstellung, die uns bei den Griechen im Apollodienst beim König oder Unterweltsgott Admet begegnet oder durch den Dienst des Herakles beim Eurystheus ausgedrückt wird, die so verhängnißvoll überall beim Siegfried in der Nibelungensage hervortritt und schließlich zum Motiv für

die Katastrophe seines Todes benutzt wird. In gleichem Sinn ist hier Orendel Eises Knecht, dessen Dienst freilich im Gedicht nur noch begründet wird durch Eises Wohlthat und durch Orendels Bewerbung um den Graurock, aber doch überall durch die ganze Dichtung auch hier hindurchklingt. Noch ist des Winters Macht ungebrochen, noch muß der Sonnenjüngling trotz seiner täglich wachsenden Kraft dem Meister Eise dienstbar sein und zwar hier noch 6 Wochen lang bis zum Thomastage, bis zur Osterzeit: ähnlich wie Thor, wenn er sich erst wieder seinen Donnerhammer; Freir, wenn er sich erst wieder sein Sonnenschwert gewinnen; Siegfried, wenn er vom Schmiede Mimir, in dessen Dienst er bis dahin als Schmiedeknecht gestanden, sein Sonnenschwert neu geschmiedet erhält oder sich selbst schmiedet. Als nun endlich die „Hochgezit" des Osterfestes sich naht, da kann selbst Meister Eise und Frau Eise den Orendel nicht mehr unbekleidet lassen. Aber wie armselig, dürftig, knecht- und dienstmäßig ist noch, ganz menschlich gedacht, seine Kleidung und Ausstattung, so lange er in ihrer winterlichen Gewalt steht. Es war ein Niederkleid mit Rinderschuhen und ein Schiffermantel, jenem rauhen Kotzen gleich, wie die Erde noch im Winter und Vorfrühling gekleidet und ausgestattet erscheint in ihrer Knechtsgestalt. Aber solche Armseligkeit konnte dem Sonnenjüngling zum hohen, schönen Osterfest nicht mehr genügen. Er war traurig, weil er jetzt trotz aller noch andauernden und nur langsam sich lösenden Kälte und Erstarrung ein besseres Gewand beanspruchen konnte, bis er endlich, hier freilich nicht auf natürlichem Wege oder mit Gewalt, sondern durch göttliche Vermittelung und um den für Christi Rock zu zahlenden, durch den Judasverrath sanctionirten Lohn von 30 Goldpfennigen, den jetzt noch grauen, ja in Eises Besitz unansehnlichen, zerfallenen, aber als des sonnigen Orendels Eigenthum neuverjüngten, lebensvollen Rock vom alten Fischer Eise erwarb, als Knabe und Knecht von dem Alten. Was sonst nicht ohne Kampf und Gewaltthat erreicht wurde, da der Alte selbst mit dem Verlust unterliegen, dem Tod verfallen mußte, geschah hier, weil Eise in unserer Sage, zugleich ein Beweis für ihr Alter, mit Orendel mehr einig und eins gedacht wird, wenn auch nicht ohne Schwierigkeit, doch friedlicher. So

hat Orendel nun sein wie neugeschaffenes, neugeborenes, eben erst gewebtes Kleid, das mit ihm wächst und immer schöner wird, an seinen Leib gelegt, aber es ist zugleich für ihn als Sonnenheld sein Lichtgewand und wird für ihn als deutschen Recken und Weigand zum undurchdringlichen Kriegskleid. In demselben ist er wie Siegfried in seiner Hornhaut, Wolfdieterich in seinem St. Georgenhemd, Hother in seiner insecabilis vestis, besser beschlossen als in Stahlringen, von keinem Schwert zu treffen, zu erreichen, zu jedem Kampf in 15 Volksvigen gegen alle winterliche Macht jetzt gerüstet und gefeit.

4) Orendels Ankunft bei Breide, seine Waffenrüstung und seine Kämpfe um die Königin bis zur Vermählung.

Des Kampfes ist freilich noch lange kein Ende. Doch zieht er jetzt zur Osterzeit als der neubewehrte Sonnenjüngling aus seinem bisherigen Diensthaus und von seiner bisherigen Herrschaft entlassen, wenn auch noch so armselig ausgestattet aus, endlich seine eigene, freie Sonnenbahn wandelnd: darum so schnell, daß keiner ihm zu folgen vermag. Hat ihm doch der alte Fischer selbst sein Steuer mitgegeben, daß er jetzt selbst als Schiffer auf dem noch immer gefährlichen Weg durch das wetterische Meer der winterlichen Fluth die rechte Bahn hält. So eilt er fort über die glänzenden Gefilde. Aber des Winters Macht ist noch nicht gebrochen. Der eine Wintergott mit seinem winterlichen Sonnenlicht, mit seinem alles Wasser erstarrenden, gefrierenden Eise, mit seinen Winterstürmen, Unwettern, Schnee- und Hagelschauern zu mannigfachen Riesengestalten gesondert und so vom Fischer- und Schifferkönig Eise, wie auch Belian, getrennt und unterschieden, erhebt sich dem verjüngten, neuerstandenen, immer siegreicher waltenden Gott gegenüber zu immer neuen Angriffen und Kämpfen. Wie darum Orendel frei und ledig jetzt wunderbar schnell über das Gefilde auf seiner Sonnenbahn sich dahinbewegt, ereilt ihn, wie grade im März und April so oft der sonnenglänzende Himmel plötzlich wieder in finsteres Gewölk verhüllt wird, ein Schwark, ein winterlicher Riese, führt ihn über hohe Berge in einen tiefen, finstern Kerker und nimmt ihn

noch eine Weile gefangen, daß das helle Sonnenlicht sich für uns wieder in Schneeflocken und grauen Nebel verliert. Doch nicht lange, so ist er, hier wieder als christlicher Kreuzfahrerkönig, durch das Eingreifen der göttlichen Hülfe, seiner Bande ledig, und es gelangt nun der Sonnenheld zu seiner langersehnten, aber auch jetzt noch von den Wintermächten viel umworbenen, ihm immer von neuem streitig gemachten Erd- und Lichtgöttin, zu der aus dem winterlichen Reich und von des Winters Macht zu errettenden, zu erlösenden Breide, die hier nur, jenseit des wetterischen Meers, seit der Julzeit vom neuen Lichtglanz umstrahlt, mit ihrem Utgard zur Königin des h. Grabes umgedeutet ist. Wollen wir darum alles Folgende recht verstehen, so haben wir diese fremdartige Zuthat und Umhüllung ganz abzustreifen und bei Seite zu lassen. Aber unser Orendel, so sehr er jetzt wenigstens auf dem rechten Wege, wie Siegfried vor dem Drachenfels oder anders mit Gunther-Eise vor dem Isenstein, mit Freir-Skirnir oder Thor-Oervandil in Jotunheim oder Utgard angelangt ist, er ist noch immer in seinem winterlichen Licht und in seiner Erdenkahlheit arm, ohne Roß und Waffenrüstung, nur noch mit seinem Graurock bekleidet, wie der Ritter von der traurigen Gestalt. Ja jetzt in Utgard beginnt erst recht der eigentliche Kampf im März und April zwischen den winterlichen Mächten und dem neuen Frühling in der Natur, dem jugendlichen Sonnenheld, um die von beiden Seiten viel begehrte und beanspruchte Erde, die ebenso in ihrer Doppelnatur noch schwankende jugendliche Alte Breide-Eise, ganz wie bei den Griechen um die von den winterlichen Freiern und dem heimkehrenden Odysseus-Telemach umkämpfte Penelopeia, obgleich hier wie dort der endliche, immer entscheidender gewonnene Sieg nicht mehr zweifelhaft sein kann. Denn, wie wir es in jedem Jahr, jetzt zwar mit altkluger, einst mit kindlich sinniger Sympathie immer von Neuem erleben, trotz aller immer erneuerten Winterschauer, aller Stürme, Schneetreiben, Hagelschauer — es muß doch Frühling werden; denn die Sonne, sie duldet kein Weißes mehr.

In diese Frühlingskämpfe treten wir jetzt ein, wie sie gegen die zuerst noch von den winterlichen Riesenmächten selbst beherrschte, dann von Orendel erkämpfte, an Stelle des winter-

lichen Eispalastes und der wüsten Babylonie (= Utgard und Jotunheim oder Nifleheim) getretene, zur Sonnenburg gewordene Königsburg der ebenso gewandelten Breide und gegen den immer siegreicher werdenden Sonnenjüngling von all den Riesenkönigen immer von Neuem und immer vergeblich unternommen werden, bis all ihre Angriffe abgeschlagen, alle Schreckensgestalten überwunden und vernichtet sind. Dieser Verlauf wird auch darin angedeutet, daß anfangs die Kämpfe in den Burghof selbst, dann vor die Burg und zuletzt immer weiter von der Burg, jetzt als Asgard, entfernt verlegt werden. Die Kämpfe selbst sind natürlich in der Ausgestaltung des Naturmythus zur Heldensage ganz in deutsches Gewand, in die deutsche Rittersitte des 12. Jahrh. gekleidet, nur daß, zur bequemen Scheidung auch für unser Verständniß, alles dem Sonnenpaar Verwandte, Befreundete als christlich, alles ihm Feindliche als heidnisch, sarazenisch, syrisch mit orientalischer Zuthat, wie nach der Berührung mit dem Morgenlande durch die Kreuzzüge dies begierig von den deutschen Dichtern ergriffen wurde, aufgefaßt und dargestellt wird. Gleichwohl wird auch hier wie bei den Templern, so noch mehr bei der Umwandlung der Heiden zu Christen durch die Taufe, oder umgekehrt bei dem Abfall, der Untreue, der Meineidigkeit die Doppelnatur der ursprünglich einigen, nur mit dem wechselnden Naturleben sich wechselnden Gestalten hinreichend angedeutet. Wir lassen darum die fremdartige Einkleidung und Umdeutung möglichst bei Seite und heben nur die einzelnen Kämpfe der ursprünglich Utgard und Jotunheim angehörigen Riesengestalten als der einzelnen auseinander gelegten Personificationen der verschiedenen Wesensbestimmungen an dem einen winterlichen Todesgott hervor. So sind die einzelnen nach einander gegen Orendel auftretenden Riesenkönige an sich nur ebenso viele Ausgestaltungen des Wintergottes, den wir bereits theils als Eigel, theils als Belian, theils als Eise kennen gelernt haben, anzusehn, nur daß letzterer in unserer Sage, ganz dem ursprünglichen Wesen entsprechend, mit Orendel vermischt ist, so daß sich Eise zu Orendel und später Orendel zu Eise, ebenso Frau Eise zu Breide und später Breide zu Frau Eise entpuppt, ganz wie in jener verwandten Sage Hug- zu Wolfdietrich, Else zur Siegeminne sich umwandelt und verjüngt.

Achten wir jetzt auf das Einzelne, so wäre uns von hohem Interesse, zunächst in Rücksicht auf die einzelnen Namen, welche den wechselnden Riesengestalten beigelegt werden, aufs Reine zu kommen. Aber abgesehn, daß sie vom Dichter und von der Sage bereits christlich umgedeutet als David und Daniel, an sich verwischt sind, ist theils ihre Ueberlieferung in der Handschrift wie im Druck von 1512 so verworren, theils auch ihre Einreihung sonst in die deutsche Sage oder ihre willkürliche Anlehnung an sonstige geschichtliche oder geographische Namen so willkürlich oder abenteuerlich, daß es schwer hält, hierfür einen festen Boden und Anhalt zu gewinnen. Nehmen wir ein Beispiel. Heißt in unserer Dichtung der König im wüsten Babylonien mit 72 Königen Beligan, wie im Morolt, so finden wir im König Ruother, wo die ganz entsprechende Sage sich statt an Jerusalem erst an Constantinopel mit seinem Hippodrom angerankt hat, so daß das trennende Meer die Ueberfahrt von Bari nach Constantinopel wie hier nach Cypern und Akkon bildet, als König desselben Babyloniens = Utgard den Ymlot, der mit Constantin vom Dietrich-Ruother seiner Macht und Tochter beraubt wird. Dagegen erscheint im Heldenbuch der Tod als Abgott, dem der Heide Belligan dient, da dieser selbst der winterliche Todesgott ist, bis ihn hier Wolfdietrich, wie in unserer Dichtung Orendel, überwindet. Pellian oder Pelligan, wie im Roland und Biterolf, dürfte in unserer Sage mit Belian zusammenfallen, da auch er aus der Wüste kommt. Heißt der vor ihm kommende Riese Bebyam oder Liebmann, so heißt er im Gedicht Biterolf und Ditleib 306; 311; 1371, wo alle Helden in eine arg verwirrte Geographie eingefügt werden: Beligan von Libya, der haet ûz Persia wohl 80,000 Heiden, der vil riche fast wie von Babilon Mercian dem König Etzel zu vergleichen.

Zuerst also sieht Orendel, nachdem er vor der Burg bei der Messe der Templer, zu der er ankommt, zuletzt allein geblieben, doch nicht zum h. Mahl geladen, von Niemand freundlich begrüßt, den Burghof betreten hat, vor der inmitten ihrer 12 Jungfrauen weilenden Königin Breide viele Ritter mit rothen und grünen Bannern im Turnier sich tummeln. Solch christlich ritterliche Färbung hat die Erscheinung und Ausstattung von Breidens

Burg in unserer Dichtung angenommen. Ist doch sein Eingang in die Burg, die sonst immer dem Pförtner oder Besitzer, wie wir noch später sehen, das Leben kostet, hierin auch nur durch die Umgestaltung der Sage zur Eroberung und Vertheidigung des h. Grabes verdunkelt. Denn auch hier bleibt die Frage ungelöst, wie Orendel überhaupt in diese Burg Eingang finden konnte, wo doch seine Hand gegen jedermann und jedesmannes Hand gegen ihn war, selbst die einzige Königin nicht ganz ausgenommen, die ihn freilich längst ersehnt hat, um von ihm aus des Winters und der Riesen, hier der Heidenkönige Macht, befreit und erlöst zu werden, die aber dennoch wie die Erde zur Aprilzeit mit der Sonne gewissermaßen Versteckens spielt, daß sie sich einander kennen, wollen, lieben und vermählen, aber auch wieder nicht kennen, wollen, lieben und vermählen. Den eigentlichen, richtigen Hergang giebt uns die Götter- und Heldensage, auch das Volkslied und Märchen sonst in vielen treffenden Zügen und Wendungen an. Hören wir zwei für uns auch später noch wichtige Beispiele.

Im Fiölvinnsmal ähnlich wie im Grogaldr der Edda heißt es: Der Sonnenjüngling Svipdagr ist nach Utgard vor die Burg der Menglada gekommen, über die feuchten Wege zum Riesensitz, als Fremdling und freundloser Bettler vom Wächter Fiölsvidr hart angelassen. Da steht er vor dem Eingang die Waberlohe umwandelnd, wie Freir-Skirnir und Siegfried, vor dem alle hier im Tode fesselnden Gitter Thrymgialla und Mauerkranz Gastropnir um die jetzt im neuen Lichtglanz goldstrahlenden Säle. Noch ist ihm kalt in seinem Licht von Winterstürmen umrauscht, darum nennt er sich Windkaldr. Die Burg ist außerdem von zwei schrecklichen Höllenhunden Gifr und Geri bewacht, die in ihrer Tag- und Nachtwache mit einander wechseln und niemand einlassen. Hoch ragt hier noch der Weltenbaum Mimameidr, dem weder Schwert noch Feuer schadet, auf dessen Zweigen oben der winterlich schwarze Hahn Windofnir mit seinen zwei Flügeln, wie sonst der Riesenadler Hräsvelgr, die Winterstürme erregt. Wer als Sonnenjüngling diesen Ersten aller Wind- und Wetterhähne seiner Flügel beraubt, daß die Winterstürme schweigen, der hat auch den beiden Höllenhunden die Macht genommen, und wenn er dann noch die in jenem zum rothen Hahn in der

Julzeit sich wandelnden Wettermacher verborgene blinkende Mond- und Sonnensichel gewinnt und mit derselben von der winterlichen Göttin Sinmara die Wünschelruthe des neuen Lebens in der Natur, Hávatein, erhält, um damit dem winterlichen Hahn und Gott den Tod zu geben, der vermag die Pforten der Hölle und des Todes zu sprengen und mit der bis dahin winterlichen, jetzt verjüngten Licht- und Erdgöttin, die mit ihren 9 Jungfrauen den Menschen Gesundheit verleiht und besonders die Helferin in den Nöthen der Frauen ist, sich zu vermählen. Das ist der jugendliche Sonnenheld Svipdagr. Denn kaum hat er nach der Einkleidung dieses Gedichtes der Edda solche Kunde vom Wächter erfahren, als er bei der jetzt mit ihm aus „der alten Dise des leuchtenden Lehms" verjüngten Menglada, der im Mondlicht strahlenden Freia, anfragt, ob seine Minne sie noch erfreue. Da müssen, was hier nur gewünscht wird, dem Wächter und winterlichen Gott Fiölsvidr oder Hahn Windofnir die im neuen Sonnenglanz strahlenden Raben am hohen Galgen die Augen aushacken. Der langersehnte Sonnenjüngling, dem die Hunde schmeicheln, vor dem die Mauer, das Gitter mit der Waberlohe sich auseinanderthut, wird im beseligten Schauen mit Gruß und Kuß empfangen, nachdem sie hier auf dem Hyfiaberg in der winterlichen Sonnenburg, wo Heilung und Trost allen Leidenden und Kranken wird, Nacht und Tag nach ihm ausgeschaut hat, so daß jetzt beider inniges Liebessehnen nach der langen Trennung gestillt wird in ewiger Freude.

Mit Groas Erweckung im Grogaldr der Edda werden wir alsbald zum Orendel, den wir als Groas Gemahl kennen, der in jedem Frühjahr zu seiner im Frühlingsgrün erwachsenden Groa, wie hier zur Breide, heimkehrt, zurückgeführt, nur daß hier ganz wie Frau Else-Breide die Groa als die Alte und die Junge zu denken ist. Der Sonnenjüngling erscheint auch hier am Todtenthor, aber er ruft die unter der Erde im Todesschlaf ruhende winterliche Mutter und zugleich künftige Gattin ins Leben zurück, von ihr selbst zu diesem Ort des Todes in der Julzeit geladen. Doch um zu seinem Glück, zur Vermählung mit der Geliebten in der Frühlingszeit, zu gelangen, bedarf es für ihn, d. h. für unsern Orendel, wie wir schon gesehen, einer

langen Wanderung, bis er zuletzt durch ihre Hülfe unverletzt zum Ziele gelangt. — Dies der ursprüngliche Sinn des Grogaldr, den wir unten noch eingehender zu betrachten haben.

Beides finden wir dann in dem höchst anziehenden dänischen und schwedischen Volkslied vom Jungen Svеidall-Svipdagr oder schwedisch Svedendal (Grundtvig Danmarks gamle folkeviser II, 239, vgl. Lüning Edda 23 und Afzelius Svenska Forns. 2, 284), wie Grundtvig richtig erkannt hat, verbunden. Hören wir in Kürze den Inhalt. „Der junge Svеidall wollte Ball spielen. Es ist zwar erst zur Julzeit, aber der jetzt in sichere Aussicht gestellte Frühling wird vorausgesetzt, vorweggenommen und nach der im fernen Winterreich von Freir jetzt erkannten Geliebten wird nach jetzt noch im Zuwerfen erhaltenen Sitte der Ball geworfen. Da fliegt der Ball, es ist sein neues Sonnenlicht gemeint, in den Jungfrauensaal. Er ging dem Balle nach und gewann durch den Anblick der Jungfrau große Sorge im Herzen, wie Freir von der Gerda: er soll keinen Schlaf und keine Ruhe finden, bis er die schöne Jungfrau aus ihrer langen Winterqual erlöst hat. Der junge Svеidall hüllt sich jetzt noch in der winterlichen Kälte in seinen Pelz als Windkaldr und zieht hinaus auf schweren, gefahrvollen Wegen, wie Thor-Orendel zur Groa, seine Mutter aus ihrem Winterschlaf zu erwecken. Und wie er vor den Berg kommt, der Sonnenheld, da spaltet sich vor seinem Blick die Mauer und der Marmorstein und die schwarze Erde fällt vor ihm nieder. Die Erdgöttin ist wie Brunhilde und Dornröschen durch den Kuß des Sonnenlichts aus ihrem Winterschlaf erweckt und fragt, wer ihren Schlaf und stillen Frieden in der schwarzen Nacht und unter den harten Hallen störe. Es ist Groas Erweckung. Der junge Svеidall will auch hier den Rath der mütterlichen Göttin hören, wie er die stolze Jungfrau erlösen könne, von der ihm seine Stiefmutter und Schwester, da er jetzt selbst noch in der winterlichen Gewalt ist, gesagt. Da verspricht ihm nun die Mutter alles, was sie den Winter über selbst mit sich von den sommerlichen Schätzen fort und hinabgenommen in ihr finsteres Reich: das nie ermüdende, über die Salzfluth wie über das laubgrüne Land dahineilende Sonnenroß, das immer Sieg verleihende, im Drachenblut gefärbte Sonnen-

schwert, Adelring, wozu noch das Tischtuch und Trinkhorn, das ihm jede gewünschte Speise, jeden Trank, wie das Tischchen deck dich, gewährt, wie denn der sommerliche Tisch durch Gottes Gnade immer reich für uns von Neuem gedeckt wird; ein Schiff, das wie Freirs Skidbladnir mit dem Sonnenlicht über Land und Luft und Meer dahinfliegt; einen nie zu leerenden Beutel, wie den Nibelungenschatz, einen alle Schlösser lösenden Schlüssel, dazu Sattel und Stiefeln, wie sie zur Ritterausrüstung gehören. So gerüstet, springt der junge Svеidall auf sein muthiges Roß und eilt zunächst über das breite, wilde Meer und durch die noch winterlich dunklen Wälder (mörke skoffve), bis er zu dem Schloß kam, in welchem seine Braut (festemö) schlafen sollte. (Soweit hatten wir auch Orendel begleitet.) Er ruft zuerst den Wächter oder Viehhirten an wie Svipdagr, ob hier eine Jungfrau im Schlosse sei; wenn er ihm Bescheid gebe, wolle er ihn zu einem Herrn und Ritter machen, sobald er König in diesem Lande geworden, denn daß er dies werden wird und muß, ist für ihn ausgemacht. So erfährt er: Die Planken sind von hartem Eisen, die Pforte ist von Stahl und wohl acht Winter (wir hätten acht Monate zu erwarten) sind vergangen, seit die Jungfrau nicht die Sonne gesehn. Drinnen stehen die winterlich wilden Thiere, der Löwe und der wilde Bär oder gar 12 schneeweiße Bären als Wächter davor, daß nichts Lebendiges Eingang finde, als der junge Svеidall-Svipdagr allein. Da setzte sich der junge Ritter auf sein Roß, ritt an die Mauer, gab dem Pferd die Sporen und sprang wie Hermodr über das Todtengitter, mitten in den Burghof hinein, wo der Löwe und der wilde Bär, ganz wie vor Orpheus, Herakles und Dionysos in gleichem Sinn der Cerberos, zu seinen Füßen als vor ihrem Herrn niederfallen. Aber auch der früher entlaubte Wald und Baum, der jetzt durch ihn mit Groa zu neuem Leben zurückkehrt, erkennt in ihm seinen Herrn, wie Mimameidr oder Yggdrasill statt des winterlichen Windofnir oder des Juden, der seine goldenen Blätter ihm früher abgestreift und in den Sack gesteckt: die Linde mit ihren vergoldeten Blättern, die beuget sich nieder zur Erde. So erhob sich nun die stolze Jungfrau, im schwedischen Volkslied als Freia Spegelklar, die lange im Schlummer (dualle) gelegen hatte, als sie

seine Sporen klingen hörte, nachdem sie von der bösen Stiefmutter so lange in ihren Todesschlaf gesenkt war. Jung Sveidall geht zu ihr zur Thür hinein, wo sie ihm entgegenkommt und ihn begrüßt: Willkommen, jung Sveidall, edler Herre mein; habe Dank, Gott Vater im Himmelreich, er hat uns beide von Pein erlöst. Jetzt haben sie beide, nachdem sie ihm ihr Königreich übergeben, all Angst und Harm überwunden und ruhen einander so freudenreich in den Armen."

Vergleichen wir hiermit unsere Orendeldichtung, so sind die einzelnen Züge wegen der Beziehung auf das h. Grab schon mehr verdunkelt, aber doch noch, wenn auch in einer zum Theil veränderten Reihenfolge, wo die Kämpfe um den Besitz der Königin in diesem Zusammenhang in den breiten Vordergrund gerückt, die Hauptsache bilden, im Wesentlichen übereinstimmend. Nachdem er sich vor der Burg mit Leib und Seele dem Dienst des h. Grabes statt der Königin, ergeben, unfreundlich beim Dienst der h. Messe vom h. Abendmahl, statt vom Empfange in die Burg, ausgeschlossen, traurig vor der Burgmauer gesessen und so von dem Burgmann, statt des Pförtners, als Graurock begrüßt wird, welchen Namen er nun für alle Zeit und für Jeden beibehält, auch erfahren, was es mit dem vom Burghof herschallenden Kampfgetöse auf sich hat, erhält er nun selber Einlaß und gelangt in den Burghof. Aber noch immer ist er trotz seines Graurocks ohne Sonnenroß und Sonnenschwert und alle übrige Ritterrüstung, da er in der Winterzeit alles verloren und eingebüßt hat. Die Erwerbung derselben ist hier eine andere, nicht wie bei Svipdagr von der Göttin, sondern ähnlich wie bei Odhin-Thors Sleipnir-Gullfaxi vom Hrungnir. Die Doppelnatur des winterlichen Gottes ist aber vielfach auch darin ausgesprochen und ausgeprägt, daß sie sich nach ihren beiden Seiten in ein Brüderpaar je von guter, freundlicher und von schlechter, feindlicher Art auseinandergelegt hat, von denen, wie in Orendel-Eise, hier in Mercian-Scrudan, später in Warmund (Gudmund, Asmund, Tragemund, u. s. w.) Berwin, die eine mehr die künftige sommerliche Seite, die andere die frühere winterliche Seite hervorkehrt, beide aber noch den Gott nach seiner Winternatur darstellen. Wie nun Orendel über den Burghof geht,

sieht er den König Mercian mit seinem Bruder Scrudan in einer Laube auf einem wie die Sonne leuchtenden Schachbrett Schachzabel spielen, wodurch der Brüder verschiedene Natur und Widerstreit bereits angedeutet wird, tritt an sie heran und bittet sie um ein Roß und um einen grünen Schild: wenn er im Streit unterliege und sie verliere, wolle er, in dem oben ausgeführten Sinn wie bei Eise, ihr Eigenknecht sein. Bedenken wir, daß hier Merzian-Scrudan eigentlich an Eises Stelle getreten ist, so werden wir uns nicht wundern, daß später jener ebenso wie dieser den Orendel als seinen Eigenknecht in Anspruch nimmt, was Orendel zwar in der Verschiebung der Sage willig dem Eise gegenüber, doch nicht für Merzian anerkennt. Aber ebenso wie Eise früher im Besitz des Graurocks, der er auch selbst war, ist auch Merzian-Scrudan jetzt noch im Besitz des Sonnenrosses, das mit dem grünen Schilde in der grünen Laube, womit auch die hier wallenden grünen und rothen Banner in Verbindung stehen, jetzt im März und in der Frühlingszeit auf den jugendlichen Sommer- und Lichtgott Orendel übergehen muß. Alles neu im Sonnenlicht, im jungen und noch spärlich aufschießenden Saaten- und Laubesgrün sich erneuernde Leben der Natur ist noch immer in ihrer winterlichen Gewalt und muß vom Orendel erst erkämpft werden. Auf der andern Seite haben wir festzuhalten, daß Orendel selbst der aus dem Wintergott sich erneuernde Licht- und Frühlingsgott, aus Eise sich herausarbeitende Orendel ist, der seine alte Winternatur noch selbst an sich trägt und erst allmählich abzustreifen vermag in fortschreitender Verjüngung. Daher verstehn wir es, daß er, zumal in seinem Graurock und mit seinen Rinderschuhen, von Scrudan, der doch selbst der winterlich struppige Waldmensch ist, noch Waldbauer gescholten werden kann; wie Mercian den Graurock als vom Teufel d. i. dem winterlichen Todesgott gesendet, an der Hölle Grund verwünscht: wie Breidens Bote Schiltwin von Orendel als einem noch ganz winterlichen Wesen jetzt zur Osterzeit, wo einst der winterliche Osterwolf als Opfer fiel, sagen kann, daß er ihn gräulich angesehen, grimme, zornwolfliche Blicke auf ihn gerichtet habe als der noch immer winterlich feindselige, ornige, in seiner Wolfsnatur wie Zeus Lykaios erscheinende

Licht- und Sonnengott. So ist auch das vom Mercian ihm überlassene Roß, wie beim König Eugel, als Hrungnirs Gullfaxi noch winterlich finster und schwarz wie ein Rabe und kaum von andern zu bändigen, andere zertretend, während Orendel wie Odhin oder Freir-Svipdagr als der eigentliche Sonnenreiter es leicht nach seinem Willen lenkt. Er legt dazu eine dreifache Brünne und hier vorweg, obgleich später erst erkämpft, einen Helm mit Schild an, der so kunstreich gearbeitet war, daß er den ganzen Frühling in sich trug, daß wenigstens die Vögel des Frühlings, die Nachtigall und der Zeisig, darinnen sangen und ein goldner Falke darüber schwebte, als ob er lebendig wäre. Dazu paßt auch sein zwar später erst noch zu gewinnendes Sonnenschwert. Denn Orendel fängt wenigstens schon an zur Osterzeit zu sein, was er im vollsten Schmuck zwar erst 6 Wochen nach dem St. Thomastage zur Pfingstzeit wird, der Tannhäuser unserer sinnig später aufs Christliche bezogenen und umgedeuteten deutschen Sage, dessen dürrer Stab in jedem Jahr durch ein Wunder Gottes neu zu grünen und zu blühen beginnt. Aber noch ein sinnvoller Zug wird in Orendels neuer Waffenrüstung hervorgehoben, der ebenso bestätigt, daß der winterliche Gott in ihm sich gewissermaßen erst häuten, erst entpuppen und verjüngen muß, um als jugendlicher Sonnenheld zu erscheinen. Wie er sich ohne Stegreif in den Sattel seines Sonnenrosses schwingt, vermag er seine beiden ungefügen, breiten, rindsledernen Knechtschuhe, die er von seinem frühern in des Winters Macht dienstbaren Wesen, ganz wie den Graurock, noch an sich trägt, nicht in die neuen Steigbügel zu bringen, bis er sie abstreift, an die Erde fallen läßt und dafür jetzt, freilich nach unserer christlichen Dichtung auch wieder im wahren Sinne richtig durch Christ vom Himmel, zwei seinem jetzt erneuerten Wesen entsprechende güldene Schuhe erhält und anlegt, so daß er jetzt zum Kampf gerüstet ist als stolzer, freudestrahlender Held. Wissen wir doch auch sonst schon von den neuen Schuhen des erneuerten Sonnenjünglings nicht nur im Alterthum, sondern auch in unserer deutschen Sage wie im Märchen, wo neben dem Jüngling besonders das Aschenbrödel mit ihrem neuen sonnenstrahlenden Frühlingsschmuck, ebenso nach dem dreifach gearteten Götterwesen als Sonnenkleid, als Meergewand

und Blumenkleid, vor Allem an ihren Schuhen oder Pantoffeln erkannt wird. Ja, es wäre nicht unmöglich, daß die in Orendels Steinsarg neben dem Gewand vermutheten und später auch gefundenen Schuhe und Sandalen hieran anzuknüpfen wären. Wie aber Mercian unsern Held so glänzend sieht, da weiß er, daß es jetzt um seines Gleichen, seinen Bruder Scrudan geschehen ist. Das Bruderpaar stellt ihm eigentlich seine eigene Doppelnatur von ihm getrennt gegenüber, wovon die eine jetzt überwunden, in den Tod gegeben werden muß. Scrudan fällt und Mercian-Orendel bleibt. Bei Scrudan werden wir an die winterliche Waldnatur, an jene Waldmenschen, Waldschrats zu denken haben, die auch im Norden als Riesen erscheinen, struppig wie der Wald im Winter anzusehen und wie wir ihm alsbald mit den Thieren des winterlichen Waldes und Wintergotts verbunden, als wildem Mann begegnen, während neben und ihm gegenüber sein Bruder Mercian mit seiner grünen Laube und seinem grünen Schild, mit seinem Roß und glänzenden Tafelbrett dem Orendel zur Seite tritt und im Sonnenlicht zur Osterzeit im März in grünes Laub des Waldes sich zu kleiden anfängt. Nachdem nun der winterliche Scrudan gefallen und so Orendel in Mercians Waffenrüstung gesichert ist, da kann er jetzt zwar seiner Königin Breide sich nahen, aber dennoch ist zwischen beiden auch jetzt noch manche Trennung aufgerichtet. So sehr sie beide, Sonne und Erde, sich ersehnen, sich erkennen, auch sich haben, so ist es doch wieder, als könnten und hätten sie sich in dieser immer noch nicht vollen Frühlingszeit noch nicht. Breide hätte ihn lieber im Königsschmuck als im Graurock gesehen, und noch immer trägt er an sich die Spuren seiner winterlichen Natur, wie sie besonders Schiltwin an ihm bemerkt. Denn Schiltwin ist jetzt in Breidens nächster Nähe an Scrudans Stelle getreten, feindlich und verderblich, aber jetzt doch vor dem siegreich drohenden Winter-Frühlingshelden feig sich unterwerfend, Tücke im Herzen, aber ohne Wehr sich nahend und Breidens Huld verkündend. Durch diese und die nächste Unterwerfung kommt eigentlich Orendel, was durch Verwirrung der Sage nur vorweggenommen wurde, wie später in den Besitz des Sonnenschwertes, so jetzt erst in den Besitz des Schildes, dessen Hüter eben Schiltwin, wie sein Name

bedeutet, gewesen war. So schläft zur Winterzeit (Gr. M. 395) die Jungfrau als Helmjungfrau Grimhild, als Panzerjungfrau Brunhild unter der Brünne, unter dem Schilde und ist selbst die Schildjungfrau (skialdmaer) wie entsprechend der Gott, bis er zur Frühlingszeit wie mit dem Helm und der Brünne, so mit dem Sonnenschild und Sonnenschwert neu bewehrt wird.

Denn schon tritt der Wintergott in neuer Gestalt als der fruchtbare Riese Mentwin auf, der mit Schiltwin, obwohl hier getrennt, ebenso wie Mercian mit Scrudan, zusammengehört, und der wie Utgardloki den Thor, so den kleinen Graurock, denn als solcher erscheint er trotz aller Siege noch immer wieder, unter seinen Arm zu nehmen und an des Meeres Grund zu werfen droht. Graurock räth ihm dagegen, in sein Waldgereute zurückzukehren und sie kleine Leute zu ernähren. Er ist also eine neue Art Scrudan nur in erhöhter und gesteigerter Potenz, durch dessen Besiegung Orendel seiner Macht, seines Schmuckes, seiner Herrlichkeit sich bemächtigt und nun als Sieger an seine Stelle tritt. Auf den Namen Mentwin könnte uns ein Licht fallen lassen die Bezeichnung Mendelberg als mons gaudii, ferner jenes Brisingamen der Freia als Mondgöttin, wie er selbst den winterlich noch verhüllten Sonnen- und Mond- oder Lichtschild trägt. Denn schon kommt die Frühlingsfreude und Wonne immer herrlicher hervor, wenn sie jetzt auch noch in des Riesen Macht gebunden liegt und diesem vom Orendel erst abgekämpft werden muß. Sehen wir uns diese Frühlingswonne nur näher an, die Mentwin in seinem Schilde trägt, wie er hoch zu Roß, nein ganz hoch und darum orientalisch auf einem Elephanten, welcher dann im Gedicht als Meerrind bezeichnet wird, daher reitet. Sein Schild erglänzt von Perlen und Edelsteinen; aber er ist bedeutungsvoll jetzt noch von Fellen überzogen, darunter Sonne und Mond verborgen waren. Also es war freilich der Sonnen- und Mondesschild, der so lange entbehrte Lichtschild des Gottes, aber noch verhüllt und verdeckt in des Riesen winterlicher Macht. Dazu wird nun der herrliche Schmuck, der wohl eigentlich wie bei Mercian dem Schilde gebührte, auf den Helm übertragen, der zwar dort auch belaubt war. Wie es sei, die Bedeutung bleibt dieselbe, ob er den

Frühling im Schilde am Arm oder auf dem hohen Haupte an seiner Helmzier trägt. Also über ihm schwebte eine goldne Krone, in welche von rothem Golde eine schöne Linde gegossen war. An jedem Blättlein der Linde schwebte ein goldenes Vögelein. Dazu befand sich in der Linde ein Blasebalg mit sechs goldenen Röhren. Sobald der Riese denselben bewegte, sangen die Vögelein, als ob sie lebendig wären. Außerdem war noch in der Linde ein Rad mit tausend gülbenen Schellen, und wenn nun der Wind von dem Blasebalg wehte und das Rad bewegte und die Schellen klangen und die Vögel sangen: das war ein Gesang, dem kein Saitenspiel sich vergleichen konnte. Unter der Linde aber lag ein Löwe und ein Drache, ein Bär und ein Eberschwein ausgestreckt. Bei denen stand der wilde Mann aus Gold so natürlich gearbeitet, als ob er lebte und zu den Lüften schwebte. Da haben wir in schönster Harmonie Alles zusammen. Es ist als ob wir hier ein Abbild von der nordischen Esche Yggdrasill oder vom verjüngten Mimameidr in dieser deutschen Linde vor uns hätten, da jene auch nur kosmologisch zu einem Weltbaum umgedeutet ist und ganz dieselbe Bedeutung hat wie diese deutsche Linde. Ausgelassen ist hier nur, was wir mit Nothwendigkeit zuzudenken haben, am Fuß der Linde, wo die Thiere ruhen, der unentbehrliche Jung-Brunnen. Aber Alles vereinigt sich und stimmt zusammen, dem einen Gedanken Ausdruck zu geben, wie zur alten Weihnachtszeit, so zur Osterzeit, daß mit der wiederkehrenden Sonne, dem seit der Julzeit rückwärts rotirenden Sonnenrade der Sonnengott jetzt der deutschen Linde als schönsten Repräsentantin aller Bäume des Waldes, das Laub, den Blätterschmuck zurückgebracht hat oder doch zurückbringen will, daß er mit dem Blätterschmuck der deutschen Wälder, nachdem er das Sonnenlicht neu angefacht hat zur Wärme und zum Leben, alle Vöglein in den deutschen Wald zurückgeführt und allen voran der Frau Nachtigall im großen Sängerchor die Stimme, den Gesang wiedergegeben hat, so daß die ganze Natur in ihrem Grünen und Blühen, Rauschen und Singen zur herrlichsten Harmonie wie einst im Leierklang des Orpheus und Amphion vereint zum seligen Jubelchor höchster Freude und Lust zusammenklingt: so sollte es sein und so soll es einst werden,

das ist des Frühlings Botschaft und hoffnungsvolle Verheißung. Aber dies Bild der höchsten Herrlichkeit der Natur ist gewissermaßen verhüllt, wie an dem Schild auch Sonne und Mond. Denn unten steht der wilde Mann, wie noch als Stammhalter in unserm Königswappen, finster, struppig, feindlich anzusehn wie der Riese selbst mit all den winterlichen Thieren, die sein eigenes Wesen als Wintergott darzustellen, ihm zu Füßen: mit dem Drachen, wenn er im Sturmwind daherbraust, mit dem Löwen, der sich dem deutschen Bär zugesellt hat, wenn er im Winterschnee im grimmigen Zorn durch die Wälder jagt oder wenn er als winterlicher Freir mit seinem Eberschwein unter den Heerden und Menschen wüthet, bis er neu in seinem Licht in gleicher Gestalt sich entzündet und dessen Goldborsten im neuen Licht erglänzen läßt. Jetzt jedoch zur Osterzeit beginnt das neue Leben im Waldesgrün und Waldessang sich schon zu regen, nachdem der Gott den Blasebalg immer neu in Bewegung gesetzt hat, die Sonnenwärme zu beleben, zu entzünden, das Sonnenrad immer weiter umzuwenden. Denn wie wir am 1. Februar schon bei der Brigida gesehen, durfte auch das irdische Feuer als Abbild des himmlischen nicht mit dem sterblichen, unreinen Munde, sondern nur durch einen Blasebalg angefacht werden.

Orendels Aufgabe war es nun, den Bann des Riesen, des winterlichen Gottes, der noch auf solcher Naturherrlichkeit hindernd ruhte, zu brechen und so als siegreicher Sonnenheld mit all diesem Glanz sich selber zu bekleiden. Nach hartem Kampfe muß der Riese unterliegen und wird zum Schrecken der zu Breidens Genossen gemachten, ebenso wie Schiltwin, dem Graurock feindlichen Templer, von Orendel erschlagen, daß dieser — ein bedeutungsvoller Zug, der uns auch noch in dem Märchen häufig begegnet, — den Drachen, das winterliche Meerungeheuer, das Meerrind, als das aus dem Meer aufsteigende winterliche Sonnenthier, auch Nennir (hippopotamos) genannt (vgl. Grimm M. 458), hinter sich über den Tempelhof zieht, wie ein gebändigtes, zahm ihm folgendes Thier, das den Gott, der ebenso in seinem Drachen, Löwen, Bären und Eberschwein erscheint, auch selbst darstellt. So ist Orendel nun auch der Herr all seines Schmuckes, seines reichen Naturgeschmeides geworden, das er

sinnvoll wie ein milder König der fahrenden Diet, mit welcher unser fahrender Sänger selbst harmonirend hier seiner Zunft gedenkt, zur Mittheilung an die Armen und Reichen der Erde überläßt und zum Geschenke macht, wie der Frühlingsgott all seine Herrlichkeit, womit er sich und seine Gattin, die Erde, schmückt, nicht für sich behält, sondern freigebig und mildgesinnt an die Menschen, an die kleinen Leute der Erde zum Genuß vertheilt. Aber sein Sieg war nicht vollständig, wenn er nicht auch des Riesen Genossen mit ihrem Heer, wie ebenso bei Scrudan geschehen, in gleicher Weise bezwang. Darum überwand er dazu noch die 12 schrecklichen Heidenkönige mit ihrem Heer an 3 schönen Sommertagen, ganz wie später noch einmal geschieht. Nachdem Orendel so die Wintermächte mit ihren Stürmen und Wettern von Neuem überwältigt, wirft er jetzt wieder vorwärtsstrebend in seiner Kraft sein starkes Sonnenroß herum und läßt es hoch springen vor der Erd- und Lichtkönigin Breide. Denn mit jedem Siege kommt er ihr näher. Sie begrüßt ihn, obwohl er, in dem Sinn, den wir früher bezeichnet haben, ihre Mannen, die ihre Burg behüten sollten, erschlagen habe, so daß ebenso Frau Breide auch hierin wieder als winterliche Königin bezeichnet wird, die nicht bloß in der Macht, sondern auch in der Hut des winterlichen Gottes stand. Dennoch ergiebt sie sich jetzt an den siegreichen Sonnenheld: „Küsse mich, Jüngling, mich, eines Königes Kind;" denn sie ahnt, daß er der ihr verheißene, ihr bestimmte, von ihr ersehnte Orendel ist, der ihr Herr werden solle, obwohl sie ihn wegen seines Graurocks in seiner noch immer vom Winterkleid verhüllten Gestalt nicht sicher erkennt und er selbst noch in dieser Zeit des Jahres auf seine Armuth hinweist. Daran erinnert auch Mercian die Königin, daß er zwar Schläge erhält, weil er Orendel seinen Knecht genannt, auch von der Breide in Fessel geschlagen, aber wegen seines Bruders gelöst, nach dem wüsten Ascalon, also mit seinem winterlichen Märzenschnee gebunden und verbannt ins Winterreich entfliehen muß, während andrerseits Orendel in der Burg und Kemenate der Königin, nachdem er so lange arm, hungrig, elend gewesen, sich jetzt an all dem erneuerten, der Erde bald zurückgegebenen Vorrath von Fleisch und Fisch, von Brot und Wein

und aller Speise, die nur das Erdreich erzeugen möchte, erquicken konnte. Aber kaum waren 7 Tage ihm so in Ruhe vergangen, da nahet der winterliche Gott sich noch einmal, aus dem wüsten Winterreich, hier Ascalon, wohin sich eben Mercian zurückgezogen, in erneuter Kraft. Er kommt als schrecklicher Riese Liberian, in welchem wir den wilden Mann mit Eberschwein noch als Winterriese aufgefaßt, erblicken dürften. Wie es sich auch mit dem verdorbenen Namen verhalten möge, er kommt mit einem großen Heer von 14,000 Mann, legt sich diesmal vor die Burg der Königin und fordert den Graurock von der Königin, sonst wolle er ihr Reich verwüsten. Graurock ist zum Kampf bereit. Er besteigt sein Sonnenroß, legt eine mit Gold durchschlagene Brünne an, die wie die Sonne leuchtet, zieht aber darüber auch jetzt wieder seinen Graurock, in demselben Sinn wie oben das Sonnenschild des Mentwin Sonne und Mond noch verhüllt enthielt, weil Orendel noch nicht völlig frei von der Wintermacht geworden ist. Obwohl er nun früher Sporen, Schuhe, Brünne, Helm und Schild der Sonne als Sonnenheld erhalten, so fehlte ihm doch noch immer das eigentliche Waffen, das Sonnenschwert. Wie alle übrige Rüstung erhält er auch dieses hier nur wie Sveidall von der Sonnenkönigin, die es zur Winterzeit verwahrt, von ihrem Vater, hier David, ererbt, 9 Klafter tief unter der Erde verborgen hatte, in demselben Sinn, wie so auch der Graurock im Winter in solcher Erdtiefe verborgen lag. Das Schwert, das ihr Kämmerer zuerst bringt, ist das falsche, womit jetzt zur Frühlingszeit der schwache, immer mehr gelähmte Winter noch bewaffnet ist, das darum zerbrochen wird, wie einst Hrungnirs Steinkeule, hier wie auch sonst in 3 Stücke zerspringend, und dem hier zum Kämmerer gemachten alten Gott selbst den Tod bringt. Das ist der Sinn, wenn dieser hier, wie sonst von den Sonnenrossen, von der neuen Lichtgöttin, unter die Füße getreten wird. So bekommt endlich Orendel das aus der Erdtiefe neu mit dem erneuerten Sonnenlicht, das jetzt den Sieg über den schlimmsten Feind erkämpfen soll, hervorgegrabene „alde sahs“ des früheren Winterkönigs David, das bisher noch jedem den Sieg verliehen und dazu mit des St. Pankratius alles todte Leben erneuernden und beherrschenden Heilkraft versehen sei, und

erhält dazu den wohlbelaubten Helm mit der helllichten Krone des Königs. Hierauf schwingt er sich auf sein Sonnenroß und reitet allein zum Hofthor hinaus dem schon fernkämpfenden Riesen Liberian entgegen. Er hieb mit seinem guten „scar sahs“ dem Riesen das Haupt ab und durchbrach nun an drei Sommertagen dessen gewaltiges Heer, daß er am ersten Tag den einen Theil in das wilde Klebermeer trieb, am zweiten Morgen den andern Theil in das wetterische Meer jagte, am dritten Tag den letzten Theil fern in einen finstern Tann verdrängte. So hat er diese ganze Macht nach Utgard in das winterliche Todtenreich zurückgetrieben auf des winterlichen Meeres Grund und in des winterlichen Waldes Finsterniß, daß er jetzt siegreich zu der so lange um ihn trauernden Königin Breide zurückeilt. Schon begrüßt sie ihn, als er jetzt nach diesem neuen Siege über die Heide auf der Sonnenbahn zu ihr heimkehrt, inniger und freudiger als ihren Herrn. Aber auch jetzt noch fühlt er sich ihrer nicht würdig und nimmt ihre Rede als Spott auf, obwohl sie jetzt selber dem streitmüden Mann mit der schon im griechischen Alterthum bekannten Symbolik ein Bad bereitet und die Füße wäscht. Denn auch bei ihr ist das Wesen der Gottheit zwischen Licht- und Erd- und Meergöttin getheilt, so daß er von seiner Sonnenbahn aus dem Kampf gegen die Kälte, die Stürme und Wetter der Aprilzeit zurückkehrend, sich in der Meeres-Fluth badet, in ihrem Schooße ruht, bei seiner geliebten Göttin Breide Ruhe und Erquickung findet. Ja sie legt ihm jetzt auch als Erdgöttin dem Erdgott, einen neuen kostbaren Zobelmantel an, daß Orendel und die Erde nun aufs herrlichste statt mit dem Graurock, mit der grünen, golddurchwirkten Blätter-, Blumen- und Blüthendecke, dem neuen Mantel der Breide-Groa, umhüllt und bedeckt ist im kostbarsten, glänzendsten Frühlingsschmuck.

Jetzt setzt sie ihm als ihrem König und Herrn dazu die goldene Krone auf das Haupt, die auch König David trug zu seiner Hochgezit, weil er selbst nichts anderes als dieser neuentstandene, verjüngte König David ist, wie er hier genannt wird. Darum mußte sich jetzt endlich zur schönen Maienzeit die längst ersehnte, endlich erkämpfte Verbindung des Licht- und Meer- und Erdgottes, weil jetzt alle feindlichen Mächte, welche bisher

die Königin in ihrer Gewalt hatten oder bedrängten, mit der Licht- und Meer- und Erdgöttin die vom Weihnachts- bis zum Pfingstfest vorbereitete Vermählung, das Hochgezit, erfüllen. Und so sollte es in der That auch sein. Aber da kam durch einen Engel wieder die Gottesbotschaft, daß er erst von jetzt an über 9 Jahre oder wie wir besser rechnen, über 9 Monate der Minne mit seiner Königin Breide pflegen solle, daß er darum wie Siegfried zwischen sich und Brunhilde, so jetzt zwischen sich und Breide sein Schwert legte, und als diese ihn fragte, ob das bei ihm so Landessitte wäre, und sie dann von ihm die Engelbotschaft erfuhr, erklärte sie, noch gern so lange warten zu wollen, was sich später auf ähnliche Weise nach Jahresverlauf noch einmal wiederholt. Wohl hat sich insbesondere auch dieses Zuges die christliche Umdeutung bemächtigt, um daran, wie mit besonderer Emphase am Schluß der Dichtung geschieht, die Entsagung, den Cölibat, das Gelübde der Keuschheit zu predigen und zu empfehlen, aber freilich ist dieser Zug nicht dadurch erst entstanden, sondern ursprünglich mit dem Symbol der Scheidung von dem Bett nach altdeutscher und nordischer Sitte und Auffassung in der Sage selbst gegeben. Allerdings konnte es auch damals, wie zu aller Zeit, vom Mai heißen: „Dieser Monat ist ein Kuß, den der Himmel giebt der Erde, Daß sie jetzund seine Braut, künftig eine Mutter werde;" aber es war, als ob sich auch jetzt schon die bange Ahnung baldiger künftiger Trennung einmische: es war eine Hochzeit und keine Hochzeit, eine Vermählung und keine Vermählung. Die Göttin, die so lange allen widerstanden als stolze, spröde, unter Umständen auch schreckliche Lichtjungfrau, wurde zwar als Erdgöttin in der That vermählt, aber als Lichtgöttin blieb sie die jungfräuliche Freia und Diana: schön, licht, klar, aber kalt und unzugänglich. Darum kann sich der Sonnenjüngling, sobald die Göttin nach diesen zwei Seiten sich in zwei besondere Gestalten getrennt hat, wohl mit der Chriemhild als Erdgöttin vermählen, mit der Brunhild als Lichtgöttin nicht, die vielmehr dem feigen, finstern Gunther, wenn auch eigentlich nur zur Winterzeit angehören wird. Dennoch ruht Orendel als Erdgott jetzt bei ihr und mit ihr 6 Wochen lang. Welch schöne Zeit des Glanzes, immer neuer Pracht und Herrlichkeit, immer

reineren Glücks und Friedens in der ganzen Natur! Aber so schön diese Glanzperiode seines irdischen Daseins auch ist, dennoch weiß unsere Dichtung wie zumeist die Sage vom schönen Erdenglück nichts Näheres zu sagen, als „da ruhte er sechs Wochen lang."

5) Orendels Fall und Eises Einsetzung zum Herzog.

Denn freilich mit diesen 6 Wochen war auch schon das Ende seines ruhigen Glücks, all der stolzen, reichentfalteten Herrlichkeit in dem Sonnenglanz wie im Leben der Natur mit der Sommersonnenwende zur Johanniszeit gekommen, wenn dies Ende sich auf Erden auch nicht so plötzlich, sondern allmählich erst vollzog. Hören wir, wie die Symbolik dieses Naturvorgangs und Naturverlaufs in der Götter- und Heldensage Ausdruck gefunden hat. Wieder muß die verderbliche Macht, die jetzt von Neuem nach der Herrschaft strebt, aus dem finstern, wüsten Westen und Norden, der Wohnung der Nacht und des Todes, von Utgard oder Jotunheim, hier vom wüsten Ascalon oder Babylonien, kommen. Und siehe da, derselbe Riesenkönig, den Orendel schon zur Winterzeit überwunden, er ist jetzt wieder zur Macht gelangt. Beligan oder Peligan, natürlich als König mit einem großen Gefolge von 16,000 Mann, zieht drohend heran gegen die Sonnenburg der Königin: sie solle ihm den Graurock, der er allerdings nun bald wieder sein wird, herausgeben; er wolle ihn an einem hohen Galgen d. h. im Sonnensolstiz aufhängen und zugleich, nämlich als verderblicher Lichtgott, das ganze Reich und alle Menschen und alle Quellen verbrennen in der Hundstagszeit; aber sie selbst, die Königin, wolle *er*, der nun an Orendels Stelle seine Herrschaft anzutreten gekommen ist, jetzt minnen, und solle ihm niemand das verwehren. So droht er jetzt schon siegesgewiß. Sie geht in eine Kammer, den Sonnenheld zu suchen, und fragt ihn, ob er schlafe, wie als Sonnenheld zur Winterzeit. Aber ohne schweren Kampf kann der Sonnengott, da die Feinde jetzt heftig nach ihm verlangten, seine Herrschaft nicht enden. Er steigt zum letzten Mal hoch zur Zinne der Sonnenburg hinauf, und als er den heranziehen

den Heidenkönig erblickt, ruft er ihm zu: „Du Wagenlanke," = Wagenrunge (worin vielleicht noch Hrungnir von der Edda steckt, der jetzt den Sonnenwagen, das Sonnenrad zum Stillstand und zur Umkehr bringen will), hebe dich weg zu deinem Reich, hier zum Jordan an den Fluß, der hier, wie sonst der Rhein oder das Wendelmeer, das winterliche Utgard vom sommerlichen Asgard des Lichtreichs und dem mütterlich befruchteten Midgard scheidet. Es handelte sich zwischen dem Sonnen- und dem Wintergott um einen harten Krieg, um einen Entscheidungskampf; darum mußte jetzt wie hier Alles aufgeboten werden, die frühere Herrschaft zu behaupten. Frau Breide erhält am h. Grabe betend die Weisung, dem elenden, jetzt schwer gefährdeten Mann zu helfen. Sie entbietet all ihre Mannen, Alt und Jung, in ihrem ganzen Erd- und Königreich, ihrem Herrn und Manne treu zu sein und ihre Ehre zu retten. Aber soviel sie ihm Eide schwuren, es waren doch Meineide. Sie wollten und sie konnten nicht mehr retten, was im Wendepunkt des Naturlebens unrettbar verloren war. Nur Orendel selbst war unverzagt, und „wäre er so groß, wie ein Thurm, ich fechte mit ihm einen Sturm." Als er von der hohen Zinne seiner Königsburg die Feinde mit wehenden Bannern heranziehen sah, da ging auch er zuerst zum h. Grabe und wohlverstanden, all seine Gewandung, die ihm Frau Breide gegeben, legte er dort nieder, weil Gott selbst es wollte, daß er jetzund sterben sollte. Er legte nur seinen Graurock an, um darin zu sterben, d. h. er sollte jetzt all seine neue Herrlichkeit, die er hier im langen Kampf dem winterlichen Reiche abgewonnen hatte, womit ihn die Licht- und Erdgöttin zur Sommerzeit als Licht- und Erdgott neu geschmückt, all seinen Glanz, seinen Schmuck als sommerlicher Licht- und Erdgott wieder verlieren, preisgeben, ablegen; ja er sollte nun von der Johanniszeit bis zur Julzeit wieder selbst ein Wintergott, ein Graurock werden. Doch immerhin galt es noch einen Kampf auf Leben und Tod zwischen ihm und dem verderblichen Feuergott Surtur oder Peligan. Deßhalb muß er in unserer Dichtung trotzdem sich rüsten mit Helm und Schild, mit Schwert und Roß und einem ungefügen Speer. Damit ritt er zur Pforte hinaus von der Sonnenburg selbst sich schon entfernend, dem starkgerüsteten Riesen-

könig entgegen. Nachdem sie beide gegeneinander die Speere gebrochen, bogen sie sich hinter ihre Schilde zurück und zückten ihre Schwerter. Damit schlugen die schnellen Helden so stark auf einander, daß die Feuersfunken über das Feld sprühten: es war wie Loki gegen Baldur, das winterliche gegen das jetzt dahin sterbende sommerliche Sonnenfeuer. Da ergrimmte Peligan so heftig, daß er mit seinem Schwert dem Graurock einen solchen Schlag versetzt, daß dieser unter seinem Schild darnieder lag: ein Vorgang, der in der Dichtung nur an eine spätere Stelle verlegt, sich in gleichem Sinn im Kampf Orendels mit Durian-Elemi noch einmal wiederholt. So war der aufsteigende Sonnenheld Orendel jetzt im Tode erlegen, wie Siegfried durch Hagens Speer mitten in seiner Heldenkraft, im grünen Klee, und konnte unter seinem Schild wie Brunhild schlafen im Todesschlaf bis zum Jultag. Statt dessen war der niedersteigende, der winterliche Lichtgott jetzt zum Siege gekommen: dem Siegfried gegenüber der einäugige Hagen-Odhin-Mimir; oder in andrer Weise nach der ursprünglichen Wesenseinheit aufgefaßt, war der glänzende, reichgeschmückte Sonnenheld Orendel gefallen, aber Orendel der Graurock lebte fort, indem er an Peligans Stelle trat. In diesem Sinne ist es dann auch zu verstehen, wenn durch Gottes Hülfe er trotz seines Todesfalls zu neuem Fortleben erweckt, dem Riesenkönig das Haupt abschlägt und nun weiter lebt, aber, wie wir bald sehen werden, als die andere, die schwache, entkräftete Seite seines Wesens in der zweiten Hälfte des Jahrs. So heißt es denn weiter, daß wenn auch der Riese erschlagen war, Orendel doch durch dessen großes Heer alsbald in schwere Noth gerieth. Inzwischen war Frau Breide noch in ihrer Königsburg. Sobald sie aber die Bedrängniß ihres Graurocks ersah, da nahm sie, jetzt als Erdgöttin zwar von ihm verlassen, jedoch als Lichtgöttin eine andere Gestalt, einen andern Charakter an und tritt ihm nun in der verderblichen Richtung seines und ihres neuen winterlichen Wesens zur Seite. In Stahlbeinschienen, in eine feste Brünne mit 4 goldenen Geren gekleidet, mit einem guten Helm und Schwert gerüstet, mit ihrem Schild und einer stählernen Riesenstange, dem Abzeichen winterlicher Kampfeskraft, bewehrt,

ritt sie auf ihrem Roß wie ein gewappneter Mann zum Thore hinaus dem Jordan, hier dem Winterreiche zu, schlug sich durch die 16,000 Mann eine weite Straße — denn soweit war nun schon der Sonnenheld von ihr entfernt, und sie selbst mußte gehen und kämpfen, ihn aufzusuchen und zu ihm zu dringen, nachdem er von ihr in der Richtung nach dem winterlichen Reich geschieden war — bis sie des Graurocks wieder ansichtig wurde. Wohl war er als Graurock jetzt noch wieder rüstig und gesund, aber wie er früher schon allen Schmuck der Breide aufgegeben hatte, so fehlte ihm jetzt auch ein kräftiges Roß. Das aufsteigende, vor der Breide hochspringende Sonnenroß, hatte er im Kampf mit dem Riesen wie sich selbst verloren. Jetzt nachdem er als winterlicher Graurock, als Orendel-Peligan fortlebte, nahm er statt des Sleipnir, wenn wir in der Eddasprache reden wollen, den Gullfaxi, das winterliche, abwärts nach Utgard und Jotunheim führende Sonnenroß an, das jetzt die ebenso wieder ihm entsprechende Lichtgöttin Breide ihm dadurch verschafft, daß sie mit ihrer Stange den früheren Besitzer erschlägt und nun ihr Graurock an dessen Stelle treten kann als dessen alter ego, dessen Widerpart. Und wie sie ihm jetzt selbst den Steigbügel hielt und Graurock aufstieg, um mit der ihm wieder zugesellten Göttin als Kampfesgottheit zu streiten, da konnte er in jener unserer deutschen Sage eigenthümlichen Darstellungsweise zuerst wieder auflachen. Er war jetzt, wie Siegfried erst im Tode mit der Brunhilde, neu mit seiner Breide verbunden, und Breide erkannte jetzt erst recht in der Zeit der Noth, wo er von all ihrem meineidigen Heer verlassen, sich seines eigenen winterlichen, früher verlorenen Heers, seiner Holden vom Moselstrand, die er vom winterlichen König Eigel aus Trier mitgebracht, in Treuen erinnerte, daß unter dem Graurock wirklich der ihr einst verheißene, lange schon geahnte Herr und Gemahl, Orendel, das Eigelskind, das er jetzt von Johannis bis zur Julzeit wieder geworden war, verborgen sei, und freute sich, daß sie für ihn und mit ihm Seite an Seite gekämpft habe. Die Sarazenen aber konnten mit Recht glauben, daß jetzt in diesen Beiden vereint, der Teufel d. i. eben der verderbliche Wintergott auf und gegen sie losgelassen sei, da von der früheren Feindseligkeit der

Sonnen- und Lichtgottheiten gegen die Finsterniß, die Stürme, den Winter und den Tod der Kampf gegen sie wie bei Loki zurückgeblieben war, obgleich sie dann auch wieder mit diesen selbst als zusammenfallend aufgefaßt werden. Darum können nun auch beide nach ihrem Sieg als nach dem h. Grabe noch eine Weile zurückkehrend, ja von den feindlichen Tempelherrn auf ihren Königsstuhl gesetzt, gedacht werden, weil auch nach der Johanniszeit der Sonnengott seine Herrschaft nicht aufgiebt, sondern eine Weile noch erst recht geltend macht. Aber das Feindliche, Verderbliche, dem Winter- und Todesgott Zugewandte ihres Wesens schimmert trotz allem immer wieder aus dem Graurock wie aus der Valkyriennatur der Breide hindurch, und wenn die sogen. Tempelherrn, die dem sommerlichen Gott so lange feindlich und zuletzt meineidig gewesen, ihn jetzt als König begrüßen, so haben wir darin vielmehr seine Krönung zum winterlichen Gott angedeutet, zu erkennen. Hiermit stimmt nun auch alles Folgende genau zusammen.

Nachdem Orendel aus des winterlichen Königs Eise Dienst vom St. Thomastage bis zum Johannisfest entlassen, sich als Sonnenheld und Herzog überall bewährt hat, ist jetzt die Zeit gekommen, wo der winterliche Eise seine frühern Ansprüche an den Held von Neuem geltend machen kann. Er kommt darum jetzt plötzlich wieder und fragt, ob sein Knecht hier wäre, ähnlich wie Brunhilde um dieselbe Zeit vom Siegfried Knechtesdienst verlangt und derselbe nun dem Gunther-Hagen erliegt, der jetzt an seine Stelle tritt. Wenig nur verhüllt sehen wir hier denselben Vorgang. Auch hier tritt Meister Eise jetzt wieder an Orendels Stelle, obwohl Orendel in unserer Dichtung nach seinem Tode, als wieder mit Eise eins und ihm dienstbar in Doppelgestalt fortlebt als Eise und Orendel oder Eise-Orendel, so jedoch daß Eise jetzt fast überall den Vorrang hat, Eise selbst als winterlicher Graurock erscheint, Eise statt des Orendel oder hier ihm zur Seite zum Herzog wird und wie früher der junge Gott, so jetzt der alte Gott zum Ritter geschlagen, am h. Grabe d. h. in seinem Reich die neue Herrschaft antritt. Gleich bei Eises Kommen ist auch Graurock ganz einverstanden, was er früher damals dem Mercian gegenüber mit Recht geleugnet, daß er Eises Kraft

gewesen, nachdem er lange von ihm sich entfernt habe, und es jetzt wieder sei. Er weiß, daß jetzt die Zeit seines Scheidens gekommen, daß er von Breide fort und über den wilden See zur Mutter Eise nach dem Winterreich zurück muß und fordert ihn selbst auf, bei Frau Breide für ihn Urlaub zu erbitten; oder steigt selbst von der Zinne der Burg herab und bittet sie um Urlaub über See, da er Eises Knecht sei. Nur diese hält noch fest an ihm, sie will von seiner Knechtschaft nichts wissen, und doch giebt sie jetzt selbst dem Meister Eise all ihr Gold, all ihre Herrlichkeit mit dem goldgefüllten Sonnenschilde an den Winter hin, wie ebenso Orendel den schönen herzoglichen Zobelmantel, all sein grünes, reichgeschmücktes Gewand auf Erden jetzt an die Königin Eise hingiebt, daß sie es erhalte und aufbewahre jetzt zur Winterzeit. Damit ist der Sonnen- und der Erdenschmuck von ihnen Beiden abgethan und auf ihre Winterhälfte übertragen, dort in der Erdentiefe oder in des Meeres Grund wieder zu weilen, verborgen zu ruhen die Winterzeit. Darum ist es ganz natürlich, daß nun an Orendels Statt Meister Eise als Graurock, mit dem Ruder wie Odysseus als Winter- und Todtenschiffer wiederkommt, um mit Orendels Mantel geschmückt, als Herzog des Grabes zu walten, wenn auch als Eise-Orendel, wie ebenso ihm zur Seite Frau Eise-Breide, als König seines winterlichen Reichs. Das bedeutet auch, wenn Orendel in Anerkenntniß von des Meisters Eise neuer Macht sich bereit erklärt, ihm fortan als Diener seinen Speer zu tragen; wenn Meister Eise zum Kampfeshelden gerüstet, als Winterriese Wate in großer Kraft zwischen seinen Brauen wohl zweier Ellen breit, alle jetzt, die ihm widerstreiten, im Kampfe überwindet, alle Menschen, so Herzoge und Grafen wie Ritter und Bauern, seine unwiderstehliche Winter- und Todesmacht jetzt empfinden und erfahren läßt. Daß aber Meister Eise und Orendel selbst noch in der Dichtung fast zusammenfallen, äußert sich auch darin, daß jetzt, wie früher bei Orendel und Breide, die Sarazenen von Meister Eise glaubten, der Teufel, wie der winterliche Gott in der Sage viel erscheint, sei jetzt losgelassen gegen sie. Im ganzen Lande aber oder vielmehr auf der ganzen Erde, wenn wir an dem damaligen Glauben festhalten, ward bekannt, daß

jetzt d. h. zur Winterzeit Meister Eise der Herzog des Landes sei.

6) Orendels Herrschaft, Gefangennahme und Befreiung.

Nachdem dies festgestellt, trat nun, als mit Meister Eise bereits die andere Hälfte des Jahrs, die winterliche Zeit, auf Erden eingekehrt, die Zeit des Scheidens, die Orendel schon mit seinem Urlaub über See, mit seinem Knechtesdienst angedeutet hatte, unausbleiblich ein. Darum tritt die Sonne ihre Bahn, nun umgekehrt wie zur Frühlingszeit, aber auch wieder wie damals eine Heerfahrt über Holz und Heide an bis zur Burg im Westen, vor welcher sie liegen müssen 3 Jahre oder wie wir sagen 3 Monde lang, etwa Juli, August, September, bis schließlich der Sonnenheld Orendel selbst über die Mauern der Burg Westfal d. h. in das Reich der winterlichen Finsterniß im Westen an einer Stange, Krapen, hereingezogen und tief im Kerker, wie mit ihm das Sonnenschwert und der Rock der Fruchtbarkeit selbst, 9 Klafter tief gefangen gehalten ward. Da war bei der Fesselung des Sonnenlichtes, des Sonnenhelden, Alles rings auf Erden, da war auch Meister Eise, der winterliche Erdgott, siech und traurig. Als dies nun auch Frau Breide erfährt, wurde sie jetzt als Erdgöttin von ihm so ganz verlassen, in tiefe Traurigkeit versetzt und vergießt heiße Thränen. Freilich steht jetzt statt seiner ihr jener Riese Dencian zur Seite, da sie jetzt eben auch in der Macht des winterlichen Gottes als Erdgöttin gebunden ist. Aber als Lichtgöttin muß sie ihn begleiten. So beruft sie nun alle ihre Mannen, 30,000 an der Zahl, und macht sich auf über Holz und Heide nach derselben Burg zum Meister Eise, dem sie jetzt zur Seite tritt. Allein sie liegen da, zusammen mit jenen 3 Monaten, ein halbes Jahr vor der Burg, ohne sie erobern zu können. Hier steht sie ganz als winterliche Göttin in der winterlichen Mächte Gewalt. Wie jener Riese mit Meister Eise ihr zur Seite den winterlichen Gott darstellt, so erscheint jetzt auch in gleicher Eigenschaft der Zwerg Alban, der als winterlicher Elfenkönig der Erd- und Wassertiefe von dem Alberich oder Eugel der

Siegfriedssage nicht verschieden ist, und wirbt um ihre Minne. Aber in der jetzt grade eingetretenen Wintersonnenwende regt sich in der neubelebten Lichtgöttin ihre neue Kraft. Sie überwältigt, wie Siegfried den Alberich, in gleicher Weise den Alban, tritt ihn wie früher der Schiltwin unter ihre Füße und macht ihn, den winterlichen Zwerg, sich dienstbar mit ihrer neu sich erhebenden Sonnenkraft. Ja, er selbst muß sie durch den hohlen Berg zu dem dort in der Tiefe gebundenen Orendel in seinen Kerker führen, wo er selbst nun die neue Sonnenkerze anzündet, daß sie mit ihrem lang entbehrten Orendel ein seliges Wiedersehen feiert. Doch ist die neue Sonnenkraft noch ohnmächtig. Der tückische Zwerg sperrt sie beide zusammen dort ein mit seiner Macht in seinem Bereich, bis er, hier zwar vom Engel, mit der Geißel gezwungen, sie beide auf demselben Wege zurückführt, aus seiner Gewalt herausgiebt. So ist durch das Anzünden der Kerze im Kerker der winterlichen Nacht die Julzeit bezeichnet, wo der hier als Zwerg in der Erdtiefe und Berghöhle, zumal in der Zeit seiner schwindenden Macht, aufgefaßte Wintergott Alban oder Alberich-Eigel oder Eugelin oder Niblung-Schilbung in Niflheim, im Todtenreich, von neuem überwältigt wird, seine bis dahin gefangene und gefesselte Beute freigeben muß. Am sechsten Tage wird ein Sturm gegen die Stadt ausgeführt, daß dieselbe mit ihren 13 Königen genommen und jetzt dem neuvereinigten, zum Sieg und Licht und Leben zurückgegebenen Königspaare Orendel und Breide unterworfen wird, wie ebenso durch sie die Burg Montelie mit 7 heidnischen Königen und schließlich auch die wüste Babylonie mit ihren 72 Königen — lauter verschiedene Namen für dasselbe Utgard oder Jotunheim. Alle diese Unterworfenen, für die wir ursprünglich nur den einen Wintergott zu denken haben, mußten dem Orendel als neuem Sol invictus jetzt zwar Eide der Treue schwören, wodurch sie ihn beim neuen Wechsel der Herrschaft fortan als ihren neuen Herrn erkennen und ihm huldigen sollten, aber es waren jetzt, wo zur Julzeit zwar der Sieg entschieden, aber der immer noch erneuerte Kampf noch lange nicht beendet war, doch lauter Meineide, da sie als winterliche Mächte dem verjüngten Sonnengott doch zu ewiger Feindschaft sich verpflichtet fühlten.

7) Orendels Meerfahrt, Rosseerwerb und Königsherrschaft.

Wenn nun dennoch der tapfere Degen jetzt siegreich nach Bezwingung der heidnischen Könige in die Burg zu Jerusalem zurückkehren kann, so ist damit nur im Allgemeinen hier in unserer Dichtung die siegreiche Rückkehr der Lichtgötter nach der Winterzeit in ihren eigentlichen Besitz nach Asgard oder Midgard ausgedrückt, und damit hätte dann die Sage und die Dichtung schließen können. Aber ganz derselbe mythische Gehalt, den wir eben von der 6 Wochen langen Ruhe des Helden bei der Königin Breide an in seinem Kampf mit dem Heiden Peligan und dessen Heer, in der Hülfe der streitbaren Königin, in der Umkehr des Orendel zu seiner früheren Dienstbarkeit, in Eises Einsetzung und Erhebung zum Herzog des h. Grabes, in Orendels Zug nach Westfal, seiner Gefangennehmung, Fesselung mit Erlösung bis zur siegreichen Rückkehr nach Jerusalem betrachtet haben, tritt uns in unserer Dichtung und Sage nur etwas variirt in ganz entsprechender symbolischer Ausdrucksweise von Neuem entgegen.

Wir haben uns aber mit einer als Variante in unsere Dichtung eingelegten Episode noch einmal in dieselbe Situation wie früher zurückzuversetzen. Orendel hatte von der Pfingstzeit bis zur Johanniszeit 6 schöne Wochen mit seiner Königin Breide ungestörter Ruhe gepflegt, wo seliger Friede im herrlichsten Lichtglanz und reichster Fruchtbarkeit von dem sommerlichen Gott und Göttin ausging und dargestellt wurde. Ganz genau entsprechend, aber hier nur etwas weiter und etwas derber ausgeführt, unterbricht diesen Frieden nach dieser Zeit ein neuer Kampf. Die wesentlichen Züge stimmen mit dem früheren Hergang völlig überein. Grade als Orendel und Breide in Jerusalem der Ruhe genossen, kündigten zwei Heidenkönige oder wie wir sagen Elemi-Durian durch den Herzog Daniel dem Graurock Fehde an. Die derbe Abfertigung des Sendboten ist zwar mit sichtlichem Behagen vom Volksdichter ausgeführt, würde uns aber in sittlicher Beleuchtung roh erscheinen, wenn darin nicht der schließliche Erfolg des Kampfes vorbedeutet werden sollte. Wichtiger ist uns auch hier der mythische Gehalt der Erzählung

in den einzelnen charakteristischen Zügen. Der Herzog Daniel fordert in jener Könige Namen jetzt zur Zeit der Sommersonnenwende, daß der Graurock ihrer jetzt beginnenden Herrschaft sich unterwerfe, ihr Dienstmann werde; unter ihnen solle und möge er herrschen in ihrer neuen Gewalt. Aber auch hier muß es zwischen beiden gleichen Ansprüchen auf die Königsherrschaft zum Entscheidungskampfe kommen. Des Herzogs Erinnerung an Orendels Knechtesdienst zur Winterzeit deutet an, welche Zeit jetzt für Orendel wieder gekommen, aber Daniel erhält zunächst noch seinen verdienten Botenlohn. So abgefertigt, kehrt zwar der Bote über das wilde Meer nach Utgard zurück, aber um alsbald mit seinem Doppelherrn und ihrem großen Heer als Bannerträger wiederzukommen. Noch ist der Graurock mit des Königs David strahlender Krone auf seinem Haupt geschmückt; er reitet aus der Burg heraus dem teufelisch gestalteten winterlichen Durian-Elemi entgegen, daß sie Mann gegen Mann ihre jetzt streitig gewordenen Ansprüche auf Sieg und Herrschaft entscheiden. Es ist ein harter Kampf. Beider Speere werden im Ansprengen zerbrochen. Sie biegen sich hinter ihre Schilde und zücken die Schwerter, daß im Kampf des Feuers Funken auf dem Felde stoben von dem sommerlichen und dem winterlichen Feuergott, wie einst zwischen Freir und Surtur. Da versetzte Durian dem Graurock, ganz wie früher Peligan, den Todesstreich, daß derselbe zu Boden fällt. Weil jedoch der Graurock eben als winterlicher Gott fortlebt, so wird er auch hier wieder erweckt, und da er an Durians Stelle tritt, muß dieser nun im Kampf erliegen, obwohl wir ihn bald ebenso fortlebend, ja zur Herrschaft gelangt, wiederfinden werden. Damit dies aber nach unserer christlichen Umdichtung möglich werde, muß sich Elemi und, wie wir später sehen, auch Durian d. h. Elemi-Durian, taufen lassen.

Wohl war nun Orendel jetzt an die Stelle des winterlichen Gottes getreten mit dem Herzog Eise als winterlicher Hüter des h. Grabes verschmolzen, wieder zu Eise-Orendel geworden, aber seines Bleibens war nicht länger hier in Midgard. Er muß, wie wir gesehen und hier nur in veränderter Auffassung und Darstellung wiederholen, fort als winterlicher Sonnengott fern von hier, von seiner Erdgöttin über das winterliche Meer in

seines alten Vaters Eigel Reich nach Utgard, ganz wie oben nach Westfal, was hier damit motiviert wird, daß er sein von 13 Königen bedrängtes väterliches Reich errette. Freilich walteten dort 13 heidnische Könige wie in Westfal oder 12 wie 72 in der wüsten Babylonie: es war das winterliche Todesreich. Orendel bittet hier wieder, wie auch früher nach der Johanniszeit, wo die Sonne immer weiter nach Norden und nach Westen in das finstre Todesreich der winterlichen Jahreszeit hinabsteigt, seine Königin Breide um Urlaub, über den See zu fahren in seines Vaters Reich. Daß Herzog Eise, der freilich zur Winterzeit als Erdgott Hüter und Herrscher des h. Grabes oder von Midgard ist, nicht zurückbleiben will, da er mit Orendel zugleich als Lichtgott verschmolzen ist, haben wir oben schon betrachtet. Es ist also Eise-Orendel, der jetzt als winterlicher Sonnengott in die Ferne zieht, so jedoch, daß Eise dazu auch seine eigentliche Natur als Meergott beibehält und sich darum als der Fahrt besonders kundigen Genossen empfiehlt. Aber während in unserer jetzigen Variante der Sage vor Allem die Fahrt über das Meer zum Ausdruck gelangt, ist außerdem auch der Unterschied, daß die Königin Breide ihrem verlornen Orendel nicht erst nachfährt, sondern daß sie hier als Lichtgöttin dem Lichtgott zur Seite bleibt und mit ihm über das winterliche Meer nach Utgard fährt. So bleibt nun das h. Grab oder Midgard in der Hut der für Eise eingetretenen, hier zwar vermeintlich getauften Heidenkönige, die sich schließlich als feindliche Verräther erweisen müssen. Dann geht es gemeinsam jetzt in der herbst-winterlichen Zeit auf demselben Wege zurück, den Orendel früher übers Meer von Trier auf seiner frühlings-winterlichen Sonnenbahn gekommen war, nur daß hier die geographische Anknüpfung an die damals gewöhnliche Kreuzfahrertour durch die christliche Umdichtung eingemischt ist. Es geht also für die Beiden als Lichtgötter von Asgard, als Meergötter von Midgard über das winterliche Meer, das hier zur Uebergangsfahrt von Akkon nach Bari geworden ist, zurück nach Utgard. Sie fahren wieder die bedeutungsvollen 6 Wochen lang in des winterlichen Eises Bereich, was dadurch bezeichnet wird, daß ihnen nicht zwar Eise, der eben mit ihnen ist als Eise-Orendel, sondern Eises

Söhne wieder auf 72 Schiffen, wie sie einst Orendel aus seines winterlichen Vaters Reich geführt hatte, mit 30,000 Mann begegnen. Sie erscheinen nicht feindlich, sondern friedlich, weil sie mit Eise verwandt selbst winterlicher Natur sind: sie wollten ihre Macht dem Winterkönig Eise zuführen und zu Dienste stellen, da und seitdem sie gehört, daß Meister Eise zum Herzog geworden und den Ritterschlag empfangen, zur winterlichen Zeit seine Herrschaft auf Erden und auf dem Meere angetreten habe. Diese beiden Söhne, selbst Herzöge, sind aber von dem Vater unterschieden zu besondern Theilen seines Wesens geworden und heißen in einem uns schon leicht verständlichen Sinn Stephan und Mersilian. Denn Stephan bezeichnet den in der Mittwinterzeit in den Tod gegebenen winterlichen Gott, da der Stephanstag auf den 26. December gelegt war, wodurch eben Stephan an die Stelle des winterlichen Gottes trat und Stephan oder Stepchen als Bezeichnung des Teufels, des winterlichen Todesgottes diente (Gr. M. 956), währen der zugleich auch wieder mit dem um jene Zeit verjüngten, neubelebten Wintergott verbunden gedacht wurde, dessen lahmes Pferd (equus infusus) als altes winterliches Sonnenpferd an Stelle des verjüngten erwähnt wird (Gr. M. 1184) in einem Sinn, den wir gleich erkennen werden. Ja St. Stephan war, wie wir schon gesehen, ganz an Freirs und Fros Stelle getreten, dessen Minne zur Julzeit wie Bragis Becher (bragafull) getrunken wurde; dessen Sonnenrad am Stephanstage (jul) brennen sollte; dessen Stein, mit welchem er getödtet sein sollte, der aber den erstorbenen Gott selbst darstellte, neu mit Wein begossen und dadurch selbst belebt wurde mit einer auch andere belebenden Wirkung, wie sein Pferd jetzt neu geheilt wurde, weshalb er, wie wir oben gesehen, am Stephanstage als dem großen Pferdstag neu mit seinem verjüngten Sonnenroß wie Jung Sveidall ausritt. So paßt es ganz wohl, wenn Stephan hier mit Eise oder dem winterlichen Orendel verknüpft wird, und gleich finden wir im Fortgang unserer Dichtung die Bestätigung hierfür.

Allerdings liegt eigentlich jenseit der wilden See jenes Westfal oder Utgard, das nach der früheren Version unserer Sage jenseit des Jordan verlegt war. Aber weil der Mythus

sich zur geschichtlichen Sage umgewandelt hatte, muß die Reise, die hier als Rückkehr von Jerusalem gedacht wird, nun auch von Bari durch Apulien, Rom, Wälschland, Metz bis Trier gehen zu Eigels winterlichem Reich, wo ebenso früher Orendel am Stephanstage mit seinen Genossen beritten gemacht, die wunderbar glänzenden Sonnensporen angelegt hatte. Allein trotz aller geographischen Willkür tritt uns eine ganz deutliche Spur des alten Göttermythus gleich entgegen. Jetzt am Stephanstage beginnt der ebenverjüngte Sonnengott seinen Ausritt von Neuem. Dazu muß er aber erst sein Sonnenroß, das er im Winter eingebüßt, wie Freir und Siegfried, von Neuem gewinnen. Harmlos genug wird dies im Zusammenhang unserer Dichtung dadurch motivirt, daß dem Graurock, der jetzt mit seinem neuen Sonnenlicht reich geworden, als reicher Herr nun auch seinen Rittern zur Weiterreise neue Pferde und Kleider verschaffen müsse, um so mehr als Königin Breide wünscht, daß ihre Ritter den italischen Frauen baß gefallen. Aber grade die Erwerbung dieser Rosse eröffnet uns den Blick auf den mythischen Hintergrund. Streifen wir also die Form der sagenhaften Geschichtserzählung ab, so bedarf jetzt nach den 6 Wochen zur Mittwinterzeit der neubelebte Eise-Orendel sein Sonnenroß. Eise weiß sogleich, wo es zu finden, und da er hier als Herzog mit dem Graurock und Breide von einem stattlichen Gefolge begleitet ist, muß hier das eine Sonnenroß des Gottes und der Göttin hinreichend vervielfacht, wie der Sternenchor um die Sonne sich stellt, zu einem großen Pferdegestüt geworden sein, dessen junge Fohlen, wie sonst des Helios Sonnenrinder oder des Winterriesen Sonnenziegen je 50 in der Heerde auf der Himmelswiese aus dem Meere aufsteigen, wie das apfelgraue Sonnenroß des Licht- und Meergottes, der noch winterliche Sonnenschimmel Wodans, und am Meeresstrande weiden. So heißt es in einem der vielen zu des Reiters St. Stephan Ehren in der Julzeit gesungenen dänischen Volkslieder: „St. Stephan führt die Fohlen zu Wasser Wohl mit den lichten Sternen" bei Finn. Magn. Lexic. myth. 858 vgl. 781. Eise-Orendel, hier als winterlicher Meergott das Ruder auf der Schulter tragend, fährt sogleich an den Strand, es einzufangen, wie einst Siegfried. Es gehört

Mentwin erschlagen, an Arme und Reiche der Erde vertheilt, die es theils schon zu Fastlabend, im Carneval voraus, theils zur Märzen- und Maienzeit verschmausen und vertrinken, ganz wie dieselbe Holz- und Waldfahrt sonst vom Maigrafen erwähnt wird. (Vgl. Simrock M. 581.)

So sind nun jetzt, wie früher, zunächst also zur Julzeit Eise-Orendel und Breide mit ihrem Gefolge neu beritten zur neuen Sonnenfahrt, so daß sie in unserer Dichtung zu neuer Heerfahrt, zu neuem Sieg und Regiment sich aufmachen können, um des Vaters winterliches Reich in ihre Gewalt zu bringen. Von Neuem tritt uns darum der mythische Gehalt der Sage bei ihrer Ankunft in Trier entgegen, wo dem wieder seit Gewinnung des Sonnenrosses siegreich und glanzvoll erscheinenden Orendel die 13 feindlichen Könige vor oder eigentlich, wie zu Westfal, in seines Vaters Burg sich, ganz wie dort, fußfällig unterwerfen, daß Orendel und zwar mit Breide siegreich einzieht in seines Vaters, des winterlichen Königs Eigel, Burg, ganz wie Walthari mit Hildegund in Aquitanien. Wohl hätte nun auch in Trier zwischen ihnen, wie hier zwischen diesen beiden, die Hochzeit gefeiert werden sollen, was in der That dadurch angedeutet wird, daß Breide überall für seine Gemahlin angesehen wird und Orendel ihr die Herzoge und Grafen als Morgengabe zum Dienst verleiht, aber in unserer Dichtung ist dies Moment zurückgedrängt. Nachdem sie 14 Tage, es ist die Zeit der Zwölften, hier geruht und des Sieges in der neuen Herrschaft genossen, — da Bari hier mit Trier als Utgard zusammenfällt und während der Zwölftenzeit die neue Sonne noch wie ruhend und unentwegt gedacht wurde — ist länger ihres Bleibens nicht im winterlichen Eigelreich jenseit des winterlichen Meeres. Wohl hatte Orendel hier eigentlich die geliebte Erdgöttin, die bisher nur als Lichtgöttin ihm zur Seite gestanden, aus der winterlichen Gewalt erlöst, hatte sie hier als seine Königin eingesetzt, sie hier zu seiner Herrin gemacht, aber es gilt noch langen Kampf, wie wir wissen, zu bestehen gegen die winterlichen Mächte bis zum völligen Siege in der Frühlings- und Sommerzeit, ganz wie früher und in jedem neuen Jahr. Darum zog er, was hier in unserer Dichtung mit ihrem Traume

über die neue Einnahme des h. Grabes durch die Heiden, ganz wie geschichtlich der dritte Kreuzzug, motivirt wird, ähnlich wie Orendel bei seinem ersten Zug, jetzt nur die Frau Eise-Breide an seiner Seite als Eise-Orendel über die wilde See zurück. Aber freilich sein Graurock mußte, immer in dem früher entwickelten Sinn, zur Winterzeit zurückbleiben in dem winterlichen Reich, da alle Fruchtbarkeit dort, wo der Gott des Todes und des Winters Gewalt hat, in der Erdtiefe unter der Schnee- und Eisdecke begraben und verborgen, menschlich gedacht, in einem Steinsarge verschlossen liegt. Das ist der Grund, warum, wie wir gesehen, Eise-Orendel seinen Graurock hier in Trier, wo sich auch zur Winterzeit das Endgericht des Herrn vollziehen sollte, in einem Steinsarg, wie immer zur Winterzeit, verwahrt, zurücklassen mußte.

8) Orendels Rückkehr nebst Breides Gefangennahme und Befreiung.

So ist es nun Orendel-Eise mit den Söhnen und Frau Breide, die jetzt auf demselben Wege, wie sie gekommen und wie sie in jedem Jahr die Sonnenbahn von Johannis bis Weihnachten fortgeführt worden, zuerst zu Lande, dann zu Schiffe aus Utgard rückwärts übers wilde Meer, ursprünglich als Lichtgottheiten nach Asgard, hier nach Jerusalem zum h. Grabe heimkehren. Die Dichtung läßt sie darum auch ganz der geschichtlichen Geographie der Kreuzzüge entsprechend, in Akkon (Ackers) wieder landen. Doch schon beginnt von Neuem, nur leicht verhüllt, der mythische Gehalt der Orendelsage sich vor uns zu entfalten. Wieder sind es die Kämpfe und Hindernisse des Vorfrühlings, welche sich in der Geschichte von Breide und Orendel in symbolische Formen einkleiden und gestalten. Trotz aller Wiederkehr der Sonne ist es noch winterliche Zeit: die Erde wie der Himmel ist noch grau in Grau gekleidet, und es dauert lange, ehe die winterlichen Nebel sich lichten. Darum legt nun Königin Breide, ähnlich wie in der Dichtung und Sage des Alexander von Metz die Frau ein Mönchsgewand, so hier ein armes Pilgerkleid an, um darin nach Jerusalem zu wallen. Die kindliche Phantasie der Deutschen läßt eben, wie wir gesehen, nur mit den ver-

schiedenen Zeiten die Form sich wandeln, um immer denselben Gedanken in verschiedener Weise einzukleiden. Und siehe die Königin wird nun, wie sie es als Erdgöttin bisher schon war, in der winterlichen Mächte Gewalt noch lange bis zur völligen Erlösung gefangen gehalten. Obgleich eigentlich schon zur Julzeit wieder erlöst, erscheint sie von Neuem von dem winterlichen Gott, der hier in seiner feindlichen und verderblichen Wolfsnatur als Daniel-Wolfrat auftritt, gefangen und noch einmal in das winterliche Reich und zwar, wie wir später sehen, jenseit des wilden Meeres nach Utgard, hier auf die Burg Monteval (= Westfal) in der wüsten Babylonie zum König Sinold oder Meinold, zurückgebracht. Sinold, der alles jetzt beherrschende Gott, ist aber wie König Sinnels, Laurins Bruder, beim Wendelmeer und Magnetberg, ähnlich wie auch der im Drachenschlund steckende Sintram, selbst neben Wolfrat der winterliche Sonnen- und Erd- und Meergott, der auch als der böswaltende Gott Meinold genannt werden kann. Er wirbt jetzt noch, trotz dem siegsgewissen, von ihr ersehnten und geliebten Orendel, ganz wie jenes winterliche Gezwerg Alban, um ihre Liebe: wenn sie ihn zu ihrem Mann erwählt, verspricht er, daß er ihr sein ganzes Reich unterwerfen, dagegen den Graurock an einem hohen Galgen aufhängen und Eise blenden wolle. Es sind dies die beiden Todesarten, wie sonst gewöhnlich jeder winterliche oder sommerliche Lichtgott sein Ende findet. Hier werden sie dem siegreich verjüngten Orendel-Eise, der dem finsteren Sinold oder Meinold gegenübergestellt ist, angedroht. Aber die Erdgöttin will von der Liebe des ihr verhaßten Königs, in dessen Gewalt sie sich wider ihren Willen befindet, nichts wissen. Da verspricht ihm Princian, der uns auch im Morolt begegnet, und setzt dafür selbst sein winterliches Haupt zum Pfande, er werde ihm in 6 Wochen, der wirklichen Entscheidungszeit bis zum Osterfest, die Königin willig machen. So wird sie, wie wir ähnlich früher Orendel nach seiner Erdnatur gesehen, jetzt vom 1. Februar an nackt und aller Herrlichkeit entblößt, in einen tiefen Kerker, in schwere Fesseln geworfen. Sobald Orendel-Eise dies erfährt, kam es nun darauf an, die arme Königin, die schwer bedrängte und beraubte Erdgöttin, aus des winterlichen Gottes Sinold-Princian Gewalt

zu erlösen. Dies ist jetzt der Kampf des verjüngten Sonnengottes Orendel-Eise gegen den noch immer mächtig waltenden Wintergott. Eise weiß Rath, es geht zu Schiff, und sie segeln über das wilde Wintermeer, ähnlich wie bei Orendels erster Fahrt zur Breide in kurzer Zeit, so schnell die Wintersonne es vermag, wohl 100 Meilen weit. Aber noch ist des jungen Gottes Kraft zu schwach zum offenen Entscheidungskampf. Darum bleibt das Heer zunächst an einem Röhricht im Hinterhalt verborgen, ganz wie bei Eigel-Asmund, als sie zur Erlösung der Brunhild und Beckhild nach Jotunheim ziehen. Nur Orendel und Eise gehen mit ihren 2 scharfen Sonnenschwertern wieder in 7 Tagereisen zur Sinoldsburg. Alles geschieht heimlich, versteckt, verhüllt durch List, nächtlich, da in Eise-Orendel selbst der Lichtgott jetzt in der winterlichen Zeit noch gebunden und verhüllt gedacht und mit dem Wintergott in seinem Wesen noch vielfach übereinstimmend aufgefaßt wird. Darum kommen sie auch am Abend vor den Babyloniern verborgen, zur feindlichen Burg. Aber wieder erscheint auch hier die Gestalt des winterlichen Gottes seinem Doppelwesen entsprechend nach seinen zwei Seiten auseinander gelegt, halb freundlich, darum hier christlich, halb feindlich gesinnt, darum hier heidnisch; halb dem Orendel-Eise verwandt als der alte Pförtner Achille, halb verderblich als König Sinold. Also der Burg wartet hier wie ein anderer Eise der alte schneeweiße Wintergott Achille, in dem wir leicht den langbärtigen winterlichen Odhin erkennen. Vom König David aus dem Reich vertrieben, wie der Sonnengott aus Asgard und auch aus Midgard zur Winterzeit, war er hier seine Zeit zum Pförtner der Unterwelt geworden, mit dem winterlichen Sonnenschwert und Sonnenschild bewehrt. Selbst in seinem Gebet streift noch die Bezeichnung Gottes, als der über Berg und Gruft, über Wasser und Luft herrscht, an die Charakteristik des neu zum Leben erstandenen, jetzt vor ihm erschienenen Lichtgottes Orendel. Es ist Eises Oheim, der Bruder seiner mit Frau Eise verwandten Mutter Else oder Elisabeth, die an die Stelle der winterlichen Göttin getreten, im Wolfdietrich als die rauhe Els erscheint; die dann im Jungbrunnen badend, in ihrer erneuerten Frühlingsgestalt ihr winterliches Gewand ablegt und nun als die Schönste über

alle Lande Frau Siegeminne heißt; ja deren Brode sich dann, wie in der Legende der h. Elisabeth als geschichtlich erzählt wird, mit dem Frühling in Rosen verwandeln müssen. (Vgl. auch die sog. Königin Elisabeth bei Sommer 149, Simrock M. 396.)

Orendel und Eise bitten den Pförtner Achille, dessen Name ursprünglich wohl aus der deutschen Sage zu erklären ist und nach Förstemann mit Agil, Eckil, also auch wohl mit Eigil verwandt sein könnte, ehe er später nach der gelehrten troischen Sage umgewandelt wurde, und bitten durch den Achille bald den Sinold um Geleit, Urlaub und Rückkehr aus dem winterlichen Reich, wo sie selbst auch gebunden wie Breide weilen, über den wilden See; ein sicherer Beweis, daß sie hier bei Sinold eigentlich in Utgard sind. Mit der Bewirthung, die sie hier erfahren, wo alles, was das Erdreich erzeugt, in Fülle ihnen vorgesetzt, alle Schätze ihnen geboten werden, ist schon die Hoffnung auf die künftige Herrlichkeit und Fruchtbarkeit, die jetzt noch im winterlichen Reich in der Erdtiefe aufbewahrt und gehütet wird, ausgedrückt. Wenn nun beide ruhig schlafen, nachdem sie ihre Waffenrüstung abgelegt, weil und während der Pförtner Achille wacht, so ist freilich an sich damit ebenso ausgedrückt, daß der verjüngte Sonnenheld noch immer wieder zur Winterzeit in Todesschlaf gehüllt, seiner Kraft und Waffenwehr beraubt erscheint, so jedoch, daß dies jetzt nur vorübergehend eintritt, und daß sein baldiges, immer siegreicheres Erwachen in Aussicht ist. Hiermit steht der bedeutungsvolle Traum des Königs Sinold in Verbindung, nach welchem Eise-Orendel als Adler und Rabe, die winterlichen Vögel des Odhin, jetzt für ihn und für seine Herrschaft verderblich, angekommen seien. So steht nun dem finstern Winterkönig Sinold Eise-Orendel gegenüber, aber noch verhüllt und verstellt, wie früher Frau Breide, im grauen Pilgergewand. Doch schon sind ihre 6 Wochen jetzt vergangen, die sich anders, als Princian versprochen, nun erfüllen. Nicht mehr nackt und gemißhandelt, sondern im neuen Glanze aufs herrlichste geschmückt, erscheint sie jetzt zur Osterzeit in dieser tragischschönen Entscheidungsscene, um zwischen dem winterlichen und dem sommerlichen Gotte zu wählen. Aber immer noch ist die Macht des Wintergottes furchtbar und drohend genug. Nur mit heimlichem Winken

erkennt und begrüßt sie, die Augen aufschlagend, ihren Geliebten und überlistet den dummen König, bis dieser in seinem Zorn sich furchtbar erhebt. Alsbald tritt Orendel als die andere Hälfte verjüngt, an des alten Pförtners Achille Stelle, er faßt dessen Sonnenschild und Sonnenschwert, daß Sinold die Flucht ergreift und sich auf seinem hohen Thurm zu retten sucht, wohin auch schon Orendel mit Eise und Achille und Frau Breide ihm nacheilt. Aber trotz ihrer neugestärkten Kraft sind sie immer noch mitten in dem winterlichen Reich ringsum von des winterlichen Gottes ganzem Heergefolge eingeschlossen und bedrängt. Der neuerglänzenden Sonne, der neuergrünenden Erde zum Trotz will der alte Winter noch immer seine Herrschaft nicht abtreten, obwohl sich jetzt der letzte Entscheidungskampf nahet. In unserer Dichtung wird die Hülfe durch die Himmelsbotschaft der Taube, wie in dem verwandten Spielmannsgedicht St. Oswald durch Odhins Raben, vermittelt, wodurch der Bearbeiter erwünschte Gelegenheit erhält, seinen kirchlichen Glaubenseifer zu bekunden. Auch eilt das früher in der Hafenbucht am Röhricht versteckte Heer ganz ähnlich wie das erste Kreuzfahrerheer von Antiochien herbei. Endlich ist das Heer zur Osterzeit auf einem grünen Plan vor der Burg angelangt. Nach drei Tagen Ruhe beginnt am vierten Morgen, wie früher vor Westfal, der harte Kampf zwischen der sommerlichen und der winterlichen Kraft und Heeresmacht, dieweil der Sonnenheld Orendel selbst noch, wie oben, im Schlafe ruht und noch immer seiner selbst nicht Herr werden kann. Aber bald durch Gottes Kraft von Neuem erweckt, von Frau Breide als Kämpferin unterstützt, daß der winterliche Gott nicht wieder entfliehe, eilt er zum Streit. Eise schlägt dem Pförtner das Haupt ab, der zwar eigentlich auch als eisgrauer oder schneeweißer Achille mit Sinold hätte sterben müssen, hier jedoch, damit jener als Eises Ohm am Leben bleibe, von ihm noch besonders unterschieden wird. Ebenso schlägt Eise dem Sinold das Haupt ab, da er als die schreckliche, verderbliche Seite in Orendels Wesen, als der eigentliche Wider- und Winterpart Orendels, jetzt noch ganz an dessen Stelle getreten ist. Nachdem sie sich dann aus Gästen und, fügen wir hinzu, aus Knechten in der Winterburg zu Wirthen gemacht und alle hier so lange verborgenen Schätze

künftig erneuerter Fruchtbarkeit gehoben und in Besitz genommen haben, muß mit dem Winterkönig auch die Winterburg völlig zerstört werden, wie Sinold schon vorausgesehn. Darum nimmt jetzt ebenso Eise wieder den Feuerbrand und zündet die Burg an, daß diese mit ihren 72 Thürmen und 72 Königen bis auf den Grund verbrennen muß.

9) Breides Kampf und Sieg und Herrschaft mit Orendel bis zu ihrem seligen Ende.

So wars jetzt fürs Erste wenigstens mit Utgard abgethan. Alles eilte auf die Schiffe und über die wilde Meeresfluth wieder nach Akkon zurück. Orendel hatte die Königin Breide im Frühlingsschmuck aus dem winterlichen Reich und Besitz erlöst und mit sich heimgeführt nach Midgard oder hier nach dem h. Grabe. Aber es war immer erst die Osterzeit und noch nicht die Pfingstzeit gekommen, so daß auch jetzt die Macht des winterlichen Gottes noch nicht ganz gebrochen war, sondern noch einmal, wenn auch schwächer, zur Herrschaft zu gelangen sucht. Frau Breide war als Erdgöttin zwar erlöst, aber konnte noch einmal in die alten Fesseln, vorübergehend wenigstens, geschlagen werden. Denn wie ist die Erde auch jetzt noch immer so kahl und bedrängt vom Wettersturm und Winterschnee im wechselnden April. Noch einmal kleidet sie sich darum in das ärmliche, graue Pilgergewand, obwohl sie schon in Siegeshoffnung auszieht. Sie feiert ihr stilles Osterfest am h. Grabe. Aber der winterliche Dencian, ähnlich dem Princian und Durian, erblickt sie dort, erkennt und ergreift sie, um sie noch einmal in des vom König Sinold unterschiedenen winterlichen Königs Wolfrat Gewalt zu führen. Auch dieser bringt, wie früher Alban und Sinold, seine Liebeswerbung um die glänzendschöne Breide an, aber seine Macht ist schon im Hinschwinden, so daß Dencian als die andere Seite des Wolfrat an Orendels Stelle getreten, ihm selbst den Garaus macht und ihm das Haupt abschlägt. Doch ähnlich wie auf der Sinoldsburg, an deren Stelle eben hier die Burg des h. Grabes getreten ist, da die ursprüngliche Identität des in jedem Jahr von Neuem aus Utgard gewordenen Midgard trotz aller späteren Unterscheidung und localen Trennung immer wieder durchschimmert,

tritt auch hier die Sorge hervor, daß des Königs feindliches Gefolge sich noch unnütz machen könnte, so daß auch hier wie dort Frau Breide noch einmal wie zur Aprilzeit als kampfgerüstete Valkyrie erscheint und an Stelle von Eise-Orendel hier selbst dem winterlichen Pförtner des h. Grabes, dem winterlichen Gott, das Haupt abschlägt. Endlich ist zur Maienzeit der Streit entschieden, und die Siegesbotschaft ruft alsbald den Orendel herbei, der jetzt zu seiner schöngeschmückten Braut, hier von Akkon zum h. Grabe, hinaufziehen kann. Wohl war er nun im fröhlichen, reichgesegneten Pfingstfest, wo der Erdgott mit der Erdgöttin im schönsten Maien- und Frühlingsschmuck prangt, mit vollem Recht ihr Ehegemahl geworden, daß endlich ihr langersehntes, langerkämpftes Vermählungsfest gefeiert werden konnte, aber es wiederholt sich ganz das Frühere. Er darf durch eine Engelsbotschaft bestimmt, auch jetzt nicht der Minne pflegen. Nur ein halbes Jahr und zween Tage, d. h. wenn wir nicht richtig von der Julzeit bis zum Johannistag zu rechnen haben als dem richtigen Maaß der Sonnenbahn, vom Mai bis zum October ist für beide als Erdgott und Erdgöttin ihre Lebenszeit auf Erden bestimmt. Dann sollen sie beide vereint, ähnlich wie Siegfried und Brunhild auf dem Scheiterhaufen im Tode vereint, als Lichtgötter fern von der Erde, hier am h. Grabe oder ebenso richtig und ursprünglicher in dem wieder zu Útgard gewordenen Trier begraben oder gleich ins frone Himmelreich erhoben werden. Freilich ist hier aus dem einen Orendel dazu noch Eise und Achille geworden, aber eigentlich ist nur der aus Achille-Eise verjüngte Orendel mit seiner Breide zu seiner Zeit, wie noch heute im Kreislauf jedes Jahres mit dem Hinsterben aller Fruchtbarkeit auf Erden, eines seligen Todes gestorben. Und hier können wir mit vollem Recht, wie bei den meisten Märchen unseres deutschen Volks, tiefsinnig und bedeutungsvoll wiederholen, was meist am Schlusse steht: und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie auch heute noch. Ebenso werden wir jetzt auch am Ende dem alten Heldenbuche Recht geben, wenn dasselbe unsern Orendel als den ersten Held bezeichnet, der je geboren ward, namentlich wenn die Dichtung ihn sinnig, obwohl in naiver Verfehlung, in den Rock Christi eingekleidet, durch Christi Kraft und Wunder-

wirkung der irdischen und der himmlischen Seligkeit nach langen Leiden und Kämpfen theilhaftig gemacht hat. Ja, wir folgen dem alten Heldenbuch auch darin, daß, wenn unser deutsches Volk und unsre deutsche Jugend nicht mehr alle Lust und Freude an dem schönen Gotteswalten in der Natur, an Laub und Gras und Blumen in Wald und Flur, den klaren Brunnen und lustigen Wäldern und all der Vögel Gesang, dazu an dem Singen und Sagen, den Liedern und Weisen, der Sagendichtung und Märchenwelt sucht und findet, bald von aller Zucht und Ehre und Kunst entfremdet, dem geistigen und sittlichen Verderben verfällt und zu Grunde geht.

Fassen wir schließlich in der Kürze noch einmal zusammen, was wir am Orendel erkannt und hervorgehoben haben, so führten uns die einzelnen Züge seines Wesens auf den Gott zurück, der sowohl als Licht- und Wasser- und Erdgott erscheint, wie er im Kreislauf des Jahres den ganzen Wandel der Natur am Himmel und an der Erde mit der ihm zur Seite gestellten Göttin an sich und in seinem Lebenslauf zur Erscheinung bringt und ausgeprägt hat, wie er dazu ebenso in das Menschenleben hineingestellt, ganz im Anschluß an sein Naturwesen wie im Spiegelbild desselben zugleich als Kampfesgott, jetzt nicht mehr allein als Speer- und Bogenschütze, sondern als deutscher Ritter und König in jeder Kampfesart erprobt und siegreich sich bewährt, ferner auch als Meergott selbst wie Eise zum Schiffer und Fischer geworden ist. Hierdurch glauben wir denn hinlänglich vorbereitet zu sein, um in die nähere Betrachtung der Amlethsage einzutreten, zu deren richtiger Auffassung wir uns jetzt den Weg gebahnt haben.

9. Die Deutung der Amlethsage.

1. Hervandils Kampf mit Koller, Vermählung mit Geruth a und Tod.

Daß Gervendil und Horvendil nur verschiedene Seiten desselben Gottes als Speer- und Bogenschütze sind, war uns bereits klar geworden. Jetzt werden wir auch verstehen, was uns bei Saxo weiter von dem letzteren erzählt wird. Er ist

nach des Vaters Tode kaum 3 Jahre (wir denken dabei an die 3 Wintermonate seit der Julzeit) im Besitz seiner väterlichen Herrschaft, so treibt es ihn hinaus, so muß er davon, nach der Sitte der Könige des Nordens, über die weite himmelblaue Meeresfluth, auf Viking, daß er auf seinen Seefahrten als Orendel sich durch seine Kriegsthaten großen Ruhm erwarb, wie wir denken, gleich Thor im Kampf gegen die winterlichen Riesen und Ungeheuer. Da macht der König Koller von Norwegen, in welchem wir in diesem Zusammenhang leicht den im Norden waltenden Gott der Winterkälte und des Eises erkennen, als welcher sich Svipdagr in der Edda Windkaldr, Warkaldrs Sohn und Fiölkaldrs Enkel nennt, dem König Eise verwandt, um dem Oervandil solchen Ruhm streitig zu machen und zu verdunkeln. Lange sucht er ihn auf allen Meeren, dahinstürmend und daherbrausend, bis er ihn auf einer Insel mitten im Meer, — es war wie bei Thor und Hrungnir das Grenzgebiet zwischen Asgard und Utgard — wo jenseit der wetterischen Fluth eben das erste Frühlingsgrün (vernantis loci iucunditas) sich zeigte, antraf. Hier mußten sich beide von verschiedenen Seiten landend und durch den Zauber der Gegend gefesselt, von verschiedenen Seiten im Wettstreite je mit winterlicher Kälte oder mit Frühlingsgrün vordringend, in Waldesmitte begegnen und ihre beiderseitigen Kräfte messen. Wie konnte das in nordischer Weise, wo es sich um Sein und Nichtsein, Tod und Leben handelte, anders vor sich gehen, als im Einzelkamp fund Holmgang? Wir kennen bereits die symbolische Sprache und Darstellung, durch welche der Naturverlauf an den ursprünglichen Göttern ganz ins rein Menschliche und zwar hier in der Form der damals im Norden entwickelten Denkart, Lebensauffassung und Kampfesweise hineingezogen und eingekleidet wurde. Auch hier ist von einem Vertrag die Rede, von einer Lösung des Hauptes um 10 Pfund Goldes nach der altgermanischen Buße, die schon Tacitus erwähnt, die wir in gleichem Sinn bei den Asen Odhin, Hänir und Loki, nachdem sie den Ottur, als welcher der winterliche Gott erschienen war, erschlagen hatten: sie mußten den Otterbalg mit Golde füllen, das Loki jetzt aus des Meeres Tiefe herbeischaffte, mit dem Nibelungenschatz, der als Rheingold mit allen goldnen

Früchten, goldnen Aepfeln der Idunna im Winter in der Gewalt des winterlichen Gottes fern im Norden bei den Eisriesen oder in der Tiefe der Erde oder des Flusses gebettet liegt, bis er zur Frühlingszeit in jedem Jahr in den Besitz des sommerlichen, über den Winter siegenden Lichtgottes zurückkehrt und auf seinem Sonnenroß heimgetragen wird. So haben wir auch bei Orendel und Eise in diesem doppelten Sinn für den abtretenden dahinscheidenden Winter- und dann wieder für den Sommergott diese Goldbuße angedeutet gefunden, als Orendel sich Eises Graurock um 30 Goldpfennige erwirbt und als Breide dem Eise für Orendel den Schild mit Golde zur Buße füllt. Hier zwischen Oervandil und Koller wird der Vertrag zwar erwähnt und festgestellt, ohne daß die einzelnen Züge zur völligen Ausführung gelangen. Es kommt hier mehr auf den Kampf an, der ebenso bedeutungsvoll ist. Horvendil ergreift, ohne seinen Leib mit dem Schilde zu decken, sein Sonnenschwert zum entscheidenden Streich mit beiden Händen, zerhaut zuerst seines Gegners Schild und schlägt ihm dazu seinen einen Fuß ab, — man hätte denken sollen, so daß er nun für die Herausgabe des Goldschatzes mit einem Fuße fortlebt, um später wieder zu seiner Zeit seine Kraft und Herrschaft zu erneuern, aber nein — daß Koller todt zu Boden fällt. Das gleiche Schicksal muß dann noch Kollers ebenso seekampflustige Schwester Sela (Seila Seegöttin) erfahren, so daß nunmehr des kalten Winterkönigs Macht und Herrschaft ganz gebrochen ist. Doch wird ihm, wie versprochen, ein ehrenvolles Begräbniß zu Theil und nach altnordischer Sitte ein Grabhügel aufgerichtet. Der winterliche Koller oder Eise mit Gattin oder Schwester muß erst unterliegen, daß beide verjüngt als Orendel und Breide oder hier als Horvendil und Gerutha siegreich verbunden, zur Herrschaft gelangen. Es ist nur in anderer Färbung derselbe Kampf, wie zwischen Thor und Hrungnir, wo dem verjüngten Thor-Magni gegenüber Thor-Hrungnir an Fuß und Hals, seiner einen Seite, der einen Hälfte seiner Kraft gelähmt, nach der einen Seite seines Wesens erstirbt und darum mit dem Schleifstein in seinem Haupt das memento mori immer beibehält. So ist Odhin einäugig, nachdem er das eine Auge dem winterlichen Mimir im Unterweltsbrunnen verpfändet; so hat Egill seine eine Hand im Kampf um den goldenen

Sonnenring dem Riesen zurücklassen müssen, bis er sie zur Julzeit von der Riesenmutter angeheilt und erneuert erhält; so hat Walthari auch selbst verstümmelt, dem Odhin-Hagen in gleichem Kampf sein Auge, dem Gunther seinen Fuß abgehauen, ehe er mit seiner Hildegund heimkehren, sich vermählen und zur Herrschaft gelangen kann. Ebenso kann auch Horvendil jetzt erst siegreich, wie Orendel zur Breide, heimkehren und sich, wie Svipdagr mit der Menglada, mit der hier an die Stelle der Groa getretenen Gerutha vermählen, die nur von dem historisirenden Saxo zur Tochter des dänischen Königs Rörik gemacht ist. Es ist die Vermählung des siegreichen Sonnenjünglings mit der sonnenglänzenden Erdgöttin im erneuerten Frühlingsschmuck.

Aber auch hier ist des sommerlichen Gottes Glück mit der schönen, milden, liebenden Gerutha nicht von langer Dauer. So groß auch Horvendils Frömmigkeit, Milde und Gerechtigkeit war, daß er wie ein Vater in seinem Reich und über sein Volk waltete, so sehr seine Schönheit, sein Thatenruhm und seine Tapferkeit alles überstrahlte — wir kennen sein verhängnißvolles Geschick. Als seine Stunde zur Hochsommerzeit gekommen, muß er weichen und herabsinken von der Seite seiner geliebten Gattin, aus allem Glanz seines Glücks, von seiner hellstrahlenden Sonnenherrlichkeit in des finstern Todes Gewalt. Und wie wird dieser freilich an sich so natürliche Tod hier motivirt? Sein eigener Widerpart, wie beim Dichter Hamlet ihn so treffend schildert, sein Bruder Fengo trat zur Winterzeit an seine Stelle, der finstre, häßliche, grausame und feige Herrscher, in allen Dingen das grade Gegentheil von seinem lichthellen, liebevollen, tugendreichen Bruder. Dazu kam, daß die Gerutha, wie an sich auch ihr Gemahl Horvendil-Fengo, obwohl hier in zwei Gestalten, die sich überall im natürlichen Gegensatz wie Tag und Nacht, wie Licht und Finsterniß, wie Sommer und Winter, wie Leben und Tod von einander unterscheiden, zertrennt, zugleich als sommerliche und winterliche Gottheit beide Seiten ihres Wesens in sich vereinigend, nun nach Horvendils Tode zugleich als Fengos Gattin erscheint. Da mußte also ganz natürlich der Neid über das glänzende Glück seines Bruders das Motiv zum Tode, zur Ermordung desselben gewesen sein. Und allerdings

war es ja in der That das natürlich berechtigte Verlangen gewesen, sich jetzt nach der Mittsommerzeit an die Stelle seines Bruders zu setzen, in seine Herrschaft einzudringen, sich mit dessen Gattin, der schönen Gerutha, als der jetzt ihm gebührenden Gemahlin zu vermählen. So hat er denn den Bruder zwar meuchlings, aber nicht mit List, sondern mit Gewalt gefällt, hat den aus vielen Wunden blutenden Körper zerstückelt und so mit seinem finsteren Gemüthe ein Reich der grausamsten Tyrannei statt der früheren Friedensherrschaft aufgerichtet. Um solchen Tod bei der jetzt ihm verbundenen Gattin zu rechtfertigen, mußte er vorgegeben haben, König Horvendil habe, wie es freilich im Naturmythus durch seine gewissermaßen malitiosa desertio begründet war, seine Gerutha trotz ihrer Milde und Güte zuletzt aufs bitterste gehaßt, — wie hätte er sich sonst auch von ihr scheiden können? — so daß Fengo nur, um sie vor ihm zu erretten, aus großer Liebe zu ihr jenen aus dem Wege geräumt habe, wodurch zugleich ein wenig ihre ebenso im Naturmythus begründete Untreue erklärt wurde. Sie gab seinen Worten Gehör und buhlte in ehebrecherischer Verbindung mit dem Mörder ihres Gatten, wie die winterliche Erdgöttin, die von ihrem heißgeliebten Sonnengott verlassen ist, überall in den Sagen entweder dem winterlichen Gott sich ergebend, wegen ihrer Untreue, wie auch Frigga und im Harbardslied der Edda Thors Gemahlin, als buhlendes Weib erscheint oder wie z. B. auch Penelope in der Odysseus-, unsre Breide in der Ortendelsage, weil sie mit dem ersehnten, einst doch wiederkehrenden Sonnengott bald von Neuem vereint wird, allen zudringlichen Liebeswerbungen des winterlichen Gottes und der winterlichen Mächte widerstrebend, vielfach bedrängt, beraubt, gemißhandelt, nur zuletzt, wie auch Penelope, wie Gudrun und Breide, aus List und nur zum Schein einwilligend, bis zur Ueberwältigung der buhlenden Freier und Vereinigung mit dem Geliebten treu verbleibt. Nachdem hier jedoch Horvendil zu Fengo geworden, ist entsprechend auch Horvendils Gerutha zu Fengos Gerutha geworden, und es erscheint darum die bis dahin lichte, milde, glänzende Gerutha-Breide nunmehr als die nächtliche, winterliche, alternde Gattin dem finstern Fengo zur Seite gestellt.

Aber wir müssen, auch zum Beweis, daß wir mit unserer Auffassung auf dem rechten Wege sind, die Amlethsage selbst noch eine Weile verlassen und uns die Gerutha, in welcher Shakespeare mit Recht die deutsche Gertrud wiedergefunden, etwas näher ansehen. Denn wie auch Grimm (M. 282) andeutet, ist in der Gertrud, deren Minne die alten Deutschen tranken, die sommerlich mit der Bertha als Spinnerin und mit der Groa als Wahrsagerin, als friedliebende Heilige erschien, die dann, wie die Breide, selbst zu des fronen Himmelreiches Herrlichkeit eingegangen war und andere dorthin mit sich führte, winterlich die Abgeschiedenen zu sich nahm und nächtlich beherbergte, dieselbe Doppelnatur wie in der Freia oder Frigga zu erkennen, so daß auch der rothhaubichte Gertrudsvogel, der Schwarzspecht treffend ihr Doppelwesen darstellte. Der Name Gerutha wird richtig als Geirröd, wodurch sie noch mehr mit Geirvandil als mit Örvandil sich vereinigt, gedeutet: aus der Nacht zum Licht, aus dem Kampf zum Sieg, aus dem Tod zum Leben, aus dem Winter zur rothglänzenden Frühlingssonne — so war ihres Namens und ihres Wesens Bedeutung. Daß aber dem in der That und unzweifelhaft so ist, das finden wir handgreiflich bestätigt, wenn wir zunächst den Fengo an der Seite der Gerutha als Geirröd in der Edda oder als Geruthus bei Saxo und in der weiteren Sage des Näheren betrachten.

2) Fengo-Geirröd nach der Edda.

Wieder wird uns in Bragis Gesprächen der jüngeren Edda eine von Thors Fahrten nach Jotunheim zum Reich der Unterwelt erzählt, die hier die Behausung Geirröds, Geirrödsgard, genannt wird. Loki = Utgardloki, der winterliche Lichtgott, Odhins winterliche Kehrseite, war in Freias Falkenhemd gekleidet — eine Andeutung, daß er ursprünglich auch die Göttin in sich vereinigte — ins Riesenreich nach Geirrödsgard geflogen, wurde hier vom Geirröd gefangen und 3 Monate ohne Speise in eine Kiste gesperrt, oder, wie wir wissen, Loki mußte die winterliche Zeit hier seiner früheren Kraft beraubt, verarmt, gebunden, gefesselt, hungernd in dieser öden, unfruchtbaren Zeit am finstern Todesort bleiben als Geirröd-Loki oder als vom Geirröd geknechteter

Loki, der mit seinem Falken-, Adler- oder Drachengewand jetzt als winterlicher Sturmesvogel erschien. Zu dieser Zeit mußte der seiner früheren Macht entkleidete unterweltliche Gott als Odhin-Thor im fernen Westen oder Norden ohne Miöllnir, Donnerhammer, Stärkegürtel, Eisenhandschuhe weilen. Die Sage erzählt nun weiter, schon etwas märchenhaft, wie Loki, um sich aus Geirröds Gewalt zu lösen, habe versprechen müssen, den bereits von ihm unterschiedenen, getrennten Thor so unbewehrt nach Jotunheim zu bringen. Dies war die auch sonst gefeierte Fahrt Thors nach Geirrödsgard. Aber man konnte sich den gewaltigen Thor den Winterriesen gegenüber nicht anders als siegreich denken. Darum wird auch bei diesem Zuge zwar nicht seine Gefahr verhehlt, aber schon ist die Zeit wiedergekommen, wo seine Asenstärke allen Stürmen, reißenden Winterfluthen, Eisfrösten, Winterwettern gegenüber dem Frühling entgegen zum Himmel hinauf wächst. Es ist der immer neue, in beständigen Variationen wiederholte Kampf und Sieg des neugebornen Lichtgottes über den alten, trotz aller Furchtbarkeit doch ohnmächtigen Wintergott oder des aus dem in seiner Macht gebrochenen, überwundenen, getödteten Winter- und Todesgott erstandenen neuen Licht- und Lebensgottes. So zieht Thor aus mit Loki oder nach Eilifs in der Edda beigefügtem Lied mit Thialfi und anderen Gefährten, zum Zeichen, daß Thor mit Loki, der sich hier an seinen Gürtel hängt, wie mit Odhin-Thialfi ursprünglich eins war. Er macht jetzt noch kraftlos seine Fahrt ohne seine gewöhnliche Waffen- und Kampfesrüstung, in welche der Nordländer nach sich selbst den Gott gekleidet dachte, da diese Waffen zur Winterzeit ruhten und eben mit dem Gotte selbst zur Unterwelt ins Riesenreich gekommen waren. Aber was kann selbst dieser Gott ohne seine Waffen, die an sein Lichtreich gebunden sind? Darum muß er sie auf seiner Fahrt erst wiederfinden, wiedergewinnnen, wenn er etwas ausrichten soll. Er kehrt bei dem Riesenweibe Gridr, der Mutter Widars, des schweigsamen Winter- und Todesgottes, ein, die eben wie Jarnsaxa zur Winterzeit des winterlichen Gottes Weib sein muß. Die ist ihm wie Arinnefia bald dem Eigill-Asmund behülflich, daß er wie Orendel von Frau Eise-Breide seine Waffen wieder erhält, mit denen er

allein den Wintergott zu überwinden vermag. Ja, sie vertritt hier bei Thor mit ihrer Weissagung über Geirröd und ihrer Hülfe die Groa als Gerutha, indem sie als winterliche Göttin jetzt ihm freundlich gesinnt, ihm nicht nur verräth, wie Geirröd zu besiegen ist, sondern ihm auch den bisher von ihr bewahrten Stärkegürtel, die Eisenschuhe, aber statt des Miöllnir ihren Wanderstab verleiht, der die Kraft des neubelebten Gottes nicht nur auf dem Wege über die Himmels- und Erdflur, sondern auch als Fergen durch den Fluß und die Meerfluth stützt, der ebenso gegen alle Gefahr zur Riesenstange, Keule, Lanze und Kampfeswaffe wird. So fährt er zu dem Todtenflusse Wimur, der zur Unterwelt führt, der Asgard von Utgard trennt, der auch als Midgardsschlange wie das wetterische Weltmeer den Erdkreis umschließt. Er fährt hier noch nicht zu Schiff hinüber, reitet auch nicht durch die Waberlohe, die sonst das winterliche Reich umschließt, nicht über die Bifröstbrücke, die Himmel und Westreich verbindet, springt nicht über die Schranken und steilen Mauern desselben wie Hermod und Svipdagr, nein es ist noch die älteste Form, wie der Mensch über den Strom zu kommen vermochte, in welcher der Gott von Asgard nach Utgard gelangt: er watet hinüber und herüber, grade wie mit Örvandil auf dem Rücken über die Elivagar, den Wanderstab in der Hand, sich zu stützen und gegen die fluthende Strömung sich festzuhalten, nur daß der Fluß, wie sonst der Rhein, im Orendel der Jordan oder das wetterische, das Klebermeer, hier im Norden das Weltmeer ist, welches er durchwatet. Und wie Örvandil auf seinem Rücken, der verjüngte Gott, er selbst ist, Vater und Sohn, Thor und Magni eins, so hängt in gleichem Sinn Loki am Gurte. Wie sinnig schön, voll tiefer Bedeutung hat das christliche Volk der Deutschen später, wie wir oben schon bemerkt, hieraus den Christophoros gemacht, der auf Grids Stab gestützt die Fluthen durchwatet und in der Mitte nicht durch die reißende Strömung, sondern durch den Heiland der Welt, der seinen trotzigen Sinn in die Tiefe zur Taufe beugt, gefährdet, sich kaum ans Ufer rettet am jetzt von Neuem ergrünenden Stab und damit, wie noch beim Tannhäuser der deutschen Sage ebenso christlich umgedeutet, die wiederkehrende, über des Winters und der Eisstürme Macht

siegende Fruchtbarkeit der Erde symbolisirt. Noch tritt ihm Geirröds Tochter in dem von den Bergklüften geschmolzenen Schnee und Eis entgegen, wodurch die Fluth zum reißenden Bergstrom anschwillt, daß des Frühlings Macht fast zu Schanden wird, der Gott trotz seiner erneuerten Kraft kaum zu widerstehen vermag. Aber auch der letzte Widerstand wird gebrochen. Schon erwacht am Ufer das erste Grün, es ist der Sieg des Gottes bereitet und in diesem Sinn war der neuausschlagende Sperberbaum Thors Rettung. So kann er es aufnehmen mit dem winterlichen Todesgott Geirröd oder Geruthus. Er tritt in die geräumige Halle, findet jedoch nur einen Sitz, auf den er sich niedersetzt. Aber siehe, der Stuhl hebt sich unter ihm höher und höher zur Decke, daß er Grids Stab gegen das Sparrwerk stützt und den Stuhl herabdrückt. Da entstand großes Gekrach und lautes Geschrei, denn er hatte den beiden Töchtern des Geirröd, Gialp und Greip, unter seinem Stuhl den Rücken zerbrochen, daß nun die immer höher steigenden und alles zerstörenden Fluthen, des Winters letzte verderbliche Macht zum Schaden der erneuerten Erde, seiner siegreichen Frühlingsmacht unterliegen mußten im krachenden Zusammenbrechen des Winterschnees und Eises vor dem Sonnenlanze des verjüngten Gottes Geirröd-Orendel, Thor-Magni, Odhin-Loki. Aber der winterliche Gott mußte erst selbst zusammenbrechen, ehe aus ihm und für ihn der Frühlingsgott erstand. Der letzte Kampf erscheint darum hier wie so oft als ein Wettspiel, wer obzusiegen vermöge. Es brennen große Feuer in Geirröds Halle, denn in Westen muß das Feuer der Sonne, das dort untergeht, verborgen sein, daß es von dort zu seiner Zeit wiederkehren könne: es ist Lokis winterliches Sonnenlicht, das dem Nordländer auch im Mittwinter in der Mitternachtssonne brennt. Als nun Thor dem Geirröd in der Halle gegenübersteht, da faßt dieser mit der Zange einen glühenden Eisenkeil, den er nach Thor schleudert, wie auch zur Frühlingszeit der winterliche Gott noch nächtliche Blitze wirft. Aber Thor fängt ihn mit den Eisenhandschuhen in der Luft auf und wirft nun mit seiner verjüngten Asenkraft den jetzt endlich wieder in seine Hand gelangten Donnerkeil, daß derselbe durch die Eisensäule des Eises, hinter welcher sich Geirröd in seinem Eispalast verbirgt,

hindurchfährt, den Geirrod-Eise durchbohrt und durch die Wand noch in die Erde fährt. So war des Winters nächtliche Macht gebrochen und der jugendliche Tagesgott hatte seine Siegeskraft und sein Lichtreich wieder hergestellt.

3) Fengo-Geruthus nach Saxo.

Was uns hier die Edda erzählt hat, wird nun in späterer Fassung bereits mehr ethisch umgebildet und ausgeführt, mit ausdrücklicher Beziehung hierauf von Saxo berichtet, so daß wir, wie in der deutschen Orendelsage eine deutsche, hier in der Fahrt nach Geirrödsgard zum unterweltlichen Geruthus fast eine nordische Odyssee wiederfinden, wenn auch die Züge durch spätere Umdichtung ins Märchenhafte und Groteske von ihrer ursprünglichen Einfachheit eingebüßt haben. Der zu Grunde liegende Sinn ist derselbe, darum wird es genügen, aus Saxos ausführlicher Erzählung hier nur die Hauptzüge zu verzeichnen. Saxo erzählt Folgendes.

Dem König Harald folgte in Dänemark sein Sohn Gorm, welcher voll Verlangen, die Geheimnisse der Natur zu erforschen, durch kühne Seefahrten sich Ruhm zu erwerben versuchte. Er machte sich darum auf den Weg, die in den Dichtungen der Isländer vielerwähnte Behausung des Geruthus (Geirröd) zu erkunden. Dort sollten, wie man wissen wollte, ungeheure Schätze aufgehäuft sein, aber die Reise sei voller Gefahren und für einen Sterblichen kaum zu vollenden; denn man müsse das die Erde umkreisende Weltmeer überschiffen, und dann, nachdem der Sonne und der Sterne Licht erblichen, noch in chaotischer Wüstenei und Finsterniß weite Strecken durchwandern. Aber das Alles schreckte den jungen König nicht. Mit 300 Gefährten machte er sich auf und erwählte Thorkill zum Führer, der den Weg kannte und dort von Allem Bescheid wußte. Dieser war es zufrieden und rieth fürs Erste, um das wilde Meer befahren zu können, wie Eigel-Orendel, drei starke Schiffe zu bauen, dieselben reichlich mit Speisevorrath anzufüllen und oben darüber, wie es ehemals Sitte im Norden war, mit Rindshäuten zu umschließen, daß die inneren Schiffsräume gegen das Eindringen der Winterfluthen geschützt wären. So ging die Fahrt auf

3 Schiffen je mit 100 ausgewählten Mannen, vor sich. Aber kaum waren sie nach Halogia (Helgoland) gekommen, so erhoben sich heftige Winterstürme, daß sie weit vertrieben wurden und bei entstandenem Mangel an Lebensmitteln kaum wie zur Winterzeit mit wenig Brei ihr Leben fristeten. Nach langer Fahrt hören sie endlich aus der Ferne das Brausen eines Sturmwindes an den schäumenden Klippen und erkennen daraus, daß sie dem Lande nahe sind. Einer erklettert schnell den Mast und meldet, daß eine steile Felseninsel in Sicht sei. Voller Erwartung steigen alle ans Land und klettern auf steilen Felsenpfaden zu einer nahen Höhe hinauf. Da erblicken sie am Strande zahlreiche (wie beim Odysseus dem Helios gehörende) Rinderheerden. Thorkill gebietet ihnen, davon für sich nur so viel zu nehmen, als genügend sei, ihren Hunger zu stillen, sonst würden die hier waltenden Götter sie nicht von hinnen lassen. Allein die Schiffer kehren sich nicht an solch Gebot, sondern füllen ihre Schiffsräume mit dem Fleisch der erschlagenen Thiere. Die Strafe folgte auf dem Fuße. In der folgenden Nacht kamen allerlei Schreckensgestalten herangeflogen, erfüllten den ganzen Wald mit ihrem Geschrei und umschwärmten die verschlossenen Schiffe. Besonders ein Ungeheuer darunter, viel größer noch als alle übrigen, durchwatete mit einer großen Stange bewaffnet die Tiefe, kam nahe an die Schiffe heran und rief: sie würden nicht eher von hinnen fahren, ehe sie durch ein Mannesopfer für jedes Schiff den Schaden an der göttlichen Heerde gesühnt hätten. So mußten sie denn auf Thorkills Rath unter einander loosen, daß drei aus ihrer Mitte für die Uebrigen büßten. Darauf erlangten sie günstigen Wind und fuhren nach dem äußersten Biarmien in das Land, wo beständig die Kälte herrscht und tiefer Schnee liegt. Der Boden ist völlig unfruchtbar, voll unwegsamer Wälder und schrecklich wilder Thiere; die Flüsse schäumen in reißender Strömung über die in ihrem Bett befindlichen Klippen. Thorkill läßt hier die Schiffe ans Land ziehen und am Gestade Zelte aufschlagen, da es jetzt nur noch eine kurze Strecke bis zum Geruthus sei. Doch solle keiner mit denen, die zu ihnen kommen würden, sich in ein Gespräch einlassen, um sie nicht durch ihre Worte zu reizen, sondern jeder solle in beständigem Schwei-

gen verharren: er allein würde für sie reden, da er von früher bereits dieses Volkes Sitten und Gewohnheiten kenne. Als nun die Abenddämmerung hereinbrach, kam ein riesenhafter Mann zu ihnen und begrüßte sie alle bei ihrem Namen. Alle waren darüber erstaunt, doch Thorkill ermuthigte sie, ihn freundlich aufzunehmen: das sei Guthmund, des Geruthus Bruder, der alle, die hier gelandet, in den großen Gefahren am treusten beschütze. Auf Guthmunds Frage, warum sich alle so schweigend verhielten, erwiederte ihm Thorkill, sie schämten sich nur zu reden, weil sie seine Sprache nicht verständen. Jener ladet sie hierauf zu sich zu Gaste und nimmt sie auf seine Wagen. Wie sie nun weiter fahren, erblicken sie einen Fluß (Edda: Giall), über den eine goldne Brücke führt (Edda: Giallarbro). Gerne wären sie da hinübergefahren, aber er hielt sie davon zurück, weil dieser Fluß die Grenze bilde zwischen der Menschenwohnung (Midgard) und der Schreckenswelt (Utgard), daß kein sterblicher Fuß darüber hinaus dürfe. So kommen sie denn in die Behausung ihres Führers. Hier führt Thorkill erst seine Genossen bei Seite und ermahnt sie, unter allen Versuchungen, die ihrer hier warteten, sich als tüchtige Männer zu erweisen: sie sollten sich aller fremden Speisen und Getränke enthalten und nur mit dem eigenen Mundvorrath sich ernähren; sie sollten von den Eingeborenen getrennt lagern und niemand unter ihnen auf dem Lager berühren; denn wer ihre Speisen oder ihren Trank gekostet, oder sonst Gemeinschaft mit ihnen gemacht, der verliere sein Gedächtniß und müsse immer mit diesen Hünenschaaren zusammenleben. In Guthmunds Halle umstanden dessen 12 kluge Söhne und 12 glänzend schöne Töchter die Tische. Sobald jedoch der Wirth bemerkte, daß der König mit seinen Genossen nur die von ihnen mitgebrachten Speisen aß, beschwerte er sich, daß seine Gastfreundschaft zurückgewiesen werde. Aber Thorkill entschuldigte ihn, daß er nur aus Sorge für seine Gesundheit die gewohnten Speisen vorziehe. Guthmund erkannte nun, daß er mit seiner Verlockung im Essen bei der Mäßigkeit der Gäste nichts ausrichte; er versuchte es darum mit ihrer Keuschheit. Dem König selber bot er seine Tochter zur Ehe an; die andern könnten sich wählen, welche sie von seinen Dienerinnen wollten.

Aber Thorkill wußte auch dieser Versuchung vorzubeugen, obgleich er dabei ein ebenso vorsichtiger Gast wie heitrer Tischgenosse blieb. Nur vier von den Dänen konnten solcher Lust nicht widerstehen. Dafür wurden sie sogleich ihrer Erinnerung und ihres Verstandes beraubt, während sie sonst, wenn sie ihre Keuschheit bewahrt, Riesenstärke erlangt und bald in ihrem Vaterland die herrlichsten Thaten vollbracht hätten. Doch Guthmund gab auch jetzt nicht alle Hoffnung auf. Er pries dem König die Zauberreize seines Gartens und wollte ihn dorthin führen, daß derselbe von Sinnenreiz verleitet, dessen Früchte koste. Allein vom Thorkill vorher gewarnt, verschmähte er auch diese Lockung, da er eilen müsse, seine Reise fortzusetzen. So sah sich endlich Guthmund durch die Vorsicht des Königs überwunden, genöthigt, sie an das jenseitige Ufer zu bringen und sie fortziehen zu lassen. Sobald sie hier in Utgard weiter kamen, sahen sie vor sich, wie in eine dunkle Nebelwolke gehüllt, eine schwarze wüste Stadt. Zwischen ihren Mauerzinnen steckten auf Pfählen abgeschlagene Menschenhäupter. Dazu hüteten vor den Thoren des Eingangs wilde Hunde. Aber Thorkill hielt ihnen ein Horn, das er mit Fett bestrichen, zum Ablecken vor und stillte damit ihre Wuth. Oben öffneten sich nun vor ihnen die Thore, zu welchen sie auf steilen Stufen hinanklettern. Als sie hier eintraten, sahen sie im Innern die Stadt voll schwarzer häßlicher Gespenster, deren Umherflattern schrecklich anzusehen und anzuhören war. Alles war ringsum von widerwärtigem Schmutz und stinkendem Nebel erfüllt. Bald standen sie vor einer steinernen Behausung, welche dem Geruthus als Königsburg diente. Schon wollten sie die enge, schaurige Steinhalle betreten, aber sie blieben mit verhaltenem Schritt am Eingang stehen. Thorkill sieht sich bei ihrem Zaudern um und ermuthigt sie, vorzugehen, ermahnt sie jedoch, daß sie im Hause keinerlei Geräth, wenn es noch so verlockend anzusehn wäre, anfaßten, sonst würden ihre lüsternen Hände unauflöslich daran haften bleiben; außerdem sollten sie immer in Reihen von je 4 Mann eintreten. So gingen denn zuerst Broder und Buchi, denen Thorkill mit dem König sich anschließt, in die Halle; hierauf die Uebrigen in gleicher Ordnung. Die Wohnung war im Innern ganz verfallen, von

schrecklichem Dunst erfüllt und auch sonst mit Allem reichlich ausgestattet, was die Augen und Sinne betäuben konnte. Die Thürpfosten waren mit jahrelangem Ruß bedeckt, die Wand von Schimmel überzogen, die Decke aus Speeren zusammengefügt, während der Fußboden von Schlangen und jeglichem Schmutze starrte, daß die Ankömmlinge sich nicht weniger über solchen Anblick als über den fast unerträglichen Gestank entsetzten. Auf den eisernen Stühlen, zwischen denen bleiernes Flechtwerk lag, saßen leblose Schreckensgestalten. Die Schwelle wurde von furchtbaren Pförtnern bewacht, welche theils mit Knitteln an einander schlugen, theils ein Bocksfell hin und her schwangen und so ein schreckliches Getöse verursachten. Nachdem Thorkill hier noch einmal seine Warnung wiederholt, mit ihren Händen nichts anzufassen, gehen sie vorwärts und erblicken einen halb zertrümmerten Felsen und nicht weit dahinter auf einem höhern Sitz einen Alten mit durchbohrtem Körper, außerdem 3 Weiber mit starken Kröpfen, aber zerbrochenem Rücken auf einem Lager ausgestreckt. Die Gefährten wollen wissen, was das sei, und Thorkill, welcher den Grund der Dinge wohl wußte, belehrt sie, daß einst der Gott Thor durch des feindlichen Riesen Frechheit gereizt, dem Geruthus im Kampf einen glühenden Stahl durch die Brust und weiter durch den zertrümmerten Felsen getrieben habe, die Frauen aber seien vom Blitz getroffen und dadurch für ihren Angriff gegen den Gott gestraft. Beim Weitergehen erblicken sie vor sich eine Reihe mit 7 goldenen Gurten umspannter Tonnen (dolia septem zonis aureis circumligata), um welche vielfach silberne Hängereifen (circuli ex argento pensiles) geschlungen waren. In der Nähe lag eines ungeheuren Thieres Zahn an den äußersten Enden mit Gold gefaßt, daneben ein ungeheures Horn von einem Auerochsen mit funkelnden Edelsteinen kunstreich geschmückt und ausgelegt, und weiter ein schweres goldnes Armband. Da konnte es einer doch nicht lassen und streckte von größter Habgier überwältigt seine lüsternen Hände nach dem Golde aus, ohne an das darunter lauernde Verderben zu denken; ein anderer ebenso nach dem Horn, der dritte packte den großen Zahn auf seine Schultern, der ihm um so prächtiger erschien, als er vor die Augen gehalten lauter

Zaubergestalten zeigte. Aber das Armband ward zur Schlange und zielte mit giftigem Zahn nach dem, der es genommen; das Horn verlängerte sich zum Drachen und raubte seinem Träger das Leben; der Zahn wurde zum Schwerte und tauchte seine Spitze in das Herz seines Eigners. Dadurch wurden die Uebrigen so erschreckt, daß sie fürchteten, auch in ihrer Unschuld vom gleichen Verderben ereilt zu werden. Sie gehen weiter in ein zweites Zelt, wo hinten der Ausgang zu einem engeren abgeschlossenen Raume führt, in welchem sie einen reichen Schatz von übermenschlich großen Waffen und Geräthen finden, darunter besonders einen Königsmantel mit einem reich geschmückten Hut und einem prächtigen Gürtel (cingulum). Das erregte selbst Thorkills Bewunderung, und so sehr er die Anderen immer gewarnt hatte, steckte er selbst die Hand in das Gewand, daß dadurch auch die Uebrigen zu gleichem Raube ermuthigt wurden. Doch plötzlich wurde dieser ganze Raum in seinen Grundvesten erschüttert, daß er schon zu wanken anfing. Die Frauen schrieen auf, man habe die verruchten Räuber schon zu lange geduldet; und all die Gestalten, welche vorher wie todt und leblos erschienen, sprangen, als ob sie den Worten der Frauen gehorchten, von ihren Sitzen auf und stürmten mit heiserem Gebrüll heftig auf die Ankömmlinge ein. Jetzt griffen nun auch Broder und Buchi, wie sie sonst gewohnt, um die auf sie eindringenden Ungethüme abzuwehren, zu den allerseits herbeigebrachten Waffen und zerschmetterten mit ihren Bogen und Schleudern die auf sie losgelassene Schaar der Ungeheuer. Dennoch wurden durch diese Bogenschützen von dem ganzen Gefolge des Königs nur 20 gerettet; alle übrigen waren von den Ungethümen zerfleischt worden. Die Ueberlebenden kehrten zum Flusse zurück, wo Guthmund sie auf dem Schiff hinübersetzt, in sein Haus aufnimmt und, da er sie trotz seiner vielen Bitten nicht zurückhalten kann, reich beschenkt fortziehen läßt. Nur Buchi vergaß hier zuletzt noch seiner früheren Kraft und Enthaltsamkeit. Von unzertrennlicher Liebe zu einer von Guthmunds Töchtern getrieben, verband er sich mit ihr. Doch plötzlich verlor er als ein Opfer seiner Sinnenlust alle Besinnung. Als er nun seinem König bei der Abreise das Ehrengeleit geben und dabei über

eine Untiefe setzen wollte, drangen die Räder tiefer ein. Er fiel in den Fluß und fand von den Fluthen fortgerissen, hier seinen Tod. Darum beschleunigte der König nur noch eifriger seine Fahrt. Dieselbe war auch anfangs günstig, aber bald wurde er von widrigen Winden verschlagen, daß zuletzt noch manche Gefährten vor Hunger starben und nur wenige übrig blieben. Da wandte er sich zum Gebet, um in der Noth die göttliche Hülfe zu erflehen, und während die Uebrigen bei andern Göttern Rettung suchten, brachte er seine Opfer und Gebete dem Utgarthiloki dar, von welchem er denn auch die erwünschte günstige Fahrt erhielt. So gerettet kehrt er endlich in sein Vaterland nach Dänemark zurück. Hier vermählte er sich mit einer Königstochter aus Schweden und führte mit derselben ein ruhiges Leben.

Soweit zunächst des Saxo vielfach schon ins Märchenhafte gezogener und wie es scheint durch christliche Auffassung etwas grau gefärbter Bericht. Aber dennoch finden wir unverkennbar trotz der Zertrennung mancher Glieder und Momente des Ganzen, wie unzweifelhaft einerseits die von Saxo dem Thorkill in den Mund gelegte Beziehung auf Thors Geirrödsfahrt, andrerseits die am Schluß erwähnte Verknüpfung des Königs Gorm mit Utgardloki andeutet, hier nur im Einzelnen durch weitere Züge ausgeführt, im Wesentlichen denselben Gedanken wieder dargestellt, wie früher im Bericht der Edda. Thorkill ist kein anderer als Thor selbst, dem der König Gorm ähnlich wie sonst Odhin-Thialfi oder Odhin-Loki zur Seite steht. Es ist damit zugleich die ursprüngliche Identität von Odhin-Loki und Utgardloki als sommerlicher und winterlicher Lichtgott angedeutet. So tritt denn der König Gorm bei dem Zuge hinter Thorkill, der eben hier seine Stelle einnimmt, fast ganz zurück, und wenn schließlich in einer Reihe neben einander Broder, Buchi, Thorkill, Gorm in Utgard eindringen, so sind alle 4 nur auseinander gelöste Gestalten der einen Lichtgottheit, die jetzt zur Winterzeit in die Behausung des ewigen Schnees und Eises, der chaotischen Einsamkeit und Finsterniß, wozu die Erde jetzt verurtheilt ist, hinabsteigen muß. Thorkill-Gorm-Broder-Buchi = Odhin muß zum Utgardloki werden, bis Utgardloki nach der gefahrvollen Heimkehr zur

Zaubergestalten zeigte. Aber das Armband ward zur Schlange und zielte mit giftigem Zahn nach dem, der es genommen; das Horn verlängerte sich zum Drachen und raubte seinem Träger das Leben; der Zahn wurde zum Schwerte und tauchte seine Spitze in das Herz seines Eigners. Dadurch wurden die Uebrigen so erschreckt, daß sie fürchteten, auch in ihrer Unschuld vom gleichen Verderben ereilt zu werden. Sie gehen weiter in ein zweites Zelt, wo hinten der Ausgang zu einem engeren abgeschlossenen Raume führt, in welchem sie einen reichen Schatz von übermenschlich großen Waffen und Geräthen finden, darunter besonders einen Königsmantel mit einem reich geschmückten Hut und einem prächtigen Gürtel (cingulum). Das erregte selbst Thorkills Bewunderung, und so sehr er die Anderen immer gewarnt hatte, steckte er selbst die Hand in das Gewand, daß dadurch auch die Uebrigen zu gleichem Raube ermuthigt wurden. Doch plötzlich wurde dieser ganze Raum in seinen Grundvesten erschüttert, daß er schon zu wanken anfing. Die Frauen schrieen auf, man habe die verruchten Räuber schon zu lange geduldet; und all die Gestalten, welche vorher wie todt und leblos erschienen, sprangen, als ob sie den Worten der Frauen gehorchten, von ihren Sitzen auf und stürmten mit heiserem Gebrüll heftig auf die Ankömmlinge ein. Jetzt griffen nun auch Broder und Buchi, wie sie sonst gewohnt, um die auf sie eindringenden Ungethüme abzuwehren, zu den allerseits herbeigebrachten Waffen und zerschmetterten mit ihren Bogen und Schleudern die auf sie losgelassene Schaar der Ungeheuer. Dennoch wurden durch diese Bogenschützen von dem ganzen Gefolge des Königs nur 20 gerettet; alle übrigen waren von den Ungethümen zerfleischt worden. Die Ueberlebenden kehrten zum Flusse zurück, wo Guthmund sie auf dem Schiff hinübersetzt, in sein Haus aufnimmt und, da er sie trotz seiner vielen Bitten nicht zurückhalten kann, reich beschenkt fortziehen läßt. Nur Buchi vergaß hier zuletzt noch seiner früheren Kraft und Enthaltsamkeit. Von unzertrennlicher Liebe zu einer von Guthmunds Töchtern getrieben, verband er sich mit ihr. Doch plötzlich verlor er als ein Opfer seiner Sinnenlust alle Besinnung. Als er nun seinem König bei der Abreise das Ehrengeleit geben und dabei über

eine Untiefe setzen wollte, drangen die Räder tiefer ein. Er fiel in den Fluß und fand von den Fluthen fortgerissen, hier seinen Tod. Darum beschleunigte der König nur noch eifriger seine Fahrt. Dieselbe war auch anfangs günstig, aber bald wurde er von widrigen Winden verschlagen, daß zuletzt noch manche Gefährten vor Hunger starben und nur wenige übrig blieben. Da wandte er sich zum Gebet, um in der Noth die göttliche Hülfe zu erflehen, und während die Uebrigen bei andern Göttern Rettung suchten, brachte er seine Opfer und Gebete dem Utgarthiloki dar, von welchem er denn auch die erwünschte günstige Fahrt erhielt. So gerettet kehrt er endlich in sein Vaterland nach Dänemark zurück. Hier vermählte er sich mit einer Königstochter aus Schweden und führte mit derselben ein ruhiges Leben.

Soweit zunächst des Saxo vielfach schon ins Märchenhafte gezogener und wie es scheint durch christliche Auffassung etwas grau gefärbter Bericht. Aber dennoch finden wir unverkennbar trotz der Zertrennung mancher Glieder und Momente des Ganzen, wie unzweifelhaft einerseits die von Saxo dem Thorkill in den Mund gelegte Beziehung auf Thors Geirrödsfahrt, andrerseits die am Schluß erwähnte Verknüpfung des Königs Gorm mit Utgardloki andeutet, hier nur im Einzelnen durch weitere Züge ausgeführt, im Wesentlichen denselben Gedanken wieder dargestellt, wie früher im Bericht der Edda. Thorkill ist kein anderer als Thor selbst, dem der König Gorm ähnlich wie sonst Odhin-Thialfi oder Odhin-Loki zur Seite steht. Es ist damit zugleich die ursprüngliche Identität von Odhin-Loki und Utgardloki als sommerlicher und winterlicher Lichtgott angedeutet. So tritt denn der König Gorm bei dem Zuge hinter Thorkill, der eben hier seine Stelle einnimmt, fast ganz zurück, und wenn schließlich in einer Reihe neben einander Broder, Buchi, Thorkill, Gorm in Utgard eindringen, so sind alle 4 nur auseinander gelöste Gestalten der einen Lichtgottheit, die jetzt zur Winterzeit in die Behausung des ewigen Schnees und Eises, der chaotischen Einsamkeit und Finsterniß, wozu die Erde jetzt verurtheilt ist, hinabsteigen muß. Thorkill-Gorm-Broder-Buchi = Odhin muß zum Utgardloki werden, bis Utgardloki nach der gefahrvollen Heimkehr zur

Frühlingszeit wieder zum Odhin, zum Gorm-Thorkill wird, der sich jetzt mit der Erde neu vermählt und ein friedliches, ruhiges Dasein führt, bis seine Wanderung nach Norden von Neuem beginnt. Dann wiederholt sich dieselbe Irrfahrt, und wir können darum zur Bestätigung, ehe wir einen kurzen Blick auf die einzelnen Momente dieser Sage werfen, die bei Saxo unmittelbar folgende nur wenig veränderte neue Fahrt des Gottes zu demselben Ziel, da beide sich ergänzen und gegenseitig auch erklären, am zweckmäßigsten gleich beifügen. Saxo erzählt also in seiner Weise weiter.

Als König Gorm alt ward, gedachte er daran, wohin seine Seele nach dem Tode kommen würde. Und wie er noch darüber sorgte, kamen etliche, die dem Thorkill nichts Gutes gönnten, und überredeten den König, er müsse dazu vor Allem den Utgarthiloki versöhnen, das könne aber niemand besser als Thorkill. Ja man wollte sogar wissen, daß dieser des Königs Feind sei und ihm nach dem Leben stelle. Da nun Thorkill sah, in welche Gefahr er gebracht werde, so erbat er sich gerade die Urheber jener falschen Beschuldigungen zu seinen Reisegefährten. Gerne hätten sie nun zwar ihren bösen Rath widerrufen, aber es war zu spät, sie mußten die Reise mitmachen. Sie fügten sich endlich ins Unvermeidliche, ließen die Fahrzeuge mit Stierhäuten überziehen und mit Mundvorrath versehen. So fuhren sie aus und kamen in die Gegend, wo weder die Sonne noch die Sterne schienen und lauter Finsterniß herrschte. Lange dauerte die Fahrt, bis Holzmangel entstand, daß sie nichts mehr für den Heerd hatten und ihre Speisen roh verzehren mußten, wodurch bald viele ihren Tod fanden. Aber endlich leuchtet ihnen ein Feuer. Thorkill will sich selbst auf den Weg machen, um es zu holen, aber um besser seinen Weg zu den Genossen zurückzufinden, befestigt er oben auf der Spitze des Mastbaums einen hellleuchtenden Edelstein, der ihm sicher heimwärts leuchte. Dann steigt er ans Land und bemerkt hier eine enge Höhle. Er dringt hinein, während seine Genossen ihn draußen erwarten sollten, und erblickt drinnen zwei große Riesenadler, d. h. Riesen in Adlergestalten (aquilones), denen alles, was sie mit ihren Hornschnäbeln berührten, in Feuer brannte. Aber schrecklich

war, ganz wie in der Wohnung des Geruthus, nicht nur der Eingang, sondern alt die Thürpfosten, von Schimmel überzogen die Wände, schmutzig die Decke, mit Schlangen bedeckt der Fußboden. Sobald er eingetreten, begrüßt ihn einer der Riesen und spricht: „Du hast ein schweres Wagniß unternommen, daß du in das außerweltliche Gebiet vordringen, den ungewöhnlichen, unerforschlichen Gott besuchen willst. Doch will ich dir den Weg dahin zeigen, wenn du mir drei Wahrheiten in drei Sinnsprüchen auszusprechen vermagst.“ Thorkill erwiedert: „Ich erinnere mich nicht, eine nasenhäßlichere Familie gesehen zu haben; bin auch nirgends hingekommen, wo ich lieber wieder fort wäre; auch halte ich den Fuß für besser, der zuerst von hinnen gehen kann.“ Der Riese war mit Thorkills Weisheit zufrieden und sagte ihm, er möge nur dorthin wandern, wo kein Gras mehr wachse und kein Licht mehr scheine; aber ehe dieser Ort erreicht werden könne, müsse er noch 4 Tage lang mit angestrengtem Rudern weiterfahren, dann werde er dort den Utgarthiloki in seiner schwarzen Höhle finden, die dieser sich zur schmutzigen Behausung erwählt. Thorkill erschrickt zwar über diese lange Reise, aber verliert doch den Muth nicht und bittet den Riesen um etwas Heerdfeuer. Der Riese entgegnet: „Wenn du Feuer begehrst, mußt du mir erst noch drei andere Wahrheiten in drei gleichen Sinnsprüchen sagen.“ Drauf Thorkill: „Man muß dem Rath auch eines armen Rathgebers folgen; ich bin soweit vorgegangen in meiner Verwegenheit, daß ich, wenn ich zurückkomme, meine Rettung nur meinen Füßen verdanke; und wenn ich jetzt frei zurückkönnte, würde ich auf Nimmerwiederkehr bedacht sein.“ — So brachte er seinen Genossen das Feuer zurück, erlangte guten Fahrwind und landete am vierten Tage bei dem gedachten Hafen. Er ging mit den Gefährten ans Land, und in der That wechselte hier die beständige Nacht mit keinem Sonnenlicht, daß sie kaum vor sich sehen konnten. Da erblickt er einen ungeheuren Felsen, den er erst durchforschen muß. Er gebietet seinen Genossen, draußen Wache zu halten und zur Schutzwehr gegen die bösen Geister hier am Eingang aus Kieselsteinen Feuer zu schlagen und anzuzünden. Dann zwängt er seinen Körper, während andere ihm das Licht vortragen, durch

den engen Eingang der Höhle, kriecht durch die heranschleichenden Schlangen vorwärts und erblickt an allen Seiten eine Menge eiserner Sessel, dazu weiterhin ein stilles, in einem sandigen Bett ruhig dahinfließendes Gewässer. Er geht hinüber und kommt zu einer noch weiter hinabführenden Höhle, wo ihnen ein schwarzes, schmutziges Gemach sichtbar wird. In demselben sehen sie Utgarthiloki an Händen und Füßen mit ungeheuren Ketten belastet, während seine übelduftenden Haare so groß und struppig wie hörnerne Lanzen emporstarren. Thorkill reißt mit Hülfe seiner Genossen eins davon aus seinem Kinn heraus und bewahrt es auf, um später seine Thaten damit zu beglaubigen. Aber es ging sogleich ein solcher Gestank davon aus, daß die Umstehenden nur aufathmen konnten, wenn sie sich ihre Nasen mit dem Mantel zuhielten. Kaum fanden sie den Ausgang, als sie zugleich von den überall heranfliegenden Drachen mit Geifer bespuckt wurden, daß nur 5 Gefährten mit dem Thorkill das Schiff erreichten. Alle anderen werden von dem Gifte hingerafft. Auch hier werden sie noch von den wilden Gespenstern verfolgt, daß sich die Schiffer nur durch ihre Häute vor dem Gifte schützen können. Ja, als einer nur auszuschauen wagte, wurde ihm das Haupt vom Halse gelöst, wie wenn es mit einem Schwerte abgehauen wäre; und als ein anderer nur die Augen aus jener Schutzwehr herussehen ließ, zog er die augenleeren Höhlen unter dieselben zurück, und ein dritter, der die Hand nur herausstreckte, behielt von solchem Gifte nur den Rumpf zurück. Während nun die Uebrigen ihre besonderen Götter anriefen, betete Thorkill zum Allfadur (universitatis deum) und erlangte dadurch eine günstige Schifffahrt, daß sie bald den bekannten Himmel mit seinem Lichte wiedersahen, und sich wie in eine neue Welt versetzt fühlten. Endlich landete Thorkill in Deutschland, wo er die Christentaufe erhielt, und kehrte zuletzt nur noch von zwei Genossen begleitet und durch die lange Fahrt fast unkenntlich geworden, nach Dänemark zurück. Nachdem er sich von allem Schmutz gereinigt hatte, wollten alle hören, was er auf der Reise erlebt habe. Doch auch jetzt noch fehlte es nicht an Neidern, welche dem König vorredeten, es werde sein Tod sein, wenn er erfahren, was

Thorkill berichte. Ja, er selbst glaubt, daß diese Versicherung ihm durch ein Traumgesicht bestätigt werde, und will ihn darum zur Nachtzeit tödten lassen. Aber dem Thorkill wird diese Absicht des Königs verrathen, daß er sein Schlafgemach heimlich verläßt und statt seiner einen großen Holzklotz hinlegt, welcher dann auch von denen, die zum Morde angestiftet waren, getroffen wird. Am folgenden Tage tritt er beim König ein und hält ihm seinen Undank vor, daß dieser allem drohenden Geschick zum Trotz bereit und auch begierig ist, zu hören, was er unterwegs erlebt habe. Alles Andere hört er auch mit großem Eifer an, aber das Schreckliche, das jener von seinem Gott Utgarthiloki zu erzählen hatte, konnte er nicht zu Ende hören, sondern gab voll Zorn und Unwillen darüber mitten in dessen Erzählung seinen Geist auf. So gelangte er nun dahin, wohin er gehörte. Ja, auch der schreckliche Geruch des Haares, welches Thorkill zur Beglaubigung seiner Thaten, dem Riesen aus dem Kinnbart gerissen, drang so verderblich auf die Umstehenden ein, daß unter diesen noch mehrere ihren Tod fanden. — Soweit die Erzählung des Saxo.

Wir sehen also im Wesentlichen die Uebereinstimmung in den Hauptzügen dieser Doppelfahrt einmal Thorkills mit dem König, das andere Mal Thorkills ohne denselben. Wenn wir uns aber den Charakter dieser Doppeldichtung vergegenwärtigen, so finden wir zwar in der Zusammenstellung von Brodr und Buchi noch in der Form die Alliteration angedeutet, welche auf ihr ursprünglich hohes Alter hinweist, aber die ganze Färbung der Sage führt uns, wie ausdrücklich durch den Schluß bestätigt wird, in die christliche Zeit, in welcher die alten Heidengötter und -Gestalten schon in die Tiefen der Berge und Höhlen entrückt, die Vorstellungen von dem Todesreich, von Utgard nicht nur die Naturbeschaffenheit des eisigen Nordens, sondern auch allen Dunst und Dampf, alles Widrige und Häßliche, was nach christlicher Anschauung der Hölle anhaftet, angenommen und mit allen bösen Geistern und Gespenstern derselben ausgestattet, dazu vor Allem auch mehr ins Christlich-ethische eingekleidet werden. Streifen wir jedoch diese später vom christlichen Dichter oder Erzähler zugefügte Hülle, Färbung und fremdartige

Ausstattung, die nicht schon dem 9. Jahrhundert, worauf die Angabe, daß Thorkill wie zu Ansgars Zeit grade in Deutschland mit dem Christenthum bekannt werden muß, sonst hinweist, sondern einer spätern Umarbeitung angehört, wo die Heidenwelt schon mehr geschwärzt und verkommen erscheint, so läßt sich der heidnische Hintergrund leicht erkennen und ablösen. Dabei bleibt nur das Eine wunderbar, daß sowohl der Name Broder wie Buchi, vor Allem dazu Guthmund entschieden auf nordisch-deutschen Ursprung hinzuweisen scheint, und uns von hier verpflanzt, in verwandtem Zusammenhang schon im vierten Jahrhundert bei den Ostgothen mit Ermanrich verbunden begegnet, so daß wir eine eigenthümliche Mischung von nordischer und deutscher Sagengestaltung vor uns haben. Ja, wie die Angelsachsen vorzüglich in ihrem Earendel, Orendel den wahren Lichtgott Christus erkannten, ebenso wird auch hier der wiederkehrende Thorkill zu dem Christengott als dem wahren Allfadur, universitatis deus, geführt, während der König mit seinem Utgardloki vor dem neuerstandenen Lebensgott dem Tode verfällt. Wir haben also im Wesentlichen dieselbe Fahrt vor uns, die Orendel von Trier unternimmt, bis er zu Meister Eise gelangt. Ursprünglich muß der Sonnengott nach der Hochsommerzeit in jedem Jahr dieselbe Reise und Fahrt entweder als schreitender, reitender, fahrender Gott allein unternehmen, bis er zum fernsten Norden, wo Eis und Schnee und Sturm in dem finstern Todesreich heimisch ist, gelangt und er selbst zum Winter-Todesgott, zum finstern und verderblichen Licht- und Feuergott daselbst, zum Loki in Utgard wird. Weiter unternimmt er seiner Doppelnatur gemäß diese Fahrt als Odhin-Loki oder als Odhin von Loki geleitet oder in dreifacher Natur als Odhin, Hänir und Loki, wofür im Märchen gewöhnlich drei Brüder erscheinen. Odhin muß also im Winter zum Utgard-Loki werden, aber trägt bereits die Verjüngungskraft in sich, später sich als sommerlicher Odhin oder Thor zu erneuern. So ist in unserer Sage, wie bei Orendel, die Dreigestalt ausgedrückt durch die drei Schiffe, zu denen nun noch, weil das Ganze wie eine menschliche Heerfahrt gedacht und auch ganz menschlich ausgerüstet wird, nach der nordischen Kriegs- und Seefahrtssitte

ähnlich wie bei Orendel, je 100 Gefährten als Beiwerk kommen. Die Doppelgestalt von Gorm und Thorkill erinnert, wie wir gesehen, an Thor und Thialfi, da in Gorm wie Garm noch der Odhin selbst verborgen ist. Gorm-Thorkill überwinden, nachdem sie alles in der Unterwelt durchgemacht, das Dunkel und den Tod und kehren zum Licht und Leben zurück, müssen aber doch, nachdem der König Gorm, wie Siegfried in der deutschen Sage, zur Frühlingszeit mit der Königin des Nordens sich vermählt, zu ihrer Zeit wieder zu Utgardloki selbst werden und mit ihm im Tode vergehen, während Thorkill als Lichtgott dem Tode entgangen, dem Leben und Licht zurückgegeben ist. Ihr Sieg über den Todesgott Geruthus oder Utgard-Loki mit all den finstern Geistern gelingt ihnen nur dadurch, daß sie ihre Macht als Lichtgötter mit der Wintersonnenwende wieder erlangt haben, daß sie die so lange im Todesreich im tiefsten Dunkel, am geheimsten Ort verborgenen Waffen wiedergewonnen und nun neu bewaffnet, als Bogenschützen Broder und Buchi ope sagittariae artis den Sieg behaupten, also wieder als Örvendil und Gervendil erscheinen. So ist es denn ganz recht und vom Dichter nur verkannt, wenn Thorkill sich jetzt des Königsmantels bemächtigt und alle zu den Waffen greifen, weil die Zeit der Erneuerung ihrer Kraft gekommen ist. Daß aber Buchi zuletzt doch noch des Todes wird, weist auch hier wieder auf die ursprüngliche und erst später zertrennte Identität des Lebens- und Todesgotts zurück. Derselbe Sinn liegt darin, wenn dem Thorkill mit seinen Genossen zur Winterzeit, wo der Lichtgott zur Unterwelt in die Tiefe des Meers oder der Erde hinab muß, in finstrer Höhle verborgen alles Feuer, auch des Heerdes zum Kochen der Speisen, ausgeht, wie ganz übereinstimmend dem Sigurd-Illugi (Logi) in der Illugasage (Fornald. Sög. III. 654), der sich auch in der Höhle der Grid-Signy durch drei Wahrsprüche Licht und Leben, das Himmels- und Heerdfeuer lösen und erkaufen muß; wenn sie Sonnen- und Sternenlicht hinter sich lassen müssen oder, wie es bei Tell heißt, an einen Ort geführt werden, wo weder Sonne noch Mond scheint: das ist eben die winterliche Zeit der Nacht und des Todes in der Natur. Wenn Thorkill dann aber in der Höhle von den beiden winterlichen

Adlerriesen das bis dahin von ihnen behütete Licht zurückgewinnt und damit, wie Odysseus aus des einäugigen und zuletzt ganz geblendeten Winterriesen Polyphems Höhle als Lichtbock, so als Thor mit seinem neubelebten, nur noch hinkenden Bock als Thorkill-Buchi oder noch verwandter als Egill in Bocksgestalt aus des Riesen umklammernder Hand und Höhle wie aus des Todes und Todtenreichs Rachen zurückkehrt, so ist damit die Rückkehr des Lebens- und Lichtgottes aus des Todes Macht nur in der uralten Symbolik der Hirtenvölker ausgesprochen. Der Todes- und Wintergott erscheint eben selbst, wie noch vielfach in der Edda, auch in der Siegfriedssage, als Riesenadler, hier nur in Doppelgestalt, der an sich mit dem Geirröd identisch die Schätze des Sommers, alles Gold, alle Fässer und Vorrathskammern der Fruchtbarkeit, die zum Licht und Leben zurückweisenden, in Licht und Gold gefaßten oder erglänzenden Körpertheile, das Horn, den Zahn, das Haar des Riesen, dazu all sein Zaubergeräthe, alle Waffenrüstung und Kleidung voll unerschöpflicher, immer erneuter Lebens- und Siegeskraft als ebenso viele kostbare Kleinodien an und bei sich hat oder hütet und aufbewahrt, bis er sie selbst wieder mit dem Frühling und Sommer aus des Winters Nacht und Verborgenheit ans Licht bringt oder herausgeben muß. Wenn darum Thorkill-Gorm seine Fahrt, die er eigentlich schon mit dem wiedergewonnenen Licht vollendet hat, so daß der zu Odhin-Gorm gewordene Thorkill als Lichtgott mit der Göttin vermählt, in Asgard ein ruhiges, seliges Leben führt, bald noch einmal wiederholen muß, so liegt darin eben der beständige Kreislauf des Naturlebens ausgedrückt. Gorm in der Hochsommerzeit muß als Thorkill wieder in des Todes Reich, zum Utgardloki und Geirröd zurück, als welcher er zur Winterzeit in der finstern Burg und Höhle der Nacht und des Todes weilt, bis er sein Himmels- und einst durch Zusammenschlagen der Steine oder Bäume gewonnenes Heerdfeuer zur Julzeit wiedergewinnt, alle Schrecken der langen Irrfahrt überwindet und verjüngt, mit seinem Erscheinen jetzt dem an Utgardlokis Stelle getretenen Winterkönig Gorm den Tod bringt. Aber es ist auch sonst schon die ursprüngliche Einheit aufgelöst und zersplittert. Wie die eine Fahrt zu zwei

entsprechenden Fahrten, so ist der eine Unterweltsstrom mit seinen Stürmen und Gefahren in mehrere Ströme und Meere, wie schon bei Orendel, die eine Insel und Höhle in mehrere zerlegt, obwohl ihre ursprüngliche Einheit, wie bei der Höhle des Riesenadlers und Geruthus-Utgardloki unverkennbar ist. Ebenso hat sich, wie wir noch weiterhin bestätigt finden, von dem Todesgott als seine andere freundlicher gesinnte und gewissermaßen schon dem zukünftigen Licht zugewandte Seite hier Guthmund mit seinen 12 Söhnen und Töchtern losgelöst und ist zum Fährmann geworden über den Todtenfluß. Aber an sich ist er doch wieder mit dem Todesgott ganz identisch, wie sich in unserer Sage auch darin erweist, daß er zwar ebenso wie der Riesenadler dem Thorkill den Weg zeigt, aber ebenso wie Geirröd nur heimtückisch statt mit offener Gewalt auf sein Verderben sinnt. Ja der winterliche Gott Odhin-Thor mit allen, die an seine Stelle treten, ist selbst wie der Todesgott, so auch der Fährmann, der nicht nur selbst über das Weltmeer nach Utgard watet und ebenso watend, oder hier hin und her theils zu Wagen, theils zu Schiffe fahrend, was hier beides vermengt wird, wieder zurückkehrt, sondern auch als Hermes Psychopompos die Seelen der Gestorbenen hinab und der neugeborenen Kinder zur Julzeit selbst neugeboren, heraufführt. Wenn ferner hier in der deutschnordischen Sage, ebenso wie bei den Griechen, als Wächter des Todtenreichs zwei furchtbare Hunde, d. h. ein Hund in Doppelgestalt, wie im Märchen z. B. vom Wasser des Lebens ein Löwe in Doppelgestalt, aufgeführt werden, so wird an sich der Gott des Todes selbst wie als Adler, so in der winterlichen Zeit als schrecklicher Hund, als Seeungeheuer, Meerrind, Wolf, Bär und später als Löwe dargestellt, dessen Wuth nur gestillt wird, wenn ihm, wie hier das Fett zum Lecken, so ein Laib Brod oder Kuchen, ein Opfer zum Verschlingen dargebracht wird. Ursprünglich verschlang er zwar den Lebensgott selbst, wie noch in der deutschen Sage die Helden oft den Ungeheuern im Rachen stecken, in der nordischen die Helden in die Grabhügel hinabsteigen und dort verharren, bis der Gott selbst wieder zu seiner Zeit das Brod, wie Kronos als sein Kind den jungen Zeus, ans Licht zurückgiebt. Wenn schließlich in unserer Sage

das Ethische hereinspielt, wonach die, welche den Tod überwinden wollen, sich nicht in des Todes Gewalt, die hier als Habsucht, Sinnenlust und Wollust gefaßt wird, geben dürfen, da der Todesgott wie den anklebenden und gefangenen Loki, sonst alle in seine Fesseln schlägt, so ist auch hier, da das Ethische schon mehr als eine Umdichtung in didactischer Tendenz anzusehn ist, der eigentliche der natürliche Sinn, daß der Lebensgott dem Tode dienstbar wird, verfällt, seines Wesens wird. Er wird, wie hier, in der That zur Winterzeit menschlich gedacht, seines Hauptes, seiner Augen, seines Armes, seines Verstandes, seiner Erinnerung verlustig, als Einarm, Einauge, Einhand, als todter, blinder, dummer Gott gedacht, bis er alles zu seiner Zeit wiedergewinnt, was er verloren hat, wenn er selbst erneuert, alle untergegangene Herrlichkeit zu der neuen Welt mit sich heraufführt.

4) Geirröd-Thorstein.

Aber wir müssen theils zur Bestätigung dieser Auffassung, theils auch zur Beleuchtung des Folgenden hier noch eine Doppelsage anführen, die wesentlich in diesen Zusammenhang gehört und zugleich zeigt, wie treu das Volk in seinen Sagen trotz aller losen Anknüpfung an spätere Geschichte und fortgesponnenen Einkleidung ins Märchenhafte die uralten Züge des Naturmythus bewahrt hat. Es ist zuerst die an die Geschichte von Olaf Tryggvason angereihte Saga von Thorstein Baearmagni (Fornmanna Sögur Bd. 3, 175—203, vgl. P. E. Müller Sagabibl. 3, 240—245), die wir hier in den Hauptzügen mittheilen.

Als Jarl Hakon noch über Norwegen herrschte, wohnte ein Bauer Brynjolf zu Gaulardal, den man Ulfaldi nannte. Der hatte von seiner Frau Dagny, einer Tochter des Jarnskegge von Yrja, einen Sohn, der Thorstein hieß. Da er groß und stark war wie keiner im Lande, nannte man ihn wegen seiner Ueberstärke im Hause Bäarmagni (Hausstark). Er war aber sehr unverträglich, darum schickte ihn der Vater zu Schiffe fort auf Heerfahrt. So kam er, da Jarl Hakon inzwischen seinen Tod gefunden hatte, an den Hof des Königs Olaf Tryggvason, der jetzt in Norwegen als König herrschte, und trat in dessen Dienst. Der hielt viel auf Thorstein wegen seiner Entschlossenheit, schickte ihn aber

auch, da er zu streitsüchtig war, meist auf gefährliche Botschaften aus. Einst lag Thorstein im Osten zu Balagard. Da es keine Fahrt gab, ging er des Morgens ans Land, und als die Sonne im Mittag stand, war er in ein Waldgereute gekommen, wo er eine leuchtende Höhle fand. Hier sah er einen armen Dienstjungen (kollottan pilt) auf dem Grabhügel, der seiner Mutter zurief, ihm seinen Krummstock und seine Wollhandschuhe herauszuwerfen, er wolle im Wolfritt (gandreið) fahren, da unten zu Hause jetzt Hochzeit sei. Gleich wurde ihm aus der Höhle ein Feuerschürer (elzskara) als sein Krummstock herausgeworfen. Er steigt auf, zieht die Handschuhe an und treibt an, wie die Kinder zu thun pflegen (beim Steckenpferd). Thorstein tritt zur Höhle und spricht dieselben Worte. Auch ihm wurde beides herausgeworfen, und auf die Frage, für wen es sei, antwortete er, für ihren Sohn Biâlbi. Auch er besteigt den Stock und reitet jenem nach. Sie kamen an einen Fluß und stürzten sich hinein. Es war, als ob sie im Rauch wateten, und es wurde erst hell vor ihren Augen, als sie hinkamen, wo der Fluß von den Klippen fiel. Hier sah Thorstein ein weites Feld (bygð) und eine große Burg, wo man grade zu Tische ging. Wie sie eintraten, war die Halle von Gästen erfüllt, die nur aus silbernen Trinkgefäßen und nichts als Wein tranken. Es war alles herrlich dort. Thorstein merkte bald, daß sie von Niemand gesehen wurden. Sein Gefährte trat an den Tisch und nahm alles, was niederfiel. Der König und die Königin saßen auf dem Hochsitz, und alle in der Halle waren guter Dinge. Da trat ein Mann herein, entbot dem König seinen Gruß aus Indialand von Lukanusberg und übergab ihm von seinem Fürsten in der Unterwelt (huldumaðr) einen Goldring. Niemand glaubte einen bessern Ring gesehen zu haben. Noch ein anderes Kleinod (grip) sah Thorstein, das ihm werthvoll schien: das Tuch, das auf des Königs Tische lag. Es war mit Goldrändern geziert und mit 12 herrlichen Edelsteinen besetzt. Thorstein hatte Verlangen nach dem Tuch und meinte, sich auf seines Königs Glück verlassen zu können. Sobald er also sieht, daß der König den Ring an seine Hand stecken will, entreißt er ihm den Ring und ergreift mit der andern Hand das Tuch, daß alles Essen auf den Boden fiel. Dann eilt er

zur Thür hinaus, aber läßt dabei seinen Krummstock in der Halle zurück. Da ward ein großer Auflauf: alles eilt ihm nach, zu sehen, wo er bleibt, und um ihn einzuholen. Als er sieht, wie sie ihm nahe kommen, ruft er seinen König Olaf zur Hülfe an und gelangt bis an den Fluß. Hier setzt er sich zur Wehr, als ihn alle umringen, und erschlägt eine große Zahl, bis sein Gefährte ihm seinen Stock bringt. Darauf stürzen sie sich in den Fluß und kommen wieder zur Höhle zurück: da stand die Sonne im Westen. Der Knabe warf Stock und Tasche, die er mit guten Bissen gefüllt hatte, hinein und Thorstein that desgleichen. Der Dienstjunge lief dann hinein, aber Thorstein nahm seinen Platz an der Oeffnung (glugg) der Höhle. Da sah er zwei Frauen: die eine webte ein Prachtgewand, die andere wiegte ein Kind. Die sprach: „Was zaubert dein Bruder Biâlbi?" Jetzt erst erfuhr sie, daß dieser die Fahrt gar nicht mitgemacht und was von Thorstein in der Unterwelt (undirheimum) geschehen. Da schloß sich wieder der Hügel. Thorstein fuhr zu seinen Mannen und kehrte mit ihnen zum König Olaf zurück. Diesem brachte er die erbeuteten Schätze und blieb den Winter dort, fortan von allen geliebt.

Aber im Frühjahr zog er auf einem Schiff mit 24 Mann auf eine neue Ostfahrt aus. Als er nach Jamtaland kam, lag er dort einen Tag und ging zur Kurzweil ans Land. Er kam wieder in ein Waldgereute, wo ein großer Stein lag, und sah, wie ein alter Zwerg sich wunderlich gebehrdete, weil ein von Odhin gesendeter Adler ihm sein Kind geraubt. Thorstein schoß nach dem Adler und traf ihn unter den Schwingen, daß derselbe todt zur Erde fiel. Aber Thorstein fing das Kind auf und brachte es dem Vater. Da war dieser sehr erfreut und beschenkte ihn zuerst mit einem Zauberkleid aus Schafswolle, das stark und unverwundbar machte; dann mit einem Silberring, mit dem er nie Mangel leiden würde; ferner mit einem schwarzen Stein, der ihn unsichtbar machte, und zuletzt mit einem Feuerstein. Der war in der Mitte weiß, auf der einen Seite roth und rund herum von außen golden: wenn er mit dem Stahl auf die weiße Stelle schlage, so entstehe ein solches Hagelwetter, daß keiner aus den Augen sehen könne; wolle er aber den Schnee

entfernen, so solle er auf die goldne Stelle schlagen, dann käme solcher Sonnenschein, daß alles schmelze; schlage er aber dort auf, wo es roth wäre, dann käme Feuer und Glühasche mit Sprühfunken, daß keiner aufzusehen vermöge: ja er könne mit Stahl und Stein alles, was er wolle, in die Höhe heben, und sobald er rufe, komme beides von selbst wieder in seine Hand zurück. Thorstein war ihm dankbar für solche Geschenke und kehrte zu seiner Mannschaft zurück. Er erhält jetzt Fahrwind und segelt auf Ostfahrt, wie Thor î Austrveginn. Aber es überfiel sie Finsterniß und Sturmwind 14 Tage lang, ohne daß sie wußten, wohin sie fuhren. Eines Abends sahen sie Land, warfen die Anker und blieben die Nacht. Am Morgen war gutes Wetter und heller Sonnenschein. Sie waren an einen weiten Meerbusen (fjörd) gekommen mit schönen Hügeln und Wäldern, doch sahen sie nichts Lebendes, weder Menschen noch Thiere noch Vögel. Darum richteten sie sich auf dem Lande ein Zelt zur Wohnung ein. Aber am Morgen trennte sich Thorstein von seinen Mannen und gebot ihnen, nur 6 Nächte auf seine Rückkehr zu warten, sonst weiter zu segeln. Den ersten Tag geht er durch den Wald und kommt am folgenden an einen Weg, den er bis zum Abend verfolgt, wo er abseits auf eine große Eiche steigt und dort sein Nachtlager nimmt. Bei Sonnenaufgang hört er lautes Getöse und sieht 22 gewaltige Riesen vorüber reiten. Als aber die Sonne im Mittag stand, sieht er wieder 3 wohlgewaffnete noch größere Riesen reiten. Der größte von ihnen ritt in der Mitte im golddurchwirkten Kleide auf falbem Rosse (â bleikum hesti), die zwei anderen auf grauen Rossen in scharlachrothen Kleidern. Sobald sie in die Nähe der Eiche kamen, sprach der Erste unter ihnen: „Was ist hier Lebendes auf der Eiche?“ Da kam Thorstein zu ihnen und grüßte sie. Sie erhoben ein großes Gelächter über sein kleines Aussehn und fragten ihn nach seinem Namen und seiner Herkunft. Sobald sie beides erfuhren, sprach der Große: „Wenn Olaf keine stärkeren Männer hat, dann ist das Meiste von seinen Großthaten erlogen, du müßtest nicht Baearmagn sondern Baearbarn heißen (d. h. nicht Hausstark, sondern Hauskind).“ „Laß etwas folgen auf deine Namengebung,“ sagte Thorstein. Da zog der Große einen

goldnen Fingerring ab, der 3 Unzen wog, und gab ihn Thorstein. Auf Thorsteins Frage nach seinem Namen und Lande erwiederte jener: „Ich heiße Godmund und herrsche hier über Gläsisvall, das zu dem Riesenlande gehört. Ich bin eines Königs Sohn und meine Diener heißen Fullsterk und Allsterk; die andern 22, die du am Morgen hast vorüberreiten sehen, sind auch meine Mannen. In der Nähe liegt Jötunheim, über welches Geirröd als König herrscht, dem wir schatzpflichtig sind. Mein Vater hieß der treue Ulfhedhin, genannt Godmund, wie alle andern, die in Gläsisvall wohnen. Mein Vater fuhr nach Geirrödsgard, dem König seine Schatzung zu geben, doch fand er auf dieser Fahrt seinen Tod. Da hat mir nun der König geboten, ich sollte nach meinem Vater das Erböl trinken und denselben Titel annehmen, den mein Vater hatte. Doch haben wir wenig Luft, den Jöten zu dienen." Auf Thorsteins Frage, wohin seine Mannen geritten, antwortet er: „Ein großer Fluß, Hemra, trennt unser Land: der ist so tief und stark, daß keine andern Pferde ihn durchwaten, als wir haben. Jene sollen zur Quelle des Flusses reiten, und finden wir uns am Abend." „Es möchte mir gefallen," sagt Thorstein, „mit euch zu fahren und zu sehen, wie es abläuft, auf eigene Gefahr." Godmund nimmt ihn hinter sich aufs Pferd, so reiten sie zum Fluß. Hier war ein Haus, wo sie für sich und ihre Pferde andere Kleider wählten, an welchen kein Wasser haftete. Das Wasser war aber so kalt, daß sogleich der Fluß und Tod eindrang, wenn etwas naß wurde. Sie ritten hinüber und die Pferde hatten stark zu waten. Aber Godmunds Pferd sprang, daß Thorstein naß an seinem Zahn wurde und sogleich lief der Fluß hinein. Sobald sie aus dem Wasser kamen, breiteten sie ihre Kleider zur Erde nieder. Thorstein schlug sich den Zahn aus und alle hatten großes Gefallen an seiner Entschlossenheit. Als sie weiter ritten, sagte ihnen Thorstein, sie brauchten ihn nicht zu verbergen, da er durch den Verborgenheitshelm (hulins hialm) machen könne, daß ihn niemand sehe. So gelangten sie zur Burg, wo Godmunds Mannen ihm entgegenkamen, und ritten in die Burg hinein, von Geirröd freundlich empfangen. Es ward ihnen ein Steinhaus eingerichtet, darin zu schlafen, und nachdem ihre Pferde besorgt waren, wurde Godmund in des

Königs Halle geführt. Der König saß auf dem Hochsitz und neben ihm sein Jarl Agdi, der über Grundir in Gnipalund herrschte, das zwischen Riesenland und Jötunheim liegt: seine Mannen glichen mehr Gespenstern (tröllum) als Menschen. Godmund setzte sich auf eine Bank vor dem Ehrensitz des Königs, weil es bei ihnen Sitte war, daß des Königs Sohn nicht auf dem Hochsitz Platz nehmen durfte, ehe er den Königstitel nach dem Vater angenommen hatte und der erste Becher getrunken war. Da erhob sich nun ein fröhliches Mahl bis zur Schlafenszeit. Als Godmund in sein Haus kam, offenbarte sich Thorstein und sie lachten über ihn. Doch Godmund sagte seinen Mannen, wer er wäre, daß sie nicht mehr über ihn lachten, und so schliefen sie die Nacht. Am Morgen wurde Godmund zur Königshalle geführt. Der König fragte ihn, ob er ihm gleichen Gehorsam wie sein Vater versprechen und ihm das durch Eide bekräftigen wolle; dann werde er den Königsnamen und die Herrschaft über Risaland erhalten. Als Godmund antwortete: es wäre nicht Sitte, so junge Leute zum Eide zu fordern, war der König dies auch zufrieden, nahm einen prächtig gewebten Mantel, legte ihn Godmund um und gab ihm den Königsnamen. Dann nahm er ein großes Trinkhorn und trank dem Godmund zu. Da stand dieser auf, stellte sich vor den Königssitz und gelobte, er wolle keinem andern König dienen, noch Gehorsam leisten, so lange König Geirröd lebe. Der König dankte ihm und sagte, daß ihm das mehr werth wäre, als wenn er ihm Eide geschworen. Dann trank Godmund aus dem Horn und ging zu seinem Sitz, und waren die Mannen heiter und froh. Mit dem Jarl Agdi waren zwei Männer, Jökull (Eisberg) und Frosti, beide neidsüchtig. Jökull hob einen Ochsenrücken auf und warf ihn unter Godmunds Gefolge. Thorstein sah es, fing ihn in der Luft auf und warf ihn zurück, daß er dem Gustr die Nase und alle Zähne zerbrach und dieser ohne Bewußtsein hinfiel. Geirröd wurde darüber zornig und fragte, wer mit den Knochen über Tisch werfe. Er sagte auch, es sollte nun erprobt werden, wer hier am stärksten wäre im Steinwerfen. Der König rief zwei Männer, Drautt und Hausvi, die sollten ihm seinen Goldball (gullhnautt) bringen. Sie brachten einen

Seehundskopf, 10 Vierdinge schwer; der war glühend, so daß er sprühte wie von einer Schmiedeesse, und das Fett tropfte nieder wie glühendes Pech. Der König gebot, sie sollten damit einander zuwerfen. „Wer niederfällt, soll landesflüchtig und seines Besitzes verlustig sein, und wer nicht zuzugreifen wagt, soll Niding heißen." Drautt wirft mit dem Ball nach Fullsterk. Der greift mit der andern Hand zu. Thorstein sah, daß ihn die Kraft verließ, und lief unter den Ball. Sie schleuderten gegen Frosti, denn die Kämpfer standen bei jeder der beiden Bänke immer in der vordersten Reihe. Frosti fing ihn kräftig auf, doch kam er seinem Antlitz so nahe, daß sein Kinnbacken zerbrach. Er wirft mit dem Ball auf Allsterk. Der griff ihn mit beiden Händen, doch war er nahe daran, daß er zusammenbrach, ehe Thorstein ihn stützte. Allsterk warf ihn auf Jarl Agdi. Der faßte mit beiden Händen zu, aber das Fett kam ihm in den Bart und verbrannte Alles. Es verlangte ihn sehr, den Ball weiter zu werfen. Der fliegt gegen den König Godmund. Aber Godmund schleudert ihn gegen König Geirröd. Der wich zurück, daß Drautt und Hausvi von dem Wurf getroffen, ihren Tod fanden. Der Ball kam dann in ein Glasfenster und so in den Teich, welcher um die Burg gegraben war, und es schlug daraus das brennende Feuer auf. Nachdem so dies Spiel beendet war, gingen die Männer zum Gelage. Jarl Agdi sagte, daß ihm immer das Herz friere, sobald er zu Godmunds Schaar komme. Als sie am Abend schlafen gingen, dankte Godmund mit seinen Mannen dem Thorstein für seinen Beistand, daß es für sie ohne Unglück abgegangen war.

Am nächsten Tag sollte der Ringkampf (glîma) entscheiden. Als sie in der Halle versammelt waren, legten sie ihre Kleider ab und faßten sich einander im Wechselfang. Thorstein glaubte nie solchen Angriff gesehen zu haben; denn alles erbebte, wenn sie fielen, und die Mannen des Jarl Agdi hatten ein gewaltiges Spiel. Frosti trat auf den Kampfplatz vor und fragte, wer ihm entgegen wolle. Fullsterk sagte, das würde jeder wollen. Sie wurden handgemein in starkem Kampf; doch war Frosti viel stärker und hob ihn auf seine Brust, als sie dem Godmund nahe kamen. Thorstein half auch hier, daß Frosti hintenüberfiel und

Fullsterk auf ihn, so daß dem Frosti der Nacken mit dem Ellbogen zerbrach. Erst spät stand er auf und sagte, sie wären nicht allein beim Spiel. Da stand Jökull auf und Allsterk wurde mit ihm handgemein. Es war der härteste Kampf. Doch war Jökull stärker und trug ihn an die Bank, wo Thorstein stand. Hier wollte er ihn von der Bank fortziehen, aber Thorstein hielt ihn. Jökull zog so fest, daß er im Boden der Halle bis zu den Enkeln stand, aber Thorstein stieß den Allsterk von sich, daß jener rückwärts fiel und sich seinen Fuß verrenkte. Spät stand Jökull auf und sprach: „Wir sahen nicht alle, welche an den Bänken sind." Da sagte Geirröd zu Godmund, ob er nicht kämpfen wollte. Der entgegnete, er hätte nie gekämpft, doch wollte ers nicht weigern. Der König gebot dem Jarl Agdi, seine Mannen zu rächen. Sie entkleiden sich. Aber Thorstein glaubte nie einen trollähnlichern Leib gesehen zu haben als an Jarl Agdi: er war schwarz wie Hel. Godmund erhob sich gegen ihn, doch war er weiß an seiner Haut. Jarl Agdi griff ihn an und legte seine Handgriffe so fest in seine Seiten, daß alles bis an die Knochen drang. Sie warfen sich weit um die Halle, und als sie an die Stelle kamen, wo Thorstein war, schlug Godmund den Agdi mit starker Kraft. Da legte Thorstein sich dem Jarl vor die Füße, daß er niederfiel und ihm die Diebsnase mit vier Zähnen zerbrach. Der Jarl stand auf und sprach: „Schwer ist alter Männer Fall, und es scheint, daß drei hier stehen gegen einen." Da fuhren sie wieder in ihre Kleider. Demnächst zogen sie wieder zu des Königs Tisch. Aber Jarl Agdi sprach seinen Argwohn aus, daß ihn immer die Hitze träfe, wenn er in Godmunds Volk käme. Der König verweist ihn zur Geduld, bis dies ans Licht trete. So tranken sie bei Tische. Da wurden 2 Trinkhörner in die Halle getragen: es waren zwei große Kleinode und gehörten dem Jarl Agdi, Hvitingar genannt. Sie waren 2 Ellen hoch und vergoldet. Der König ließ sein Horn an jeder Bank herumgehen: jeder solle in einem Zuge austrinken, wer das nicht könne, solle dem Mundschenken eine Unze Silber geben. Auch hierin war Thorstein den Mannen Godmunds hülfreich, daß er wieder am Abend von diesem für seinen Beistand Dank erhielt.

Auf seine Frage, welches Spiel jetzt folgen möchte, sagt ihm Godmund, daß der König am letzten Tage gewiß sein großes vergoldetes Trinkhorn, Grimr der Gute genannt, hereintragen lassen würde; das sei ein großes Kleinod aber voll Zauberkraft (galdrafult): an der Mündung wäre ein mit Fleisch bekleidetes Haupt, das sprechen könne und zukünftige Dinge vorausſage; und wird das unser Tod, wenn der König erfährt, daß ein Christenmensch unter uns ist. Allein Thorstein beruhigt ihn, da er nicht mehr spreche, als König Olaf wollte. „Doch glaube ich, daß Geirröd dem Tode nahe (feigr) ist. Morgen will ich mich selbst zeigen. Was weißt du mehr vom Grim zu sagen?" „Ein Mann kann drinnen im Horn stehen. Eine Elle ist es breit im Durchschnitt, und ist in ihrer Schaar das der größte Trinker, der den Rand trinkt; aber der König trinkt ihn völlig aus in einem Zug. Jeder muß dem Grim etwas Kostbares geloben; dennoch erscheint ihm das die größte Ehre, daß er in einem Zuge ausgetrunken werde. Aber ich weiß, daß ich ihn zuerst austrinken muß zu meinem Verderben." Thorstein sagte ihm: „Du sollst in mein Kleid fahren, dann wird es dir nicht schaden, selbst wenn Gift im Tranke ist. Auch sollst du dir die Krone vom Kopfe nehmen und sie Grim dem Guten geben und ihm ins Ohr sagen, du würdest ihm mehr geloben als Geirröd. Dann sollst du so thun, als ob du trinkst, wenn Gift im Horn ist, und sollst es unter dich niederfließen lassen, daß es dich nicht verletze. Sobald aber die Trinkprobe zu Ende ist, sollst du deine Mannen fortreiten lassen." Godmund entgegnet: „Du sollst rathen. Wenn Geirröd stirbt, bekomme ich ganz Jotunheim. Doch wenn er länger lebt, würde das mein Tod sein." Sodann schliefen sie die Nacht hindurch.

Am Morgen waren sie früh auf den Füßen und kleideten sich an. Da kommt König Geirröd zu ihnen und fordert sie auf, sein Wohlsein zu trinken. Sie thaten es. Zuerst wurden die Hvitingerhörner geleert, dann wurde Thors und Odhins und aller Asen Minne getrunken. Hierauf kamen 2 Männer, noch kleiner als Thorstein, die trugen Grim den Guten herein. Alle standen auf und fielen auf die Knie vor ihm. Grim war unfroh. Geirröd sprach zu Godmund: „Nimm Grim den Guten entgegen,

und sei dies deines Handgelöbnisses Skál." Godmund ging zu Grim, nahm seine Goldkrone ab und setzte sie ihm auf. Dann sagte er ihm ins Ohr, was ihm Thorstein geboten hatte. Hierauf ließ er den Trank aus dem Horn sich in sein Kleid rinnen, und es war Gift darin. Er trank dem König Geirröd zu und küßte den Rand. Da fuhr Grim lachend von ihm. Jetzt nahm Geirröd den Hornbecher und bat den Grim, mit gutem Heil zu kommen und ihm kund zu thun, wenn irgend Gefahr nahe wäre: „hab' ich dich doch oft mit besserm Angesicht gesehen." Er nahm sich den Goldschmuck (gullmen) ab und gab ihm den, trank dann dem Jarl Agdi zu. Es war, als ob die Fluth zur Klippe stürzte, als es ihm in den Hals niederrann, und trank alles aus. Grim schüttelte das Haupt und wurde zu Jarl Agdi getragen. Der gab ihm 2 Goldringe und bat um seine Huld, dann trank er ihn in 3 Zügen und büßte dem Mundschenk. Grim sprach: „Jeder wird schwach, so wie er alt wird." Das Horn wurde von Neuem gefüllt, und es sollten die beiden, Jökull und Fullsterk, austrinken. Fullsterk trank zuerst. Dann nahm es Jökull, schaute ins Horn und sprach, er habe zu wenig getrunken, und schlug den Fullsterk mit dem Horn. Doch der traf dem Jökull die Nasenspitze, daß der Diebshaken zerbrach und die Zähne herausrollten. Ward da ein großer Auflauf. Geirröd gebot den Mannen, es nicht sehen zu lassen, daß sie so übel sich trennten. Da wurden sie beruhigt, und Grim der Gute ward hinausgetragen. Ein wenig später kam ein Mann in die Halle gegangen, alle wunderten sich, wie klein er war. Das war Thorstein Baearbarn. Er ging zu Godmund und sagte, daß die Pferde bereit wären. Geirröd fragte, was das für ein Kind wäre. Godmund sagte: „Das ist mein Kleinjunge, den mir König Odhin sendet, des Königs Kleinod; der kann viele Kunststücke, und wenn er euch was nütze scheint, so will ich ihn euch geben." „Das ist ein gar hurtiger Bursche," sagte der König, „ich will seine Kunst sehen," und gebot dem Thorstein, ein Kunststück zu zeigen. Thorstein nahm seinen Feuerstein und Stahl und pinkte auf die weiße Stelle. Da kam ein solcher Hagelsturm, daß keiner vermochte aus den Augen zu sehn, und es wurde so viel dichter Schnee, daß es bis an die Enkel ging. Der König

lachte dazu. Nun schlug Thorstein auf die goldne Stelle. Da kam ein so heißer Sonnenschein, daß aller Schnee in kurzer Zeit zerschmolz. Das war ein übler Zustand, aber Geirröd sagte, er wäre ein Tausendkünstler. Thorstein erwiederte, es bliebe noch ein Spiel übrig, das Schnellspiel. Der König sagte, daß er es sehen wolle. Thorstein stand mitten auf dem Fußboden der Halle und pinkte auf die rothe Stelle, daß Funken daraus sprühten. Dann läuft er in der Halle zu jedem Sitz, daß der Funkenregen wuchs und jeder seine Augen zuhielt. Aber König Geirröd lachte dazu. Das Feuer nahm jedoch überhand, daß alle sich weit hinweg wünschten. Thorstein hatte vorher dem Godmund gesagt, er sollte herausgehen und fortreiten. Jetzt läuft Thorstein zum Geirröd und fragt ihn, ob er ihm das Spiel noch steigern solle. „Laß sehen, Junge," sagte er. Er schlägt jetzt noch eifriger auf den Feuerstein, bis das Feuer dem König Geirröd in die Augen drang. Dann lief Thorstein zur Thür und warf noch mit dem Feuerstein und Stahl, daß beides dem Geirröd in die Augen kam. Davon stürzte dieser todt zur Erde, aber Thorstein ging heraus und gebot dem Godmund, der aufs Pferd gelangt war, nun fortzureiten, da es jetzt für die Furchtsamen nicht am schlimmsten stände. Sie reiten zum Fluß. Da war auch schon der Feuerstein und Stahl zum Thorstein zurückgekommen, der jetzt dem Godmund sagt, daß Geirröd todt sei. Sie reiten über den Fluß und weiter bis zur Stelle, wo sie sich gefunden hatten. Da sagte Thorstein: „Hier mögen wir uns trennen; denn es wird meinen Mannen übel dünken, daß ich nicht zu ihnen komme." Godmund wollte ihn mit sich nehmen, um ihm seine gute Genossenschaft zu lohnen. „Später mag ich dieses Erbietens nützen," erwiederte Thorstein, „doch wirst du mit deiner Gefolgschaft wieder nach Geirrödsgard fahren, da das Land jetzt in eurer Gewalt ist." Nachdem Godmund noch dem König Olaf seine Grüße entboten, nahm er ein goldnes Trinkgefäß und einen Silbertisch und 20 golddurchwirkte Handtücher (handklaeði), die er dem König zum Geschenk schickte. Den Thorstein aber bat er, ihn zu besuchen. So trennten sie sich in Freundschaft. Thorstein sah jetzt nach, wohin Jarl Agdi in seinem starken Jotenmuth fuhr, und folgte ihm nach dessen großem Hause. Ein

Garten (Aldingard) war hinter der Gitterthür, und stand dort eine Jungfrau, Agdis Tochter, Gudrun mit Namen. Sie war groß und schön, grüßte ihren Vater und fragte nach Zeitung. „Es giebt Zeitungen genug," sagt er, „König Geirröd ist todt und Godmund von Gläsisvall hat uns alle überlistet. Er hatte dort einen Christenmenschen verborgen, heißt Thorstein Bäarmagn; der hat uns Feuer in die Augen geblasen, und ich will jetzt seine Mannen erschlagen." Damit wirft er die Hvitingerhörner nieder und läuft zum Walde, als wär er von Sinnen. Thorstein ging zur Gudrun. Sie grüßte ihn und fragte ihn nach seinem Namen. „Er heiße Thorstein Bäarbarn, König Olafs Gefolgsmann." „Groß mag dann der größte sein," entgegnete sie, „wenn du ein Kind bist." „Willst du mit mir fahren," fragt er weiter, „und den Glauben annehmen?" „Von wenig Freude habe ich mich hier zu scheiden," sagt sie, „denn meine Mutter ist todt. Sie war eine Tochter des Jarl Ottar von Holmgard; die waren ungleich von Sinnesart. Mein Vater ist sehr zaubermächtig (traullaukinn), und sehe ich jetzt, daß er dem Tode bestimmt (feigr) ist. Wenn du mir also wieder hierher folgen willst, dann will ich mit dir fahren." Sie erhielt sein Versprechen und Thorstein ergriff die Hvitinghörner. So gingen sie zum Walde und sahen, wohin Agdi fuhr. Er belferte viel und hielt sich seine Augen zu. Es hatte sich aber so getroffen, daß, als er Thorsteins Schiff sah, ihm ein solcher Schmerz in seine Diebsaugen lief, daß er nichts sehen konnte. Es war zum Sonnenuntergang gekommen, als sie zum Schiff gelangten. Die Mannen Thorsteins waren grade fortgesegelt, aber als sie ihn sahen, wurde er mit Gudrun aufgenommen. So kehrte Thorstein nach Norwegen zurück, wo er dem König Olaf, den er zur Julzeit in Throndheim traf, die Geschenke Godmunds nebst den Hvitinghörnern und andern Kostbarkeiten überbrachte. Er erzählte ihm von seinen Fahrten und zeigte ihm die Gudrun. Der König dankte ihm und lobte seine Tapferkeit; dann ließ er Gudrun taufen. Thorstein spielte sein Schnellspiel zur Julzeit, und däuchte den Mannen das ein großes Spiel. Die Hvitinger gingen um zum Minnetrank, und waren immer 2 Mann zu jedem Horn. Das Trinkgefäß, das Godmund dem König gesendet,

konnte niemand leeren außer Thorstein Bäarbarn; das Handtuch, das er mitgebracht, brannte nicht, auch wenn es ins Feuer geworfen wurde, sondern war reiner als vorher. Thorstein wollte Hochzeit mit Gudrun feiern, und der König bereitete dazu ein großes Mahl. In der ersten Nacht, als beide sich zur Ruhe legten, krachte die Decke zu Häupten Thorsteins von einander. Jarl Agdi war gekommen und gedachte Thorstein zu erschlagen. Doch ihm strömte solche Hitze entgegen, daß er nicht eindringen konnte und fort mußte. Auch der König kam und schlug ihn mit vergoldetem Schwert aufs Haupt, daß er zur Erde niederstürzte. Dann hielt der König Wache zur Nacht, aber am Morgen waren die Hvitinger verschwunden. Das Gastmahl hatte jetzt guten Fortgang und Thorstein blieb den Winter beim König, auch Gudrun fand viel Liebe. Im Frühling erbat Thorstein sich Urlaub, auf Ostfahrt zu segeln und König Godmund zu besuchen, doch mußte er versprechen, wieder zu kommen. Alle sagten jetzt Thorstein Lebewohl, denn er war vielbeliebt geworden. So segelte er auf Ostfahrt, und ist nur zu sagen, daß es eine gute Fahrt war. Dann kam er nach Gläsisvall, wo ihn Godmund wohl aufnahm. Auf die Frage, was er von Geirröds-gard erfahren, sagte ihm Godmund, es habe sich in seine Gewalt gegeben und herrsche jetzt dort sein Sohn Heidrek Ulfhamr. Von Jarl Agdi hörte er, derselbe habe sich einen Grabhügel aufwerfen lassen und sei hineingefahren mit großem Gut; Jökull und Frosti wären im Fluß Hemra, als sie vom Gastmahl heimkehrten, ertrunken, und er selber herrsche jetzt in Grundir. Aber Thorstein beanspruchte diese Herrschaft als Gudruns Erbe vom Jarl Agdi, für sich selber. „Wenn du mein Mann werden willst," sagt Godmund, „mag es sein." „Dann sollst du nicht um meine Treue sorgen," entgegnet Thorstein. So erhielt Thorstein Grundir zu seinem Besitz. Er errichtete sich ein Wohnhaus in Gnipalund, weil Jarl Agdi zurückgekehrt war und sein Haus eingenommen hatte. Thorstein wurde ein gewaltiger Fürst. Bald gebar auch Gudrun einen starken Knaben, der Brynjolf genannt wurde. Aber es war noch ungewiß, ob Jarl Agdi nicht mit Thorstein in Streit gerieth. In einer Nacht ging Thorstein aus seinem Bett und sah, wohin Agdi fuhr. Derselbe konnte nicht in die

Häuser, weil überall ein Kreuz vor den Thüren war. Thorstein ging in Agdis Grabhügel hinein, der offen stand, und nahm die Hvitinghörner fort. Da kam Jarl Agdi in den Hügel, aber Thorstein lief bei ihm heraus und machte ein Kreuz vor die Thüren. So schloß sich der Hügel, und ward seitdem von Agdi nichts gesagt. Im Sommer darauf fuhr Thorstein nach Norwegen und brachte dem König Olaf die Hvitinghörner. Dann bekam er Urlaub und segelte zu seinem Eigenthum. Der König ermahnte ihn, seinem Glauben treu zu bleiben. Und haben wir seitdem von Thorstein nichts gehört. Aber als König Olaf von Orm dem Langen verschwand, verschwanden auch die Hvitinghörner. Damit endet der Abschnitt von Thorstein Bäarbarn.

Treten wir an die Deutung dieser Sage, welche trotz ihrer von P. E. Müller selbst erst in das 15. Jahrhundert gesetzten, späteren Abfassung und vielfach schon in das Märchenhafte gezogenen Umbildung auf uralte Züge zurückweist, so wird uns in unserm Zusammenhang den Sinn zu treffen nicht schwer fallen. Es ist auch hier nur eine andere Ausführung und Färbung des wiederholt entwickelten Gedankens. Thorstein Bäarmagni und, von der Sage selbst damit identificirt, Bäarbarn ist kein anderer als der in Hrungnirs Kampf mit Thor bereits erwähnte Thor-Magni in seiner Verjüngung als Kind und Knabe, nur daß er auch hier wie dort die Spuren seiner Doppelnatur als Winter- und im Winter neugeborner Licht- und Sonnengott an sich trägt. Das Winterliche haftet ihm noch an in seiner Abstammung vom Brynjolf Ulfaldi als dem wölfischen Wintergott wie von seiner Mutter als Tochter des Thor-Eisenbart, Jarnskegge; ferner wenn er zuerst zu Hause noch und auch am Hofe als unverträglich und streitsüchtig, allen verfeindet gilt. So lebt er denn den Winter im Norden, hier Norwegen und Throndheim, beim König Olaf, in dessen Dienst er steht als Gefolgsmann, wie schließlich daneben wieder im Dienst beim Godmund. Aber so sehr er noch gebunden und unfrei ist, schon kündigt sich seit der Julzeit seine verjüngte Kraft als neugeborner Licht- und Sonnengott an und um diese Kraftbewährung in Kampf, Ueberlistung, Ueberwindung und Vernichtung des Winterreichs und Wintergottes während des Vorfrühlings bewegt

sich in immer neuen Zügen, uns nicht unbekannt, die ganze Darstellung unserer Sage, welche vorzüglich geeignet ist, das früher bereits entworfene Bild theils zu bestätigen, theils zu ergänzen. Die äußerst lose Anknüpfung an König Olaf, der hier schon ganz an die Stelle Odhins als des theils winterlichen, theils sommerlichen Gottes getreten ist, so daß mit Recht Thorstein in der Sage selbst als der von Odhin nach Jotunheim (also von Asgard) gesendete verjüngte Gott bezeichnet wird, kann uns nicht mehr stören. Setzen wir Odhin an Olafs Stelle, so wird uns Alles im ursprünglichen Zusammenhang erscheinen. Aber das Wichtigste ist, wie in Thors Fahrten und Kämpfen, die Einführung und Darstellnng des Winterreichs, das hier zwar schon nach seinen verschiedenen Beziehungen mit seinem Gott in verschiedene Theile und Gestalten zerlegt ist. Wir halten auch hier an dem Doppelgedanken fest, daß einerseits der zur Julzeit verjüngte, neugeborne Lichtgott von Asgard, wie Odhin-Freir, auszieht auf seiner Himmelsbahn über das Weltmeer in das winterliche Todes- und Nebelreich des Nordens, um es mit seinem Licht und seiner Wärme zu bezwingen und alle sommerliche Herrlichkeit, die sich den Winter dahin zurückgezogen hatte, heimzuführen, und daß andrerseits nach seiner ursprünglichen Bedeutung eben der winterliche Gott selbst sich zum sommerlichen Licht- und Lebensgott erneuerte. Jener Gedanke wird hier durch Thorstein oder Thor-Magni, dieser durch Godmund dargestellt, der mit Thorstein engverknüpft, die ursprüngliche Identität dieses an dem Naturleben nur zertrennten Gedankens zu erkennen giebt, so daß Godmund auch hier wieder als die Lichtseite von Geirröd-Agdimund mit Thor-Magni den Sieg gewinnt. Außerdem ist dieselbe Sache in unserer Sage nur erweitert und variirt zweimal dargestellt, sei es daß wir, wie es gewöhnlich ist, denselben Vorgang zur Julzeit und zur Oster- und selbst zur Pfingstzeit sich wiederholen sehen oder daß wir im Kreislauf des Jahres denselben Vorgang in zwei Jahresläufte zu verlegen haben.

Sehen wir uns zuerst die in beiden Theilen verwandte Localität an. Thorstein fährt hier und dort schon nach späterer Auffassung den Ostweg, um nach Jotunheim zu kommen; fährt

bereits durch den winterlichen Nebel, Sturm des Weltmeers (den wetterischen See) einmal nach Balagard, dann nach Hamtaland, die an sich mit dem winterlichen Todesreich identisch, hier davon getrennt sind, so daß er darum in beiden Fällen noch einmal aus dem winterlichen Reich über den Todtenfluß durch Nebel und Finsterniß oder über das den Tod bringende eiskalte Wasser, hier über den Fluß Hemra, in das winterliche Reich muß. Während einmal das unterirdische Todtenreich durch die jetzt zur Julzeit im neuen Licht erglänzende Höhle mit der lichten Fensteröffnung und der jetzt willig helfenden Erdmutter oder Riesenmutter mit ihrem neugebornen Kinde und ihrer bereits unten im Schooß der Erde neugewebten Pflanzendecke bezeichnet wird, kommt Thorstein hier ebenso in ein Waldgereute, wo ein schwerer Stein den Eingang in des Zwerges unterirdisches Reich bezeichnet; ja im zweiten Fall wird dies Reich noch wieder von Godmunds Todtenreich durch eine Meerfahrt geschieden, so daß Thorstein jetzt erst in drei Fahrten immer in dasselbe je durch das Weltmeer oder den Todtenfluß getrennte Winter- und Riesenreich gelangen muß. Aber wunderbarer Weise ist dies mittlere Todtenreich, wo nichts Lebendes gefunden wird, weder Mensch, noch Thier, noch Vogel, als nur der mit seinem Eichbaum jetzt neuerstandene Lebensgott Thor-Magni, zwar auch noch Riesenland, aber doch die bereits der Lichtseite zugewandte Natur des Todtenreichs, wo all die Herrlichkeit des sommerlichen Asgard mit seinem Gladsheim und seinem licht- und goldglänzenden Freudensaal hinabgestiegen ist und den Winter über weilt. Das ist Godmunds sonnenglänzendes Reich und Burg Gläsisvall, das dem Thorstein nach langer Finsterniß aufleuchtet, jetzt zwar noch gebunden und mitten im Riesenland zur Winterzeit, aber bald wiederkehrend und erlöst. Die nordische Phantasie wußte sich, wie wir noch weiterhin sehen werden, viel von diesem hier verborgenen, langersehnten Lande zu erzählen. Auch in dem ersten Theil ist es angedeutet durch die Botschaft und den vom Unterweltsfürsten gesendeten, jetzt von Thorstein mit dem Tischtuch geraubten Goldring der erneuten Fruchtbarkeit aus Indialand, wohin es später nach Süden verlegt wurde, und vom Lukanusberg. Die dunkle Seite des Riesenlandes ist

dagegen unser Geirrödsgard mit Grundir, das zwar in der Hervararsage mit Godmunds Gläsisvall, wie hier mit dem Hesperiden-Garten der Gudrun-Idunna, vereinigt ist, aber doch eben den finstern Grund der Unterwelt, den Abgrund, die Hölle, bezeichnet (Gr. M. 766), wo darum auch hier in Jarl Agdis Reich Gnipalund der Wald, und Gnipahellis die Höhle der Unterwelt oder am Eingang der Unterwelt mit dem wölfischen Höllenhund (Managarmr) und Fenriswolf hin verlegt wurde, das uns in der Siegfriedssage noch mit dem Fafnirdrachen in der Gnitaheide erhalten ist. Und doch sind eben alles dies nur die verschiedenen Seiten des einen Todtenreichs. Ebenso verhält es sich mit den verschieden gefaßten Gestalten des einen winterlichen und unterweltlichen Odhin. Nach seiner Lichtseite erscheint der Todesgott seine in der Julzeit erneuerte Kraft andeutend, hier als Todesriese Godmund auf falbem Rosse in scharlachrothem, goldglänzendem Gewand von Allsterkr und Fullsterkr auf grauen Rossen zu beiden Seiten umgeben. Er führt wie früher Gorm-Thorkill, hier den Thorstein als Ferge sei es im Boot oder Wagen oder wie hier auf seinem schon lichtwerdenden Sonnenroß hinter sich über den Todtenfluß Hemra, wie er nur kann', gegen des Todes Gewalt mit dem Roß durch die schützende Kleidung wie früher im Boot durch die Rindshäute gefeit, obgleich Thorstein, wie Örvandel früher seine Zehe, hier seinen Zahn einbüßt, früher beim Waten im Brodkorb auf dem Rücken, jetzt auf dem Pferdesrücken über die Elivagar getragen. Die finstre Seite des Wintergottes ist dagegen durch Geirröd mit Drautt und Hausvi, auch Gustr, daneben mit Geirröd eins und nur gesondert, durch Jarl Agdi mit Jökull (Eisberg) und Frosti als winterlicher Meeresgott Agdir und Aegir dargestellt.

Sehen wir nun, wie hier der verjüngte Lichtgott dem dummen, feigen, finstern Wintergott all seine Macht, Gewalt und Herrlichkeit abgewinnt. In dem ersten Theil der Sage ist dies einfach und ganz kindlich vorgestellt. Der Sonnengott ist noch als Knabe gedacht und thut nach altnordischer und altdeutscher stetiger Knabenart. Er erhält, hier ganz entsprechend theils als verjüngter Lichtgott Thorstein, Dagnys Sohn, theils als verjüngter Erdgott, wie Magni, der Jarnsaxa Sohn, darum in Doppelgestalt

und selbst an Stelle Bialbis (des Winterkleids), halb Licht- halb Erdgott von der jetzt hülfreichen Unterweltsgöttin, die unten schon im Erdschooß das bald ersprießende Gewand der Erde webt und ihres neuen Kindes, das, wie Dionysos vom Phöbus, nur als verjüngter Erdgott vom verjüngten Lichtgott unterschieden ist, wartet, Krummstock und Handschuh, wie Thor von der Grid den Stab und die Eisenhandschuhe mit dem Stärkegürtel. Wir haben hier dieselbe Sage nur märchenhaft umgebildet. Während der starke Asengott dort nur als Mann gedacht, mit seinem bald ergrünenden Stab durch das Weltmeer oder den Todtenfluß watend gedacht wurde, reitet er hier richtiger als Thor-Magni ganz knabenhaft im Gandreid wie der beste Steckenreiter sein noch winterliches und darum in der Nebelverhüllung unsichtbar machendes Sonnenroß durch den finstern Fluß zur Burg und Königshalle der Unterwelt. So reitet in Shakespeares Hamlet der Hobbyhorse am ersten Maimorgen; so reiten später noch immer die Alten in der Walpurgisnacht neuberitten in ihrer Verjüngung auf den Blocksberg. Aber noch trägt er mit seinem Kameraden, wie wir gesehen, die Unterweltsnatur, als im Bann und Gefängniß des Todesgottes mit dem Unterweltshelm bedeckt, allen durch seinen Stecken unsichtbar. Dieser Stock selbst erscheint hier aber, wie sonst als todbannende oder verwandelnde Wünschelruthe, Hermesstab, so jetzt als Feuerschürer (elzskara), ähnlich dem angebrannten Holzscheit des Meleager oder wie Prometheus die Ferulstaude innerlich fortglimmend angebrannt hat, auch durch Amleths Krummhaken angedeutet, die er im Heerdfeuer härtet, bis bald das mit dem Stab und Gott unter der Asche glimmende Feuer ans Licht tritt. So betreten die beiden Knaben die Königshalle. Derselbe Gedanke wird zur Julzeit und zur Osterzeit, wo das Heerdfeuer mit dem Sonnenlicht neuentzündet wird, dort entstehend, hier erwachsen ausgedrückt. Daß aber aus dem finstern Reich jetzt das Lichtreich werden soll, ist auch durch die Huldigung des unterweltlichen Godmund aus Indialand mit seinem neuerglänzenden Goldring angedeutet. Denn der Wintergott ist bereits dem Tode verfallen und wird seiner Macht und seiner Schätze beraubt. Thorstein ergreift mit einer Hand das Tischtuch, das die Erde

bald mit neuer Nahrung für alle Welt bedecken soll und darum nicht kostbar genug gedacht werden kann, wie schon sein Genosse alles, was vom Tisch gefallen, seiner Erdmutter in den Schooß gesammelt hat, mit der andern den Goldring der Sonne, daß ihm sein Dunkelheitszauberstab entfällt und er jetzt plötzlich, obwohl hier jetzt nur vorübergehend, ans Licht tritt. Denn die winterlichen Mächte bekämpfen alsbald das eben entstandene Sonnenlicht, das sich kraftvoll schon seiner Feinde erwehrt, Eis und Kälte, Sturm und Hagel niederschlägt und sich über den Todtenfluß aus dem winterlichen Reich kühn und unversehrt errettet, bis der Genosse kommt, noch den Stab bringt, wo eben die Sonne untergeht, daß nun der Gott in den schützenden Helm der Nacht sich birgt, um bald glänzend von Neuem zu erstehen und, nachdem er die bergende Hut der Erdgöttin zurückgegeben, nach Asgard zurückzukehren und Licht und Leben mit dem Prachtgewebe der Erde wieder herzustellen. Darum ist jetzt auch Thorstein beim König Olaf oder Odhin in Asgard nicht mehr gefürchtet und unverträglich, sondern fortan von allen vielgeliebt und vielbegehrt.

Sehen wir, wie derselbe Vorgang zu Ostern oder im neuen Kreislauf des Jahres, nachdem er den Winter zum Olaf nach Norden zurückgekehrt war, weiter ausgeführt sich noch einmal vollzieht. Jetzt ist es Frühling, wo Thorstein auf Ostfahrt auszieht. Er kommt nach Jamtaland und rettet einem im Waldgereute zum Himmel helfernden alten Zwerg, der in der Erdtiefe wirkend und waltend, an der unterirdischen mit einem großen Stein verschlossenen Höhle die Stelle des Unterweltsgottes vertritt, sein eben vom Riesenadler oder Sturmriesen entführtes Kind dadurch, daß er mit seinem sicher treffenden Geschoß den Adler erlegt und das in der Luft aufgefangene Kind dem Vater zurückgiebt. Wie sonst der Schütze das Kind errettet dadurch, daß er den Todesgott, hier den Adler erlegt, wie Eigel eigentlich den Nidung statt seines davon fliegenden, von ihm unterschiedenen Bruders Wieland, so erscheint hier Thorstein als Thor-Örvandil oder Thor-Eigel und trifft den Todesgott, daß der junggeborene Lebensgott seine Herrschaft antrete. An sich ist zwar der verjüngte Thor-Magni wie Örvandil selbst der Schütz und der überlebende Knabe, der jetzt nur von ihm als Zwergkind, wie

er als Baearbarn in der Sage selbst erscheint, unterschieden wird. Es ist dasselbe, als wenn Hagen den Drachen im Nest, Siegfried auf dem Drachenfels erlegt und selbst als siegreicher Sonnenheld übrig bleibt. Darum erlangt Thorstein, hier zwar als Geschenk des alten dankbaren Zwergvaters, wie ähnlich Siegfried durch den vom Niblung und Unterweltsgott unterschiedenen, sonst mit ihm identischen Zwergkönig Alberich, eigentlich als Siegesbeute die ganze Herrlichkeit des Winterkönigs ausgeliefert: 1) das siegverleihende Wollenkleid, das goldne Vließ des Sonnenwidders als einhüllendes, bald im Frühling glänzend geschmücktes Gewand des Licht- und Erdgottes, das bis dahin der winterliche Gott gehabt; 2) dazu ähnlich dem Ring der Nibelungen den Ring des Reichthums und aller Fruchtbarkeit, welche an den Goldring der Sonne gebunden ist; dann 3) den schwarzen Stein und Helm der Unsichtbarkeit, in welche sich der Sonnenheld immer am Abend und zur Nachtzeit kleidet; 4) die Kraft, wie winterlich Schnee, so sommerlich Sonnenschein und vor Allem wie Odhin-Thor mit Thors Hammer Donner und Blitz im Feuer- und feurigem Aschenregen zu erzeugen. Da sehen wir trotz aller märchenhaften Umhüllung den allmächtigen Himmelsgott in seiner winterlich-sommerlichen Doppelnatur vor uns, und wenn statt des ebenso wie Stahl und Feuerstein immer geschleuderten und immer von selbst in des Gottes Hand zurückkehrenden Donnerhammers eben der dreifach gezeichnete Feuerstein und Stahl gesetzt ist, so ist Sinn und Wesen völlig übereinstimmend. Es ist der Jupiter Elicius. Der geheimnißvoll im Stein schlummernde, durch den Stahl elicirte Funke, ähnlich wie im selbstentzündeten Stock, wies auf das Wesen des Lichtgottes hin, und der Feuermacher war im Norden wie zu Rom der Blitz- und Wettermacher, der Regen, Schnee, Aschenregen und Blitz elicirende Licht- und Himmelsgott. Hier in unserer Sage sind nur die zusammengehörigen Glieder zertrennt. An sich ist Thor-Magni, nachdem er seinen Hammer, hier sein Feuerzeug mit Zubehör, als neugekräftigter Frühlingsgott zurückerhalten, bereits seines Sieges gewiß, aber es bedarf immer noch der erneuerten Bekämpfung der winterlichen Mächte auch zur Frühlingszeit. Daraus entsteht hier wie sonst bei Thor eine neue

Ostfahrt, bis er durch den Todtenstrom von Neuem in das winterliche oder hier zunächst in das bereits erklärte Gläsisvall zum Godmund, dann mit diesem nach Geirröds-gard in das eigentliche Jotunheim gelangt. Wichtig ist auch das Uebernachten des jungen noch unscheinbaren Licht- und Lebensgottes auf dem Gipfel der Eiche, wie der Esche Yggdrasill und des Mimameidr, nachdem das Licht die Spitze des neuen Lebensbaums geröthet.

Aber sehen wir uns den Kampf zwischen Leben und Tod, zwischen Sommer und Winter ganz ähnlich wie bei Thor und Utgardloki in der Halle des Königs Geirröd = Geruthus-Utgardloki näher an. Es ist als wiederholte sich, was immer wieder in der ganzen Reihe der Jahrhunderte von je her bis in die neuere Zeit noch im Volksspiel aufgeführt ist, der Kampf zwischen dem Winterkönig mit seinem Gefolge und dem Sommerkönig mit seiner Schaar, bis jenem die Augen ausgestochen und der Garaus gemacht wurde und er mit Schimpf und Schande davon mußte, nur daß hier der Wettkampf in größerer Ursprünglichkeit voll gewaltiger Kraft und Symbolik dem altnordischen Leben und Anschauungskreise angepaßt wird. Die Kämpfenden stehen in der Königshalle vor den Bänken einander gegenüber. Auf der einen Seite die winterlichen Genossen des Unterweltskönigs sein Wesen bezeichnend, um diesen geschaart: König Geirröd mit Drautt und Hausvi, auch Gustr, Jarl Agdi mit Jökull und Frosti — vor der entgegengesetzten Bank die dem Sommer zugewandten Riesengestalten des Godmund mit Allsterk und Fullsterk und diese stützend, vertretend der jetzt noch unsichtbar hier und verborgen mit seiner dem Eisgott feindlichen Hitze wirkende Thor-Magni. Der Eingang ist noch die Abhängigkeitserklärung Godmunds von Geirröd mit der Vorbereitung zur königlichen Erhebung an dessen Statt, die auch schon dadurch bezeichnet wird, daß Geirröd selbst den Godmund mit dem Königsmantel schmückt. Eingeleitet wird der Kampf durch Jökulls Werfen mit dem Ochsenbein unter Godmunds Gefolge, das Thorstein zurückschleudert, wovon Gustr seinen Tod findet. Wie aber Jökull, der Eisberg des Winters, nur ein Theil, eine Eigenschaft des Wintergottes in der Fluth ist, weshalb er mit Frosti auch zu Käris Geschlecht gehört, der über die Winde waltet, so ist Gustr (der

Bläser) auch der Wintersturm, der mit dem Meergott Aegir und der Ran uns in dem Andvari, dem Besitzer des Nibelungenschatzes, d. h. der in des Meeres Tiefe geborgenen sommerlichen Herrlichkeit, begegnet (Sigurd. Str. 5), welchen Schatz er zur Frühlingszeit selbst aus des Meeres Tiefe jedes Jahr zurückgeben muß, aber jedes Jahr mit dem Fluch, daß er zu seiner Zeit seinem neuen Besitzer, dem sommerlichen Gott, immer wieder den Tod bringen wird. Immerhin ist dem Windbläser fürs Erste vom Thorstein das Lebenslicht ausgeblasen. Aber derselbe Kampf wiederholt sich von Neuem und beginnt eigentlich erst, als Geirröd seinen Goldring, Andvarinaut, oder vielmehr seinen Spielball in den Saal bringen läßt. Wir könnten sagen, es ist dies nach der eigenthümlich gewaltigen Phantasie des Nordländers nichts Geringeres als der Sonnenball selber. Als Jung Sveidall zur Julzeit als Sonnenheld sich verjüngt, wirft er im Ballspiel den Ball auf die schöne Jungfrau, daß derselbe in ihr Jungfraugemach rollt und er hinterher eilt. Denn jetzt kehrt die Sonne zur Erde ihr Angesicht; ihr helles Licht, ihre Strahlen wirft er der lang verlassenen Geliebten zu, d. h. der Erde das neue Liebespfand, den Ball zuwerfen, woher noch jetzt das Zuwerfen an geliebte Personen und dazu das Ballspiel zur Frühlingszeit seine tiefsinnige Symbolik hat. Aber sehen wir uns den Ball näher an. Es ist noch das im röthlichen Feuer strahlende Sonnenlicht, von dem der siedende Thau tropft wie von Odhins Draupnir. Darum erscheint, wie das Sonnenroß Odhins zur Winterzeit zu Hrungnirs Gullfaxi geworden, der Sonnenball hier als Geirröds oder Utgardlokis Ball, als sein Haupt, und da er als Meergott Aegir zugleich zum Meerrind und Seehund wird, als Seehundskopf, strahlend, siedend, Funken sprühend, glühendes Fett triefend. Denn mit der Julzeit ist eigentlich schon der Wintergott gefällt, daß ihm der Kopf abgeschlagen wird, wie sein Haupt als Eberkopf, als Kopf des Lichtebers Gullinbursti, entweder am Julfest oder zur Fastnacht als Schweinskopf in Pommern bis auf den heutigen Tag verspeist wird. Diesen Sinn hat auch des unterweltlichen Mimirs Kopf, der nur als des weisen Meergottes Aegir-Bragi Haupt, zugleich als Sitz der Weisheit auch dem Lebensgott Odhin seine Runen

zuraunt und den wir gleich als Grimr den Guten im Weltmeerbecher, weissagend und Gelübde zur Julzeit empfangend, antreffen werden. Also erkennen wir das einzig großartige, groteske Ballspiel, das uns ähnlich selbst im Märchen noch als Kegelspiel mit Todtenköpfen begegnet. So wird der Sonnenball freilich von den winterlichen und sommerlichen Mächten umstritten, hin- und hergeworfen zwischen Knechtschaft und Herrschaft, zwischen Kälte und Hitze, zwischen Nebel und Licht, bis er am Abend im Meer, hier im Teich um die Winterburg oder im Weltmeer Flammen sprühend erlischt, dem Frosti die Kinnbacken zerbrechend, dem Wintergott Agdi, dessen Kopf er eigentlich selbst ist, den Rothbart versengt und seine Kraft raubt, den Heimdalls Thrällen, Drauttr und Hausvi (Rigsmal Str. 12), den Tod bringt und leuchtend im Siegesglanz zur Osterzeit mit Thorstein über Luft und Wasser und Erde gebietend sich erhebt.

Der nächste Kampf ist ein Ringkampf zwischen Winter und Sommer hin und wieder, wie wir ihn gewaltig, schaurig, schrecklich in jedem Jahr erleben zwischen Winter- und Sommerwetter, Finsterniß und Licht. Aber auch hier hilft gegen Thorsteins Siegeskraft alle Uebermacht des Winters nicht. So sehr darum auch Alles erbebte, so herausfordernd Frosti sich gebehrdete und Jökull vorging und der schwarze Agdi eindrang, Thorstein brachte doch alle zu Fall. Es muß doch Frühling werden; so geheimnißvoll und wunderbar wirkt auch im Februar schon der Sonne Gewalt. So kam es nun weiter zum Trinkkampf. Zuerst galt es, die Hvitingerhörner zu leeren und am nächsten Tag das mit Gift erfüllte Horn Grimr den Guten. Wir sehen später, wie viel dem Thorstein auf den Besitz von den Hvitingern und wohl auch von dem gewaltigern Horn Grimr dem Guten, dessen Haupt darin war, ankam, ja wie der Besitz von jenen beständig zwischen Thorstein und Jarl Agdi wechselte, je nachdem der Sommer oder der Winter die Herrschaft hatte. Wie in Grimr dem Guten, was auch Geirröd selbst erkennt, jetzt die Hinneigung zum Lichtgott bezeichnet wird, zeigt auch Godmund an sich und Godmunds Vater als der Treue (traust), ähnlich wie der treue Eckhart die bessere Seite des Todesgotts hervorhebt. Grimr wie Grimnir ist aber wie Mimir nur der winterliche

Odhin, der jetzt zum Geirröd geworden, in Geirröds Besitz ist, als solcher schon sein nahes Ende bezeichnet und andeutet. Indem Godmund-Thorstein ihm die eigene Krone aufsetzt, wird der bisher winterliche Grimr der Gute jetzt selbst zum sommerlichen Siegesgott bestimmt. Er bringt den andern Allen Verderben, aber dem Godmund-Thor, dem neuen Sonnengott, kann er mit der ihm noch anhaftenden verderblichen Winternatur nicht schaden, so daß damit Godmund-Thorsteins Sieg und Geirröd-Agdis Verderben und Jökulls Fall bereits entschieden ist. Dieselbe bessere Seite des winterlichen Gottes stellt nun auch das Doppeltrinkhorn Hviting dar; in welchem Sinn, das zeigt uns, wenn Heimdall der lichteste der Asen (hvîtastr âsa) heißt; wenn Hafdis Weib mit dem Sonnen- und Heerdfeuer verknüpft, als Hvitastjerna im Anhang zum Gutalag erscheint; wenn unten das Sonnenschwert Ljusing und Hviting heißt. Sie stehen in Beziehung zu dem neuerschienenen weißen Sonnenlicht, wie Godmunds weißes Roß und Odhins weißer Schimmel, und zwar wie Grim der Gute als Trinkhorn gefaßt, in derselben grotesken oder großartigen Symbolik, nach welcher das Weltmeer zu Aegirs Braukessel und Becher wird, nach welcher Thor bei Utgardloki aus demselben Trinkhorn schlürft, das ins Weltmeer reicht, nach welcher auch bei den Griechen Herakles auf dem Goldbecher der Sonne, das ist Hviting, als Sonnenheld übers Meer fährt oder selbst als lichter Sonnengott seinen Meeresbecher oder Braukessel mit dem Sonnenlicht durchfährt, von Eis befreit und lichtglänzend macht. Wer so das Meer beherrscht zur Sommerzeit als hellglänzender, zur Winterzeit als eisstarrender, gebundener Lichtgott, der hat das Hvitinghorn im Sommer in Asgard, im Winter in Utgard, in der Erd- und Meerestiefe oder wie hier im Grabhügel, hin- und hergeraubt. So wird der Gott im Trinkkampf durch Thorsteins Macht, indem er des Meeres- oder Flusses Sturz zur Frühlingszeit, der sonst alles verheert, unschädlich über das Gewand der Erde zur Befruchtung sich ergießen läßt, auch hier als der auf das Licht gerichtete Gott, wenn er zugleich in der Ebbe die Meeresfluth aufschlürft, die im Winter Tod und Verderben brachte, zum Siege geführt. Da ist nun die Zeit gekommen, wo Thorstein aus seiner Verborgen-

heit ans Licht tritt. So lächerlich klein er auch noch immer mitten unter den Riesengestalten des Winters ist, so schwach auch noch seine Kraft hier mitten unter Frost und Eis und Wintersturm erscheint, schon ist seine Kraft unüberwindlich und bald bereitet er jetzt zur Frühlingszeit all den finstern Riesen Tod und Verderben, indem er ihnen mit seinem Licht, seinem Sonnenschein und seinem feurigen Blitzesstrahl die Augen ausbläst und den Feuer- oder im geschmolzenen Schnee den Wassertod bereitet. Auffallend könnte nur sein, daß er auch mit seinem Feuerzeug wie Sonnenschein und Feuerregen so noch Hagelsturm und Schnee hervorzaubern kann. Aber es zeigt sich darin nur das Doppelwesen des Gottes in seiner ursprünglichen Einheit angedeutet, wodurch der winterliche Schnee- und Wettermacher Odhin-Geirröd jetzt zum Sonnen- und Feuergott des Sommers, zu Odhin-Thor, geworden ist und so den auch im März und April noch gesendeten Schnee sogleich wieder mit dem brennenden Sonnenlicht zum Schmelzen bringt. Damit ist denn jetzt der Winter ausgetrieben, im Feuer geschmolzen, im Aschenregen begraben auf lange Zeit. Geirröd ist, wie vom Thor sonst mit dem zurückgeworfenen Blitzstrahl und feurigen Sonnenball des sommerlichen Gottes, in seinem Eispalast zunächst dem Tode übergeben, während Jökull und Frosti im Fluß oder Meer des Sommers ihren Tod finden. Jarl Agdi lebt als der eigentliche Meergott zwar fort, aber tritt selbst seiner winterlichen Kraft beraubt, in den Hvitinghörnern durch seine Tochter mit dem verjüngten Lichthelden Thor-Magni in Verbindung oder muß von ihm unterschieden, seine Herrschaft über das Meer mit dem Hvitingdoppelhorn zur Sommerzeit, dazu seine jugendlich schöne Tochter an den jungen Gott abtreten. Im Winter erhält er seine Hvitinger und seine Meeresherrschaft zwar wieder, aber Thorstein ist dann auch selbst alt geworden, so daß er ganz an dessen Stelle tritt, mit ihm in das Unterweltsgrab hinabsteigt oder als Odhin-Olaf mit den Hvitingern im winterlichen Meeresgrab versinkt oder nach dem dritten Ausdruck für denselben Gedanken dem Godmund in Riesenheim dienstbar, im Winter über das nordische Reich der Riesen als Jarl Agdi in Grundir und Gnipalund neben oder als Godmund in Gläsisvall

und Jotunheim herrscht. Das Hin- und Herfließen der Doppelgestalt Geirröd-Godmund, Agdi-Thorstein u. s. w. weist immer wieder auf die nur durch die Sage getrennte und verwirrte Einheit hin. Dies erklärt auch Gudruns (Goðrûn) Verhalten gegen den winterlichen Vater und zu dem eigentlich langersehnten Sonnenheld, der ihr wie Niördr der Skadi doch versprechen muß, in dies Land des winterlichen Nordens, wo die Erdgöttin immer gebunden den Winter weilen muß, zurückzukehren nach der freilich unabänderlichen Naturnothwendigkeit. Jarl Agdis Gudrun bezeichnet, ganz wie Geirröds Godmund die männliche, ihrerseits die weibliche Lichtseite der Wintergottheit, die hier, wie Grim der Gute und wie vielfach die Meeresgottheit theils im geheimnißvollen Rauschen der Wellen, theils im begeisternden Wasser der Quelle dem Odhin-Mimir verwandt, als Weissagegöttin Godrun zu denken ist und so sich mit Örvendils zauberkundiger Groa berührt und mit Siegfrieds Gudrun-Brunhild wie mit Hildens Tochter Gudrun zu vergleichen ist. Ihre Hochzeit wird vom König Olaf zur Julzeit gefeiert, als ob die Zeit, da doch Thorstein im Frühling ausgefahren, zurückgekehrt wäre. Aber wir wissen, daß der Sonnenheld mit der Erde ebenso zur Jul- als Oster- als Pfingstzeit seine Vermählung mit der Erdgöttin feiern kann, und daß König Olaf im Norden nur an die Stelle des Odhin-Agdi getreten ist, welcher letztere auch zur Hochzeit abermals noch winterlich feindlich sich einfindet, noch das Dach des Hauses zerbricht, aber von der schon mächtigen Sonnenhitze vertrieben, nächtlich noch einmal, wenn auch nicht auf die Dauer, seine Hvitinger raubt. Wenn nun in der Sage nicht eine Verwirrung in der Zeitangabe anzunehmen ist, so kann er diese erst nach der Sommersonnenwende wieder erhalten haben, obwohl sie dann später Thorstein aus dem unterweltlichen Reich hervorholt und als Odhin-Olaf behält, bis er im Winter wieder damit ins Meer versinkt.

Ist uns nun schon Thorstein als Örvandil-Thor erschienen, da er mit seinem Meisterschuß wie Eigel dem winterlichen Sturmvogel, dem Raubadler, seine Beute abgewinnt und damit den Wintervogel erlegt, dem Wintergott den Laufpaß giebt, so müssen wir uns jetzt noch in der Kürze den Eigel selbst, wie

wir ihn in seiner Doppelnatur als Jung und Alt früher erkannt, ganz dem Thormagni ähnlich als Thor-Eigil vorführen. Wir wollen dazu nur einen Theil aus der höchst anziehenden Saga Egills ok Asmundar (Fornald. Sög. III, 365—407, vgl. P. E. Müller, Sagab. 2, 610—618) entnehmen, um so mehr als hierdurch nicht nur auf die frühere Deutung ein ergänzendes Licht fällt, sondern auch die Verwandtschaft dieser unserer nordisch-deutschen Heldensage mit der griechischen Odysseussage in überraschendster Weise von Neuem bestätigt wird. Hören wir erst wieder den Bericht der ins höchste Alterthum zurückweisenden Sage.

5) Geirröd-Gautr.

Der König Hertrygg, für den in der Sage später Tryggvi eintritt, hatte zwei schöne Töchter, von denen die eine (ganz wie in der Völsungasage beim Sigurd) kriegerischen Künsten ergeben, Brunhilde, die andere in den Künsten weiblicher Handarbeit geschickt, Beckhilde genannt wurde. Beide wurden nach einander in Abwesenheit des Vaters, jene im Nußwalde von einem Unthier, Hiassi genannt, diese von einem gewaltigen Geier geraubt und nach Jotunheim entführt. Der Vater war sehr bekümmert und versprach jedem, der sie wiederbrächte, die Hand der Tochter mit dem Drittheil seines Reiches. Aber es verging der Winter und der Sommer, ohne daß er irgend welche Kunde erhielt. Als der Herbst zu Ende ging, kam Asmund, der Berserkertödter, und einen Monat später Egill Einhand in sein Land, jener freundlich, dieser erst feindlich gesinnt, bis beide, da sie sich im Kampf als ebenbürtig erkannt, Blutsbrüderschaft schließen und sich mit einander dem König zur Landeswacht erbieten. Am Jultag erneuert der König sein Gelöbniß wegen der beiden Töchter, und diese Helden erklären sich zur Heerfahrt bereit. Sobald der Hochwinter vorüber ist, rüsten sie ein Schiff mit 24 Mann aus. Sie wollen nicht heimkehren, ehe sie die Königstöchter todt oder lebendig gefunden. So fahren sie den ganzen Sommer umher, ohne den Weg zu wissen, bis sie im Winter nördlich nach Jotunheim gelangen. Unter einem Walde legen sie ans Land und wollen hier den Winter bleiben.

Asmund und Egill machen sich auf, die Gegend zu erforschen; die Genossen sollen sie hier, aber nicht länger als bis zum Sommer, erwarten. Zuerst gehen sie durch den Wald und schießen Thiere und Vögel, um sich Nahrung zu verschaffen; doch bleiben sie auch oft ohne dieselbe. Einst kamen sie in ein Thal. Da war ein Fluß und Inseln darin mit Wäldern und Hügeln bedeckt. Sie sahen eine Menge Ziegen und fette Böcke. Die trieben sie zusammen und nahmen einen feisten Bock, um ihn zu schlachten. Da hörten sie über sich einen hellen Ruf (kvaeklat), daß alle Geißen fortsprangen und der Bock entlief. Sie erkennen ein Mädchen, welches sie fragt, wer hier so dreist wäre, den Bock der Königin zu stehlen, und erfahren von ihr, daß sie Skinnnefia, ihre Mutter Arinnefia heiße; die wäre hier Königin in Jotunheim. Von Asmund mit einem goldenen Fingerring beschenkt, bringt sie der Riesenmutter Kunde von der Ankunft der Fremden und führt dieselben auf deren Geheiß zu Gaste in ihr Haus, wo sie freundliche Aufnahme finden. Besonders scharf blickte die Alte auf Egill. Sie hatten sieben Tage nichts gegessen, darum wurde ihnen erst Wild und Vogelfleisch gebracht. Dann melkte die Alte ihre 50 Geißen: ein großer Kessel faßte alle Milch. Dazu that sie reichlich Waizenmehl, daß sie, wie immer im Winter, Grütze zum Essen kochte. Ihre Tochter mußte Feuer anlegen, und jeder sollte, bis die Grütze fertig wäre, seine Geschichte erzählen. Asmund erzählt zuerst:

„König Ottar habe mit Sigrid einen Sohn Asmund gehabt, der schon im Alter von 12 Jahren allen an Kraft überlegen gewesen. Einmal verfolgt er zu Pferd im Walde einen Hasen, der ihm trotz der eifrigsten Verfolgung doch entkam. Dabei ging ihm sein Pferd verloren. Große Finsterniß brach herein; er verirrte sich im Walde. Da kam ihm ein stattlich schöner Mann entgegen — es war Aron, des Königs Rodian Sohn aus der Tartarei, wofür Saxo V, 243 Asvit, Biörns Sohn von Wik, setzt — in scharlachrothem Kleid, die Haare golden wie Seide. Er hat von Asmunds Kraft gehört und will sich mit ihm messen. Aber beide sind einander überall im Kampfe gleich und schließen Blutsbrüderschaft: jeder solle den andern selbst im Tode drei Tage lang in seinen Grabhügel begleiten. Sie verrichten große Thaten,

bis sie in Arons Reich kommen, wo dieser an Stelle seines Vaters zur Herrschaft gelangt und Alles mit Asmund theilt. Da er aber bald stirbt, läßt ihm Asmund den Grabhügel aufwerfen, giebt ihm sein Roß mit Sattel, Zaum und aller Waffenrüstung, dazu seinen Falken und Hund mit und steigt, wie er versprochen, mit dem Todten selbst hinein. Aron saß dort unten in voller Rüstung auf seinem Stuhl. Auch Asmund ließ seinen Stuhl in den Hügel bringen und setzte sich darauf. So ward der Grabhügel geschlossen. In der ersten Nacht stand Aron vom Stuhl auf, erschlug den Falken sammt dem Hunde und aß beides. In der zweiten Nacht erschlug er das Roß, zerlegte es und verzehrte auch dieses, wobei er Asmund zu Gaste lud. In der dritten Nacht war Asmund eingeschlafen und erwachte davon, daß Aron ihm seine beiden Ohren abriß. Da ergriff Asmund das Schwert, schlug ihm den Kopf ab und verbrannte ihn zu Asche. Dann wurde er aus dem Grabhügel heraufgezogen und nahm alles Gut mit sich, das in den Hügel gelegt war. Aber er hatte jetzt dort viele Kämpfe zu bestehen. Im Kampf mit den beiden Oheimen Arons, die Berserker waren, Hrärek und Siggeir, wurde er erst gefesselt, bis er sie zuletzt beide erschlug: davon hieß er der Berserkertödter. Mit Arons Bruder, Herraud, verglich er sich, erhielt ein Schiff gerüstet und kam so zum Hertrygg. Und bin ich dieser Asmund."

Die Alte war zufrieden mit seiner Erzählung und fragte ihre Tochter, wie weit es mit der Grütze wäre. „Die fängt eben an aufzuwallen." „Dann ist es Zeit, auch Egill zu hören." Und Egill beginnt: „König Hring herrschte über Smaland mit seiner Königin Ingeborg, einer Tochter Biarmars aus Gothland. Die hatten zwei Kinder: der Sohn hieß Egill, die Tochter Aesa. Der Sohn, kaum 12 Winter alt, war unregierlich und immer kampfbereit. Er ging in den Wald, um Thiere und Vögel zu schießen. Im Walde war ein großes Wasser und viele Inseln darin. Da schwamm er mit seinen Genossen viel im Wasser und übte sich. Einmal wollten sie versuchen, es waren 30 an der Zahl, wer von ihnen am längsten beim Schwimmen im Wasser aushalten könnte, um eine weit vom Lande entfernte Insel zu erreichen. Egill war weit voran. Da kam plötzlich

ein dichter Nebel und kalter Wind, daß keiner mehr vom Andern wußte und Egill zwei Tage im Wasser umhertrieb, bis er endlich ans Land kam und auf einem bald von ihm bereiteten Moos-lager einschlief. Am Morgen war er etwas erwärmt. Da kam aus dem Walde ein großer Riese. Der hob den Egill auf und sprach: „Das ist gut, Egill, daß wir uns hier gefunden haben. Du hast die Wahl, ob ich dich erschlagen soll oder ob du mir, so lange ich lebe, meine Geißen hüten und mir das schwören willst." Egill muß sich dazu entschließen. Sie zogen nun viele Tagereisen, bis sie zur Höhle des Riesen gelangten. Der Riese hatte 100 Böcke und viele Ziegen, welche er alle bei seiner Niederung in der Nähe weiden ließ. So that Egill lange Hirtendienst. Einmal, als 12 Monat um waren, lief er fort. Doch der Riese bemerkte es und lief ihm nach. Er war so viel-kundig, daß er die Spur wie im dichten Schnee (könn) fand. Nach vier Tagen traf er ihn in einer Höhle. Egill sollte es jetzt schlimmer haben. Der Riese nahm zwei sehr schwere Steine und befestigte mit Eisenbändern seine Füße daran. Die mußte Egill mit sich schleppen bei seinem Dienst sieben Winter lang, ohne daß er Gelegenheit fand, sich an dem Riesen zu rächen. Einst zog er aus, seine Geißen zu hüten, und fand im Walde eine Katze. Er ging ihr nach und brachte sie mit sich zurück, aber er kam am Abend spät nach Hause. Das Feuer war in Asche gefallen. Fragt ihn der Riese, warum er so spät zurückgekehrt. Die Ziegen wären so weit gelaufen. Der Riese wundert sich, daß er doch im Dunkeln sich zurecht gefunden. „Dazu sind meine Goldaugen gut." „Hast du denn noch andere Augen, als ich bei dir gesehen habe?" „Ja freilich," sagt Egill. Er solle ihm sie zeigen. „Aber du darfst sie mir nicht wegnehmen. Sie würden dir freilich auch nichts nützen, wenn ich sie dir nicht einsetze." Wie nun Egill mit dem Stock das Feuer aufstört, sah der Riese in die leuchtenden Katzenaugen über dem Feuer, und es war wie Sternenschein. „Das sind schöne Kleinode," sagte der Riese, „willst du mir die Augen verkaufen?" „Dann wäre ich noch schlimmer daran. Doch willst du mir die Freiheit geben und meine Fesseln lösen, da mag ich dir die Augen verkaufen." „Willst du mir sie auch so einrichten, daß ich sie nutzen kann?"

„Das will ich versuchen; aber es mag dir schmerzhaft sein, die Zurichtung zu ertragen, wo sie liegen sollen. Du sollst sie auch immer fortnehmen, wenn es Tag ist, und nicht einsetzen, ehe es dunkelt; und mag ich dich darum hier an die Säule binden." „Da möchtest du mich erschlagen, und wäre das ein Nidingswerk." Sie vereinigen sich. Der Riese nimmt ihm die Fußfesseln ab, wofür Egill verspricht, ihm dienen zu wollen, so lange jener lebe. Dann bindet er den Riesen, nimmt einen Doppelspeer (einn tviángaðan flein) und treibt ihn dem Riesen in beide Augen, daß sie außen auf den Wangen lagen. Darüber ward der Riese so böse, daß er alle Bande von sich riß und so auf Egill zutappte. „Jetzt bist du gabelos," rief Egill. „Da fielen die Augen ins Feuer und sind nun keinem von uns Beiden etwas nütze." „Uebel hast du mich bethört," sagte der Riese, „und sollst hier nun drinnen verhungern und nie herauskommen." Dann lief er zur Thür der Höhle und verschloß sie fest. So blieb nun Egill vier Nächte lang in übler Lage und hatte nichts zu essen, da der Riese in der Höhle sorgsam Wache hielt. Das war jetzt sein Rath. Er erschlug den größten Bock, zog ihm die Haut ab, fuhr selbst hinein und nähte sie um sich auf das Festeste. Am vierten Morgen trieb er dann den Bock zur Thür hin. Der Riese hatte zur Erde gebückt seine Daumen unten an der Höhle ausgespannt, wo die Schwelle die geringste Oeffnung ließ, daß ihm alle Böcke in den Griff rennen mußten. Da sprach der Riese: „Der Wind verkündet mirs, daß es mit den Hufen klappt zu meinem Griff." Es rennen ihm nun die Böcke zwischen den Händen hindurch. Egill kam zuletzt, und der Riese hörte nicht seinen Hufgang. „Leicht kommst du gehockt, du Bocksbart, und scheinst stärker um die Hüften;" dann griff er ihm in die Wolle mit beiden Händen. Aber Egill drängte so vor, daß die Bockshaut zerriß und er frei ward. „Du genießest es jetzt, daß ich blind bin," sagte der Riese, „und ist es übel, daß wir uns so trennen sollen, ohne daß du Lohn erhältst für deinen langen Dienst. Nimm hier den Goldring." Das war ein großes Kleinod. Dem Egill gefiel der Ring; er streckte seine Hand aus. Sobald jedoch der Riese merkte, daß er in den Ring faßte, riß er ihn an sich und schlug ihm das rechte Ohr

ab. Egill ſchlug ihm die rechte Hand ab und gewann den Ring. „Jetzt will ich mein Wort halten," ſprach er, „und dich nicht erſchlagen. Mit Qual ſollſt du weiter leben." So ſchieden ſie. Egill trifft eine Vikingſchaar, deren Häuptling Borgar hieß, ſchloß ſich an und fuhr den Sommer mit ihr. Sie treffen auch einen Berſerker Glammadr, der einen Streithammer (brynþvari) zu ſeiner Waffe hatte. Der griff den Borgar zu Schiff mit ſeiner Waffe an. Aber Egill hatte ſeine Lanzenſpitze vom Schaft gebrochen, traf damit ſein Ohr, daß Glammadr mit ſeiner Waffe in das Meer ſank und nicht mehr wieder kam. Egill wurde jetzt Häuptling, nahm zwölf von ihnen und zog auf Heerfahrt den Oſtweg (í Austrveg). Eine Nacht lag er im Hafen bei Windſtille und ging ans Land. Er kam in ein Waldgereut und ſah bei einer Höhle einen Rieſen mit einer Rieſin im Kampf um einen Goldring. Egill ſchlägt den Rieſen in die Schultern und haut ihm, als er ſich umwendet, ein großes Stück vom Arm ab. Aber auch der Rieſe traf den Egill oben an der Hand am Wolfsglied, daß Hand und Schwert zur Erde fiel. Egill konnte ſich nur durch die Flucht retten, kehrte zu ſeinem Schiff zurück, aber litt von ſeiner Wunde große Qual. Er ſegelte weiter und kam in einem Walde zu einem Fluß, in deſſen Strom er ſeine Wunde kühlte. Da ſieht er ein Zwergkind aus einem Felſen kommen, das in einer Schale Waſſer ſchöpfte. Egill zog ſich mit ſeinen Zähnen einen Fingerring von der Hand und läßt ihn für das Kind in die Schale fallen. Das lief in den Stein. Dafür kam nun der Zwerg heraus und führte Egill in den Fels, verband ihm ſeine Wunde und heilte ſie. Auch ſchmiedete er ihm ein Schwert, das er ſo geſchickt am Arm befeſtigte, daß Egill es ſo leicht führte, wie mit unverletzter Hand. Dazu gab er ihm noch viele gute Schätze. So kehrte Egill zu den Seinen zurück. Das iſt meine Sage, denn ich bin dieſer Egill."

Die Alte fragt ihre Tochter, wie es jetzt um die Grütze ſtehe. Sie ſcheint gut, iſt aber noch zu heiß, daß keiner ſie zu eſſen vermag. Bis dahin will nun die Rieſenmutter ihre Geſchichte erzählen: „Öskraudr hieß der König von Jotunheim und ſeine Königin Kula. Seine Brüder waren Gautr und Hildir. Meine Eltern hatten 18 Töchter. Ich war die Jüngſte und, wie man

sagte, die Schönste. Da wurden Vater und Mutter krank und starben; aber wir Schwestern nahmen alles Silber und Gold. Gautr und Hildir erhielten das Land. Der Vater hatte drei Kleinode gehabt: ein Horn, eine Tafel (Spielbrett) und einen Goldring. Die Brüder nahmen Horn und Tafel von uns, aber den Goldring behielten wir. Meine Schwestern forderten, ich sollte ihnen dienen, und ich hatte es schlecht bei ihnen. Ich gelobte darum Thor den besten Bock, den er wollte, daß er zwischen uns schlichte. Thor kam und erwählte für sich die älteste, so daß diese die andern aus Neid erschlugen, dann die zweite und so immer weiter, bis ich allein übrig blieb. Meine Tochter vom Thor habt ihr gesehen, und sie hat den Ring, den sie von euch erhalten. Auch gab mir Thor das ganze Habe meiner Schwestern und ist mir immer hold geblieben. Als ich dadurch reich geworden, wollte ich auch nicht ehelos bleiben und erwählte mir den König Ring von Smaland. Aber der war grade nach Gothland gefahren, sich mit Ingeborg zu vermählen. Ich folgte ihm und that Alles, die Hochzeit zu hindern, bis ich dabei betroffen wurde und mein Leben nur dadurch erkaufen konnte, daß ich ihnen drei Kleinode verschaffen mußte: das Gewand, das nicht im Feuer brenne, das Trinkhorn, das nie leer wurde, und die Tafel, die sich selbst spiele, wenn auch jemand wo anders spiele. Das Trinkhorn habe ich vom König Snia (Schnee) in der Unterwelt (i undirheima) für 60 Böcke und für Gold erkauft. Dann fuhr ich nach Lukanusfiall und erhielt nach langem, schwerem Kampf mit drei Riesen weiter die Tafel und dazu noch ein Glas, daß jeder, der hineinsieht, dem gleich ist, welchem ich will; auch kann ich nach Belieben den blind machen, der hineinsieht. Hierauf fuhr ich in die Untertiefe (i undirdjúp), um das Gewand zu suchen, und fand den König der Finsterniß, der mir als Odhin erschien, denn er war einäugig. Er sagte, ich sollte das Gewand holen, wenn ich könnte. Ich lief darnach über einen großen brennenden Scheiterhaufen (yfir eitt mikil bál), nachdem ich mich dem Odhin gesellt, und erhielt das Gewand, aber bin seitdem ohne Haut (skinnlaus) am ganzen Leibe. So kehrte ich zu König Ring und Ingeborg zurück, gab ihnen das Verlangte und schwur, mich dafür nie zu rächen. Was ich nun mit den Brüdern noch gehabt, will ich weiter erzählen."

„Doch wie steht's jetzt mit der Grütze?" Jetzt war sie gut. Die Blutsfreunde aßen und schliefen dann die Nacht dort. Am nächsten Tage fragte die Alte sie nach dem Zweck ihrer Fahrt. Sie erzählten ihr Alles und baten um Rath und Hülfe, welche ihnen zugesagt wurde. Die Alte erzählte auch, wie nach ihres Vaters Öskrauds Tode die beiden Brüder nicht einig wurden, wer König sein solle. Endlich kamen sie überein, der sollte König sein, der die schönste und kunstfertigste Königstochter erhielte. So zog zuerst Gautr aus und raubte die ältere Hilda; aber Hildir fuhr später und entführte Beckhilda. Beide sind hier in Jotunheim, und jetzt im Winter zum Julfest soll die Hochzeit sein. Da sollen alle Tröll zusammenkommen und entscheiden, welche von beiden Schwestern die kunstreichere ist. Asmund war froh über solche Kunde, zumal die Alte zu helfen verspricht. Erst will sie ihnen aber ihre Schätze zeigen. Sie führt sie in eine große Seitenhöhle. Da waren große Schatzkammern mit vielen herrlichen Kleinoden. Die schloß sie ihnen alle auf, daß sie Alles mit Freuden betrachteten. Dann nahm die Alte eine Truhe (eski von Eschenholz), schloß sie auf, und sie spürten einen guten Geruch. Und wie Egill näher zusah, erkannte er seine eigene Hand, noch mit dem Goldring seiner Mutter daran, als ob sie Leben hätte. Er erfuhr von der Alten, daß sie es gewesen, die dort im Walde mit dem Gautr um den Goldring gestritten, und daß er ihr zur Hülfe gekommen; seitdem habe sie nach seiner Flucht seine Hand aufbewahrt. Sogleich unternahm sie es, ihm die gefundene Hand wieder anzuheilen, was so gut gelang, daß an der Stelle nur ein rother Faden (rauðr þræðr) herumlief. Als es nun zur Julzeit ging, beriefen die beiden Brüder, Gautr und Hildir, ein Thing. Alles Volk aus Jotunheim, darunter besonders auch der Alten Gefolgsmann, der Lagmann Skröggr, fand sich ein. Zuletzt wurden die beiden Königstöchter hereingeführt und die von ihnen gefertigten Kunstarbeiten vorgelegt. Brunhilde hatte ein Tuch (eitt klæði) gearbeitet, das konnte Alles in die Luft heben und dann niederkommen, wo man wollte; Beckhilde ein Hemde (skyrta), woran kein Waffen haftete und worin keiner matt oder müde wurde. Aber als nun entschieden werden sollte, welche Arbeit kunstvoller

wäre, überließen alle die Entscheidung dem Lagmann Skröggr, der die Brunhilde für schöner und geschickter erklärte. Gautr solle König sein und Brunhilde haben, aber beide Brüder sollten sich in das Reich theilen. So trennte sich das Thing. Hierauf wurden alle Häuptlinge und Begüterten zur Hochzeit geladen. Die Alte erfuhr durch Skröggr Alles, was geschehen, und will auch selbst die Hochzeit besuchen; beide Blutsfreunde sollen sie begleiten. Aber erst müssen sie in ihren Zauberspiegel sehen. Da erscheinen sie so groß und nur schöner wie die Riesen alle und heißen jetzt Fialar und Frosti. Sie kommen mit der Alten in der Riesenkönige Bereich, der hieß Gjallenbru, und setzten sich zu Tische. Die Alte wird freundlich aufgenommen und will dem Gautr jetzt auch zur Hochzeitsgabe für seine Braut ihren Goldring schenken. Auf seine Frage, woher ihr ihre Genossen gekommen, die sie mitgebracht habe, erwiedert sie: das wären die Söhne des Königs Dumbi aus Dumbshaf, — es ist damit das winterlich finstre Eismeer (oceanus caligans) gemeint, wo am Wolfssee Egill-Velund-Slagfidr mit den winterlichen Schwanjungfrauen weilten — wie sich ihresgleichen kaum in Jotunheim fänden; sie könnten auch am besten bei seinem Brüllop (Brautlauf = Hochzeit) aufwarten und bedienen. Gautr nimmt ihren Ring dankend an; sie solle Alles mit ihren Genossen bei der Hochzeit walten. So erhalten sie die Schlüssel zu allen Schatzkammern. Indessen waren alle Gäste, darunter vor Allen angesehen Skröggr, zum Fest eingetroffen. Auch hatte die Alte heimlich den Schwestern gesagt, woher ihre beiden Gefährten, die sie mitgebracht, gekommen wären. Darüber waren sie sehr froh, da sie übel Lust zur Heirath hatten. Als nun die Menge bei Tisch untergebracht war und die beiden Bräutigame sich niedergesetzt hatten, wurden zuletzt auch die Bräute hereingeführt. Es fehlte nicht an allerlei Kurzweil, wie bei den Riesinnen Sitte war. Skröggr saß mit seinem Gefolge auf der einen Bank; Gautr und Hildir mit ihren Mannen auf der andern. Arinnefia saß bei den Bräuten und ordnete Alles. Fialar und Frosti schenkten ein, und es fehlte nicht an starkem Getränk. Als es jetzt zu Abend ging und die Mannen trunken wurden, stand die Alte auf und rief den Skröggr mit den beiden Blutsbrüdern zu sich: sie sollten jetzt

die Hochzeitsgeschenke (bekkiargiafir, die Bankgaben für den neuen Heerd) hereintragen. Da wurden das Tuch und das Hemd, dazu die gute Tafel, welche die Brüder gehabt, der gute Ring der Alten und viele andere Schätze hereingetragen. Skröggr reichte sie hin, die Alte empfing und verwahrte sie. Dann nahm sie das Tuch, breitete es auf den grünen Boden (á völlinn) und legte alle die Kleinode darauf. Auch ihrer Tochter Skinnnefia befahl sie, alles Gold und Silber dahin zu tragen. Sie selbst geht in die Höhle und heißt Frosti mit ihr gehen. Sie kommen dahin, wo Gautr und Brunhilde schlafen sollten. Dort hing am Bettpfosten Gautrs gutes Schwert, woran kein anderes Waffen hafte; das solle er mit sich nehmen. Fialar und Frosti sollten sich jetzt rüsten, als wenn sie in große Gefahr kämen. Die Alte kehrt in die Halle zurück und ruft den Bräuten, daß es für sie Zeit sei, zu Bett zu gehen. Da nehmen Fialar und Frosti die Bräute an die Hand, leiten sie hinaus und setzen sie auf das Tuch nieder, das die Alte dann aufhub. Ihrer Tochter giebt sie das Glas, daß sie damit an die Thür der Höhle ginge und es über jeden hielte, der hinausgehen wolle. Die andern aber fuhren mit dem Tuch und allem, was darauf war, in die Luft. Hierauf kam ein großer Spielmann in den Saal, der die Bräutigame herausführen sollte. Es waren aber drei Thüren darin. Skröggr mit seinem Gefolge stand an der einen; Skinnnefia vor der andern, wo die Menge herausgehen sollte; die beiden Könige wurden zur dritten geführt. Draußen zur rechten und zur linken Hand war eine Seitenhöhle, wohlgezeltet, wo sie ruhen sollten. Egill als Fialar (in der Sage steht Jökull) voran und Hildir gehen in die eine. Aber als Hildir eintrat, kehrte jener sich um, packt Hildir an den Haaren und erhebt das Schwert, um ihn in den Hals zu hauen. Aber Hildir faßt ihn schnell, schleudert ihn gegen die Höhlenwand und reißt ihm die Stirn auf, woraus eine große Wunde entstand, die viel blutete. Dafür drang das Schwert dem Riesen in die Nase und schnitt sie ab, daß es weit aufklaffte. So kam er heraus und rief, er wäre verrathen. Das hören die Tröll in der Höhle und laufen heraus. Aber Skröggr erschlug jeden, der zur Thür wollte. Dazu machte Skinnnefia jeden blind, der in ihren

Spiegel sah. So drängten sie hin und wieder und ward ein großes Getöse. Das hört Gautr und glaubt zu wissen, was es sei. Aber als er in sein Haus kommt, sieht er, daß die Braut nicht da ist, läuft zu seinem Bett, das Schwert zu nehmen, und vermißt es. Da erhebt Asmund selbst das Schwert und schlägt nach ihm, denkt aber nicht daran, daß die Höhle niedrig war, so daß die Spitze in die Höhlendecke eindringt, durchschneidet und in Gautrs Stirn, Augen, Kinnbacken, Brust herniederfährt, noch die Rippe spaltend. Gautr eilte hinaus und ergreift einen großen Stein, ihn auf Asmund zu schleudern, daß dieser an seiner Brust getroffen, zu Boden fiel. Gautr wollte zu ihm laufen, aber seine Eingeweide fielen heraus und wickelten sich um seine Füße, daß er todt zu Boden fiel. Da stand Asmund auf und sah nach Egill. Diesem war das Blut von der Stirn in die Augen gelaufen, und er ward davon kraftlos. Jetzt ergriff Asmund den Hildir an beiden Füßen, Egill am Kopf, daß sie ihm die Halswirbel umdrehten, und ward das sein Tod. Darauf gehen sie hin, wo Skröggr stand: der hatte 90 Tröll erschlagen. Die Uebrigen wurden vom Spiegel geblendet und tödteten sich selbst. Sie blieben die Nacht daselbst und Arinnefia kam zu ihnen. Am Morgen nahmen sie alles Gut aus der Höhle und gingen hin, wo sie die Schwestern fanden. Sie wurden gut aufgenommen und blieben den Winter wohlbehalten.

Im Frühling zogen sie fort, ihre Mannen zu finden, und übergaben bei ihrem Scheiden der Arinnefia und dem Skröggr Jotunheim. All die Schätze aber, um welche früher gestritten war, nahmen sie mit sich. So trafen sie die letzte Woche des Winters ihre Mannen und segelten, bis sie zum König Tryggvi kamen. Der nahm sie mit seinen Töchtern wohl auf, und es wurde mit beiderseitiger Zustimmung abgemacht, daß Egill die Beckhilde, Asmund die Brunhilde erhielt. Der König wollte gleich zur Hochzeit rüsten, aber Egill und Asmund fuhren erst nach Hause, die Ihrigen einzuladen. Egill traf seinen Vater Ring und Ingeborg, erzählte ihnen das Erlebte und zeigte ihnen den rothen Ring (ör) um seine Hand. Dann führte er Vater und Mutter mit seiner Schwester Aesa zur Hochzeit, wo auch Asmund mit seinem Bruder Herraud schon eingetroffen war.

Einen ganzen Monat dauerte das Feſt, wozu auch Arinnefia mit ihrer Tochter geladen war, und alle kehrten reich beſchenkt wieder heim. Egill gab Asmunds Bruder Herraud das Hemd der Beckhilde, Asmund gab ihm den Ring der Alten und Gautrs Schwert. Der König Tryggvi war indeß alt und wünſchte, daß Egill bei ihm bliebe. Doch dieſer wollte erſt nach Gothland fahren und dann in 12 Monaten wiederkehren. Arinnefia erhielt bei ihrer Heimkehr nach Jotunheim von der Ingeborg einen ſo großen Schmalztopf (smiörtrog), als ſie nur tragen konnte. Sie ſagte, daß ſolcher Schatz unerſetzlich wäre in Jotunheim. Asmund gab ihr zwei große Eberfleiſchſtücke (gialtarflicki), die wohl ein Schiffpfund wogen. Sie hielt das mehr werth, als alles Gold, und ſchieden ſo in Freundſchaft. Asmund fuhr mit ſeinem Bruder Herraud nach Halogaland und von dort nach Gothland, wo Herraud Egills Schweſter Aeſa freit. Darauf fuhren Egill und Herraud auf Oſtfahrt, wo Egill über König Tryggvis Land mit Beckhilde, Herraud im Hunaland herrſcht, und kamen nicht wieder nach Norden. Asmund herrſchte erſt in Halogaland, dann in des Königs Ring Reich zu Gothland mit Brunhilde und, als dieſe bald geſtorben, freite er auf ſeinem großen Schiffe, das er ſich erbaut, Gnod genannt, des Königs Soldan Tochter von Serkland. Davon erhielt Asmund den Namen Gnod-Asmund. Er fand ſeinen Tod bei Hlèssey mit mehr denn 3000 Mann, da Odhin ſelbſt mit ſeinem Speer (geir) ihm entgegentrat. Aber das große Schiff Gnod ging zu Grunde mit aller Habe, daß nichts davon gefunden wurde. Und damit ſchließen wir dieſe Sage.

Die Erzählung, welche trotz ſpäterer Zuſätze, die ſich beſonders an Asmund anſchließen, und trotz theilweiſer Umdichtung in das Märchenhafte in die älteſte Zeit zurückreicht, hat mit Thorſteins Fahrt nach Geirrödsgard vielfache Aehnlichkeit. Aber was uns von beſonderem Intereſſe iſt, die Sage, ſo ſehr ſie in ihrer Fortbildung den urſprünglichen Zuſammenhang und Verband geſtört und aufgelöſt hat, knüpft an Culturzuſtände an, läßt den Naturmythus dazu in Anſchauungen einkleiden, welche im Weſentlichen der älteſten Ausbildung der gangbaren nordiſchen Mythologie überhaupt zu Grunde liegen. Es iſt die Culturſtufe

des Ueberganges vom unstäten Hirtenleben zum ansäßigen Ackerbau, die eigentliche Brutstätte und Werkstatt der mythenbildenden Naturreligion. Wir finden noch den winterlichen Thor ganz naturwüchsig mit seinem Geißbock, finden den unterweltlichen Odhin, dazu beiden als nur verschiedenen Ausdrücken des einen Wesens zur Seite und vermählt, die winterliche Licht- und Heerdgöttin Arinnefia, zu welcher der unverkennbar schon als Schütz angedeutete Egill mit seinem Lichtbock in nahe Beziehung tritt. Doch suchen wir in dem bereits ganz kunstreich geschürzten Gewebe unserer Sagendichtung die auseinandergezogenen Fäden zu sammeln und zur ursprünglichen Einheit, so viel wie möglich ist, zu verknüpfen. Wir sehen zunächst verschiedene Doppelgestalten, in welche das eine Wesen zerlegt ist. Der eine Unterweltskönig ist, wie zu Odhin und Thor, zu Gautr und Hildir, denen Frosti-Asmund und Fialar-Egill gegenüber und zum Theil zur Seite stehen, wie die winterliche Göttin entsprechend theils zu Arinnefia und Skinnnefia theils zu Brunhilde und Beckhilde zerlegt, wobei sich noch, beide dem Egill mütterlich nahestehend, die winterliche Arinnefia und die sommerliche Ingeborg verbinden. Aber wir kennen den Kreislauf des Naturlebens und des damit verbundenen Lebens der Naturgottheit, wonach der Junge alt wird und der Alte sich verjüngt, der Winter Sommer wird und der Sommer wieder sich zum Winter verwandelt im beständigen Wechsel. In diesem Bilde spiegeln sich auch die verschiedenen Gestalten unserer Sage, so daß es scheinen kann, als ob derselbe geschichtlich und sagenhaft aufgefaßte Naturvorgang sich zweimal wiederholt, obgleich es nur die verschiedenen Seiten desselben Vorgangs sind, die uns vorgeführt werden.

Folgen wir der Sage, so wird der sommerliche Gott, hier als König Hertrygg im Ostreich Russia, in Asgard, an den Anfang der winterlichen Zeit gestellt: er geht fern in den Wald, die Thiere zu jagen, und während deß wird ihm seine Tochter Hilda vom Waldungeheuer Hiassi, oder wie wir jetzt wissen, vom winterlichen Odhin in dessen Gestalt nach Jotunheim geraubt. Die bis dahin so glänzendschöne Erdgöttin befindet sich den Winter, wie geraubt und gefesselt, in der Gewalt des winterlichen Gottes, während der hier als Vater gedachte Lichtgott

fern von ihr weilt. Da aber die Hilde als kriegeriſche und häusliche Göttin in zwei Geſtalten unterſchieden iſt, wird ſie zweimal geraubt gedacht, (zur Julzeit auch, wo grade der winterliche und der neugeborene ſommerliche Gott ſie zugleich umwerben), um ſo mehr als auch der eine winterliche Gott in zwei Geſtalten, hier als Gautr und Hildir, ſie geraubt hat, einmal als Unthier des winterlichen Waldes, dann als Raubvogel der winterlichen Luft und Sturmesgewalt. Daß aber Gautr nur der Name des winterlichen Odhin iſt, bezeugt Grimnismál Str. 54, woneben Hildir der Hilda entſprechend, ihn nur als winterlich kämpfend, ſtreitend, ſtürmend bezeichnet. Aber der winterliche Gott Hildir-Gautr neben Brunhilde und Beckhilde hat ſich in unſerer Sage nach den verſchiedenen Seiten ſeines Weſens ſchon in mehrere Geſtalten zerlegt. Ganz beſonders tritt uns in dieſer Sage das Weſen des Gottes nach ſeiner eigenthümlichen Lichtnatur weiter entwickelt, entgegen. Und ſo finden wir den unterweltlichen Odhin mit der Heerd- und Lichtgöttin Arinnefia ebenſo wie als Gautr, nur hier mehr feindlich, dort mehr freundlich verbunden. Die Erd- und Lichtgöttin iſt dem Erd- und Lichtgott auch in der Unterwelt zur Winterzeit vermählt, aber inſofern als ſie dem zur Julzeit neu verjüngten Sonnenlicht ſich freundlich zuwendet, wird ſie als dem alten Wintergott, hier dem Gautr, widerſtrebend, um den Goldring der neuen Fruchtbarkeit kämpfend gedacht. Sie muß freilich zur Unterwelt, wo ſie mit Odhin ſich vermählen, wo ſie über den brennenden Scheiterhaufen, der alle zum Tode führt, hinüberwandeln muß, ehe ſie und damit ſie ſpäter mit aller dort den Winter begrabenen und verborgenen Herrlichkeit, die hier als das ſpäter von der Sonne nicht mehr zu verbrennende Gewand der Erde, als das nie zu leerende Füll- und Trinkhorn der Fruchtbarkeit, als die immer von ſelbſt im Licht und Leben ſpielende Tafel kindlich phantaſtiſch und märchenhaft dargeſtellt wird, aus der Unterwelt als verjüngte Ingeborg zurückkehren könne, obwohl ſie als die Alte davon unterſchieden, den Winter über von der verderblichen Feuersgluth des Todes aller Pflanzendecke verluſtig, an ihrem ganzen Leibe nackt und bloß erſcheinen muß. Aber ſchon iſt zur Julzeit von ihr als Beckhilde das neue Gewand im Schooße der

Erde vorbereitet und gewebt, das zugleich gegen jede Waffe, jedes Feuer unzerstörbar ist und macht und die darin gehüllte Erde nimmer matt und müde werden läßt. Das scheint auch ihre Tochter als Skinnnesia, die Hautbedeckte, anzudeuten. (Der zweite Theil des Wortes nesia deutet auf die Nase, welche bei der winterlichen Göttin, wie es scheint mit Beziehung auf die langen Eiszapfen, eine nicht unwesentliche Rolle spielt.) Schon ist auch zur Julzeit der Anfang der immer mehr sich verjüngenden neuen Lebenskraft gekommen, die mit dem Lichte an den Flügeln wachsend alsbald als Licht- und Erdgöttin durch die Luft über Land und Meer nach Asgard zurückkehrt.

Aber wie die Göttin zugleich als alt und jung Arin- und Skinnnesia und Hilda zur Winterzeit, im Dienst des winterlichen Gottes, obwohl zugleich als Unterweltskönigin, gedacht wurde, weshalb bei dem später nicht mehr verstandenen Sinn Arinnesia im Rigsmál Str. 13 als Unfreie aufgeführt wird, ebenso war dies mit dem Gott der Fall. Wie Odhin vermählt sich in Jotunheim Thor mit Arinnesia ganz wie mit Jarnsaxa, d. h. mit der Erd- und Lichtgöttin im Winterreich herrschend, waltend. Er soll von ihr den besten Bock erhalten. Alle andern Nachtschwestern verschwinden im Tode, bis sich die lichte, schöne, die jüngste und letzte von allen, ihm vermählt, erhalten wird und in der Skinnnesia sich zu neuem Leben verjüngt. Es würde sich fragen, ob in der Skinnnesia nicht zugleich neben ihrer Mutter als Heerdgöttin die Skin-nesia als neue Lichtgöttin zum Ausdruck käme. Sie zündet auf Geheiß der Mutter auf dem Heerde mit Reisig das neue Feuer an; sie benutzt das Heerdfeuer zum Kochen der einzigen Winternahrung damals, der Waizengrütze, im großen Milchkessel, das hier so bedeutungsvoll hervorgehoben wird in allen drei wichtigen Momenten des für die ältesten Völker jener Culturstufe so wichtigen Kochens; sie hütet die 50 Geißen und Böcke der Unterweltskönigin, die wie jene Rosseschau in der Orendelsage und wie Egills winterliche Geißenheerde die am winterlich nächtlichen Himmel weidende Sternenheerde bezeichnete; ja sie ist selbst nicht nur die Hirtin, die zwar eine Weile vom Gautr in der Höhle ihre Kraft verliert, sondern auch selbst in der Haut (Skinn) des Lichtwidders, wie Helle

neben Phrixos, der kaum dem Tode entgangene, neugerettete Lichtbock des Gottes; Gott und Göttin noch als eins gedacht. Wie nun Skinnnefia der alten Unterweltskönigin, ebenso muß Egill gezwungen und zuletzt zu hartem Winterdienst an den Füßen gefesselt, ganz ähnlich wie unter König Nidung sein Bruder Wieland, dem er auch in unserer Sage durch den kunstreichen Schmiedezwerg seines Vaters, Regin, nahetritt, dem Riesenkönig, der hier nur noch vom Gautr unterschieden ist, die Himmelsheerde der Geißen und Böcke auf die Weide führen, wie die Sterne des nächtlichen Himmels immer aus der Tiefe und der Unterwelt auf die Weide geführt werden. Und wenn der Lichtgott hier seine Himmelsheerde mit der Göttin als 2×50 Geißen und Böcke, wie sonst die Sonnenrinder und Sonnenrosse weidet, so lag das eben in der Lebensweise des Volks, in dem die Sage entstand, als Ziegenhirten begründet, wie ebenso darum die himmlische Lichtgöttin hier zugleich in der Winterzeit als irdische Heerdgöttin erscheint, die mit ihrem Feuer den Waizenbrei als Winternahrung zu kochen gelehrt hat. Die willkürliche Zeitdauer in unserer Sage darf uns dabei nicht irren. Endlich ist der lange harte Frohndienst Egills, wie des Apollo beim Admet, zur Julzeit dem Ende nahe. Egill hat in der Finsterniß des winterlichen Waldes dem Lichtbock Thors entsprechend, die Katze der Freia mit ihren Goldaugen gefunden. Wie Thor selbst als winterlicher Lichtbock oder Lichteber, erscheint Freia-Skinnnefia als die ihr geweihte, auch im Finstern hell wie Sternenlicht glänzende Katze mit ihren Glühaugen am nächtlichen Himmel im Mondlicht leuchtend. Damit hat nun auch das winterliche Licht des Unterweltsgottes sein Ende erreicht. Und wunderbarerweise begegnet uns hier in der nordisch-deutschen Sage in ganz verwandter Symbolik und zwar mit der ganzen naturwüchsigen Umgebung völlig selbständig und eigenthümlich, was wir, freilich meistens seinem Sinne nach völlig unverstanden, von Homers Polyphem lesen. Fast dieselbe Scenerie in der Unterweltshöhle, nur daß Egill seine Gefährten erst später findet. An sich ist dieser Riese vom Gautr, dem unterweltlichen Odhin, nicht verschieden und könnte darum auch, wie Polyphem, sehr wohl einäugig sein. Die Blendung des Unterweltsgottes zur Jul-

oder Oster- oder Maienzeit ist uns bekannt; ebenso die eigenthümliche Dummheit des Riesen, der sich von Egill, wie früher von Thorstein, überlisten läßt. Aber besonders geartet, ist die Motivirung in engen Zusammenhang mit der Umwandlung des winterlichen zum sommerlichen Lichtgott gebracht. Wohl braucht er jetzt neue Lichtaugen, aber er bekommt sie nicht, sondern verliert auch seine eigenen und ist jetzt ganz dumm und blind. Und doch ist seine winterliche Macht noch nicht gebrochen. Noch hat er die Lichtheerde, noch hat er auch den jungen Lichtgott in seiner finstern Unterweltshöhle ganz in seiner Gewalt. Nur ganz klein ist die eng versperrte Oeffnung seiner Höhle: ob sich das neue Licht hindurch zu zwängen, hindurch zu brechen vermag? Egill-Thor läßt den alten Winterbock sterben, schlachtet ihn; hüllt sich dann selbst verjüngt — auch hierin, wie in den meisten Zügen ist unsre Sage ursprünglicher, unveränderter als die Homerische Gestaltung — in dessen Haut, zwängt sich als Lichtbock (Julbock) durch den engen Griff des Riesen und entpuppt sich, die Haut durchbrechend, als der neugerettete Gott. Nur muß er jetzt zur Winterzeit noch im Kampf mit dem blinden Riesen, wie mit Gautr um den Goldring des erneuten Lichtes, seine eine Hand mit dem Ring, wie Tyr und ähnlich wie Odhin dem unterweltlichen Mimir sein eines Auge, aber jetzt nur vorübergehend, zum Pfande lassen, bis er dann mit der völligen Ueberwindung des winterlichen Gottes so Hand wie Ring und alle sommerliche Macht und Herrlichkeit von Neuem gewinnt. Obwohl dies zeitlich in unserer Sage getrennt ist, gehört es doch, während der Verlust der Hand eigentlich dem Eintritt der Winterzeit zufällt, nur als die andere Seite und Ergänzung seiner schon als Lichtbock gewonnenen Befreiung, zur Verjüngung seines Wesens als Licht- und Erdgott zur Julzeit.

Dieselbe Vorstellung ist, wie auch W. Grimm, Die Sage von Polyphem 1857 nachgewiesen hat, obwohl ihm grade unsre Sage entgangen ist, unter den indogermanischen Völkern uralt und weitverbreitet, so daß wir hierbei noch einen Augenblick verweilen. Wie wir oben gesehen, derselbe Vorgang, den wir im Sonnenlauf an jedem Tage beobachten, wiederholt sich gewissermaßen in der auf den Sommertag folgenden Winter-

nacht: der Sonnengott sinkt am Abend ins Meer hinab mit seinem Licht daselbst erlöschend, bis er zurückfließend, schwimmend, watend, fahrend durch die Fluth, im Osten mit neuem Lichte ausgerüstet, aus dem Meer oder der Todesnacht von Neuem auftaucht. Eigenthümlich beweisend und deutlich ist hierfür die verwandte Orionssage der Griechen. Orion, welcher als τριπατρος zum Lohn für die der Götterdreiheit des Licht- und Erd- und Wassergottes, dem Zeus, Hermes, Poseidon erwiesene Gastfreundschaft in gleicher Tripelnatur von dieser Dreiheit erd- und wasser- und lichtgeboren, oder einer eigenthümlichen Etymologie zu Liebe noch schlimmer als Quasir geboren sein sollte, verfiel zur Hochsommerzeit dem Tode oder wurde jetzt aus einem sommerlichen zu einem winterlichen Gott. Dies wurde so dargestellt, daß er im höchsten, schon verderblichen Sonnenlicht zur Erntezeit sich selbst als dem Erdgott Dionysos-Oenopion und seinem Weinstock wie allen Brunnen große Gefahr bringt, als Weingott sich selbst bei der Weinlese, wie Polyphem im süßen Wein des Odysseus, übernimmt und mit Gewalt der schon herbstlichen Erdgöttin Merope sich vermählt. Da ist auch seine Stunde gekommen. Wie es in der Sage heißt, durch den hier von ihm getrennten Dionysos eingeschläfert, wird er, als er rückwärts beim Meeresstrand am Boden liegt, vom Dionysos-Oenopion, wie Polyphem vom Odysseus, seiner Augen, seines Sonnenlichts beraubt, oder er versinkt in der Meerestiefe, wo sein Augenlicht, wie immer zur Nacht, so jetzt zur Winterzeit erlischt. Er ist darum jetzt des Todes. Ja seine vielgeliebte Artemis sollte ihn selbst getödtet haben, als der von ihm unterschiedene Apollo ihr einen schwer zu treffenden dunklen Punkt auf der Meeresfluth für ihr sicher zielendes Geschoß gezeigt: sie traf das Haupt des in der Fluth schwimmenden Orion. So war er jetzt in der Winterzeit der unterweltliche, finstre Riesenjäger auf der sternenreichen Himmelswiese, der ebenso winterlichen, nächtlichen Jägerin Artemis in früherer Liebe gesellt oder im Wintersturm und Wogendrang als Meerriese erscheinend. Aber sein finstres, unruhiges Treiben und Jagen zur Winterzeit war nicht von bleibender Dauer. Wohl hatte er sein Augen- und Sonnenlicht

eingebüßt, aber er sollte und konnte es zu seiner Zeit wiedererlangen. So machte er sich auf und watete selbst im tiefsten Meer mit Haupt und Schultern über die Fluth hinausragend oder, da er mit seinem Licht, wie Herakles auf dem Meer zu schwimmen, auch zu wandeln (ἐπὶ τῶν κυμάτων πορεύεσθαι καθάπερ ἐπὶ τῆς γῆς) vermochte, immer nach Osten, bis er dem Schall der Frühlingsblitze schmiedenden Kyklopen folgend nach Lemnos kam. Hier gab ihm wegen seiner Blindheit Hephästos aus seiner Werkstatt den Kedalion (Feuerbrand, das neue Licht), und diesen auf seiner Schulter, wie Christophorus das Christkind, als Wegweiser tragend watet er weiter gen Osten durch die nächtliche Fluth. So gelangte er zum Helios, der er jetzt wieder selbst geworden war, und erhielt von diesem geheilt, sein Augen- und Sonnenlicht wieder zur Frühlingszeit, was er im Herbst für den Winter verloren hatte. Der von ihm hier unterschiedene Dionysos-Oenopion war aber seiner Rache entzogen, als Erdgott in der Erde Schooß verborgen. Erst später, wenn auch von allen am frühsten, wurde Orion durch den Katasterismus in seinem ursprünglichen Wesen verdunkelt, auf den Himmelsstern bezogen, wie er mit seinem Hunde Sirius die scheuen Tauben und Schweinchen vor sich her und in das Meer treibt, wo sie zu ihrer Zeit versinken, während die Bärin ängstlich nach ihm umschaut.

In gleicher Weise haben wir uns zu denken, daß derselbe Sonnengott, welcher an jedem Abend des Tages oder Jahres seine Lichtfackel auslöscht, um sie an jedem Morgen neu zu entzünden, ebenso auch in anderer Vorstellung immer im Osten sein Augenlicht wieder erhält, sich wieder einsetzt, das er im Westen verloren. Erst später wird der nächtliche oder winterliche Gott vom Tages- oder Sommergott unterschieden, so daß dieser dann von jenem, jener zu seiner Zeit von diesem geblendet, seiner Augen beraubt wird, obwohl die ursprüngliche Identität selbst im Märchen noch vielfach durchschimmert. So ergiebt sich auch leicht der Sinn des mit unserer Egillssage nahe verwandten Märchens, das aus der Historia septem sapientum des Mönchs Johann übersetzt, Haupt, Altd. Wälder 1, 119—127, (vgl. Bechstein, Altd. Märchen S. 1—12) veröffentlicht hat. Der winter-

liche König erscheint hier schon als der alte Räuber, der aller Schätze des Sommers sich bemächtigt und sie in seinem ungerechten Besitz zusammenhäuft. Aber seine Söhne, die, wie gewöhnlich in der Dreizahl erscheinen, unter denen aber der jüngste der Hauptheld ist, sollen nach seinem Willen nicht solche Räuber sein und werden, wie er selbst gewesen. Und doch, der Naturverlauf spottet seines Willens. Sie wollen und müssen jetzt zur Julzeit das reichgeschmückte Sonnenroß der Königin in ihre Gewalt bringen, und das ist nicht ohne List und Diebstahl möglich. Der Jüngste besonders ist der Rossedieb, und so werden sie zunächst noch alle drei von der Königin gefangen genommen und in den Kerker gesetzt, bis der Alte selbst sie aus den Banden löst. Dies geschieht hier durch drei Erzählungen, die er ihr aus seinem eigenen letztwinterlichen Jugendleben zum Besten giebt. Damals hat er als der jugendliche, aber noch in des Winters Macht gebundene Sonnenheld selbst von einem Riesen gehört, der im Besitz großer Reichthümer sei. Er macht sich mit 100 Genossen auf den Weg, sie ihm wieder fort zu nehmen, aber wird von zehn Riesen eingeholt, daß er gefangen mit seinen Gefährten unter sie vertheilt, mit neun anderen dem eigentlichen Winterriesen zufällt. Gefesselt wird er fürs Erste noch in dessen finstre Erdhöhle eingesperrt. Jeden Tag ergreift der Riese den je fettesten seiner Genossen, zerstückelt und kocht ihn sich zur Speise, bis er zuletzt allein nur übrig ist. In seiner Noth giebt er sich für einen Arzt aus, der des winterlichen Riesen böse, von Natur schwache Augen zu heilen verstehe. Das gefällt dem Riesen. Dieser giebt ihm Alles, was er zu seiner Kur braucht. Er kocht siedend Oel mit Pech, Salz und Arsenik. — Nach einer Sage der Ehsten bei Gr. M. 979 bindet er den Riesen oder Teufel erst mit Stricken fest und nennt sich Issi (ipse, also ipse fecit ruft er dann). Der Teufel starb wie noch in jedem Jahr an seinen neuen Augen. — Das gießt er ihm in seine Augenhöhlen, daß der Winterriese dadurch, wie noch immer beim Augenausstechen zur Sommerzeit, nicht nur ganz blind wird, sondern auch ganz verbrüht, zusammenschrumpft. Und allerdings ist dies schließlich in jedem Jahr des Winters Loos. Aber für den Augenblick in der Mittwinterzeit hat er den jungen

Sonnenheld noch immer in seiner starken Gewalt. Er ergreift ächzend und brüllend wie der Winterſturm seine große Keule, ihn vor sich herzutreiben und in der Höhle zu greifen. Doch leicht und behende steigt jener, da alles rings verschlossen ist, die Leiter hinauf und hängt sich an das oberste Gebälk, den Hahnebalken, wie der Hahn, wenn er der Welt beim Frühroth den Tages- oder Jahresanbruch verkündet. Aber der lichte Knabe muß mit seinem jetzt zwar noch schwachen Sonnenſtrahl doch heraus aus des Winters Macht. Darum mischt er sich unter die Schafheerde des Rieſen. Es waren tausend Schafe, die der Rieſe täglich auf die Himmelswiese weiden ließ und die immer von selbst wieder heimkehrten. Unser Held wickelte sich also in ein Bocksfell, und da alle Schafe beim Herausgehen durch des Rieſen eng geschlossene Hände laufen mußten, daß er sie zählte und immer den feistesten zurückbehielt, zerstückelte, kochte und verzehrte, lief er als Julbock ihm auch zwischen die Hände. Der Rieſe fand ihn feist und griff ihn, daß er ihm zur Speise diente. Aber der Held entwand sich ihm mit großer Kraft, ward von neuem ergriffen, entsprang wieder und so ab und zu wohl siebenmal, bis der Rieſe ihn fortwies, lieber eine Beute der Wölfe zu werden. Jetzt warf er sein Fell ab und spottete sein. Der Rieſe stellte sich freundlich, zog einen Goldring vom Finger und schenkte ihm den, daß ein so hurtiger Mensch nicht ohne Lohn bliebe. So erhielt der junge Held zwar den Sonnenring, den der Alte bisher in seiner Gewalt gehabt, aber durch die Kraft des Ringes mußte er immer schreien, wie die Sonne mit den Kindern Versteckens spielt: „Hie bin ich, hie bin ich," so daß der blinde Rieſe ihn zwar nicht sehen, aber überall hören und mit seiner finstern Gewalt verfolgen konnte, so viel er auch dabei über Stock und Stein fallen und niederstürzen mußte. Vor solcher Verfolgung sicherte nichts, als daß er, wie Egill seinen Arm mit Goldring, jetzt seinen Finger mit dem Sonnenring sich selbst abbiß und dem Rieſen überließ, wie immer wieder für den Winter, so jetzt im Vorfrühling für jede Winternacht. Darum ist die fortgesetzte Erzählung auch nur der weitere Verlauf im Kampf des wachsenden Sonnenlichts mit des hinschwindenden Winters Macht. Wohl ist mit dem Jultag das

jugendliche Sonnenlicht aus der langen Haft errettet, aber es durchwandelt jetzt noch viele, lange Irrwege durch grausame Wildniß über hohe Berge und Bäume, in tiefe Thäler vor vielen wilden Thieren vorüber, welche es vorübergehend wenigstens mit finstern Wolkenzügen, Hagelschauern, Schneetreiben in Gefahr bringen, und immer wieder muß der junge Held trotz seiner zunehmenden Kraft an jedem Abend, wenn auch nur vorübergehend, noch vielfachen Todes sterben, sei es daß er im finstern Walde vor den Räubern sich versteckt, oder am hohen Galgen aufgehängt erscheint, oder an seinem Leibe zerstückelt wird, bis endlich die Frühlingswetter den winterlichen Räuber zu allen Fenstern und Löchern, Thüren und Dächern hinaustreiben und nun der schöne klare Frühlingstag erscheint. Da hatte schließlich der Held auch die mütterliche Erdgöttin mit ihrem Kinde von ihren Gewaltigern erlöst. Zwar bedurfte es bis zur vollen Frühlingszeit noch einer 40tägigen Wanderung mit ihnen durch die Wildniß, in welcher sie sich jetzt noch spärlich von den Wurzeln und Blättern der Bäume des Waldes nähren mußten, aber dann hatte ihr Elend ein Ende: die schöne Zeit des Wiedersehens und der Freude war gekommen in Wald und Flur, im Himmel und auf Erden, so daß sie auch bei den Menschen ihren fröhlichen Einzug halten konnten. — Unter den verschiedenen von W. Grimm angeführten Sagen ist zwar jede einzelne, ob aus Indien, der Türkei, Serbien, Rumänien, Esthland, Finnland, Karelien oder aus Deutschland und dem Norden überliefert, von eigenthümlichem Interesse, aber ganz besonders verdient S. 24 das verwandte norwegische Märchen bei Asbiörnsen Beachtung, wo zwei Knaben im finstern Walde mit einer Anzahl riesiger Ungeheuer zusammenstoßen, die alle, wie die drei Gräen in der Perseussage, nur ein gemeinschaftliches Auge haben. Der eine Knabe haut den Riesen von hinten in die Knöchel, daß er in die Höhe fährt und das Auge aus der Höhlung springt. Das Auge, das auch sonst so groß wie ein runder Schild oder Teller genannt wird, hier so klar wie ein heller Tag leuchtet, obgleich es vorher dunkle Nacht war, ist eben, wie auch W. Grimm richtig erkennt, das Weltauge des Himmels, die Sonne. Der alte dumme Wintergott muß es jetzt verlieren, und trotz allem Heu-

len und Stürmen an den zuerst noch winzig kleinen Sommergott abtreten. Ja, die Alte muß dem Knaben noch all ihre sonstigen verborgenen Schätze in zwei Eimern voll Gold und Silber und dazu, ein Beweis für seine Eigilsnatur als Bogenschütze, zwei Stahlbogen bringen, worauf dann alle schließlich in ihr Nichts verschwinden oder sonst im Wasser oder Feuer ihren Tod finden. — Doch wir kehren nach dieser Episode zu Egill und Asmund zurück.

Egill bedarf zum völligen Sieg über die winterlichen Mächte und zugleich zur Erlösung der Erdgöttin aus der Gewalt derselben eben dieser ihm auch als Riesenmutter und Unterweltsgöttin freundlich gesinnten Licht- und Erdgöttin Arinnefia. Sein eigenes Wesen ist hier, ähnlich wie bei Godmund-Thorstein, als Asmund-Eigill dem Gautr-Hildir gegenüber nur zertrennt. Daß aber in ihm ursprünglich selbst der unterweltliche Odhin-Gautr enthalten war, der sich nur zu seiner eigenen Verjüngung umwandelt, liegt darin bezeichnet, daß er jetzt selbst noch die Riesengestalt und -Natur von Frosti-Fialar annehmen muß, während der vom Gautr losgetrennte Skröggr mit der alten Heerdgöttin auf seine Seite tritt So beginnt dramatisch gezeichnet, der beiderseitige Kampf, in welchem auch die Mannen wie Gautr-Hildir ihres Augenlichts von dem neuen Lichtglanz und Zauberspiegel des Sonnengottes beraubt, sich selber vernichten, so weit sie nicht schon, 90 an der Zahl, von Skröggr erschlagen sind; in welchem die beiden Riesenkönige Gautr-Hildir durch die unter Frosti und Fialar sich verbergenden, aber jetzt schon im Verborgenen hellerglänzenden Lichtgötter Asmund-Egill völlig erschlagen werden, wenn sie freilich dieselben auch noch vorübergehend zu Fall bringen und verletzen. Der Sieg ist ihnen schließlich gewiß, so daß sie nun alle bisher im Besitz der winterlichen Mächte zurückgehaltenen Schätze der neuen sommerlichen Fruchtbarkeit erbeuten und ausgeliefert erhalten, nachdem sie die Erde hier einerseits noch winterlich in der Doppelgestalt der Arinnefia und Skinnnefia, andererseits mehr sommerlich vorgestellt in der Brunhilde und Beckhilde erlöst haben. So kann jetzt zur Frühlingszeit, nachdem sie den Winter über noch im winterlichen Jotunheim zurückgehalten werden mußten, wenn auch in der

Sage aus äußerlichen Gründen verschoben, in Asgard, wohin sie friedlich jetzt zurückgekehrt sind, die Vermählung zwischen Asmund-Egill und Brunhilde-Beckhilde, die zwar ebenso mit jenem Sieg zusammen auch auf das Julfest verlegt werden kann, gefeiert werden. Weßhalb nun ebenso friedlich auch mit oder statt jener Arin-Skinnnefia zugegen sein kann, die dann zwar als winterliche Riesenkönigin von Jotunheim festgehalten, mit dem für die Winterkost bestimmten, im Winter nicht mit Gold und Silber aufzuwiegenden Schmalz- und Fleischvorrath beschenkt wird. Daß aber auch das Verhältniß zwischen Brunhilde und Beckhilde wie zwischen Asmund und Egill ähnlich zu denken ist, wie zwischen Arinnefia und Skinnnefia, zwischen Alt- und Junggottheit, wird zwar nicht klar ausgesprochen, aber dadurch angedeutet, daß erst Brunhilde geraubt wird und dann Beckhilde zur Julzeit von ihr unterschieden wird; daß auch Brunhilde bald nach der Vermählung mit Asmund stirbt, nachdem Asmunds Tod früher schon durch sein Hinabsteigen in den Grabhügel angedeutet war, während der jetzt, wenn auch erst in neue Sagenanknüpfung verflochten, mit seinem ebenso wie Frithiofs Ellida, Olafs Orm der Lange berühmten Schiff Gnod als Gnod-Asmund von Odhins Ger getroffen, im Norden in das unterweltliche Reich der Tiefe hinabsinkt, Egill dagegen mit Beckhilde im Süden weilt. Der Umstand freilich, daß alle jene erbeuteten Kleinode der Fruchtbarkeit an den mit Aesa vermählten Herraud abgegeben werden, wird auf dessen neue, wieder winterliche Herrschaft zu beziehen sein. Der im Naturleben begründete Wechsel ist immer derselbe, wenn auch hier wieder, wie in allen Sagen, die Erzählung eingehend bei dem Hauptkampf im Wechsel des Winters von der Julzeit an verweilt, aber von der eigentlichen Siegesbahn und Siegesfeier zur Sommerzeit in Asgard sich mit der stehenden Wendung behilft, daß alles wohl von Statten ging. Nur das Eine heben wir noch zum Schluß hervor: daß der Egill unserer Sage in der That mit Wielands Bruder, dem Meisterschütz, identisch ist, finden wir auch dadurch bestätigt, daß er, so eng er als Aegir mit dem Wasser von Jugend auf verwachsen erscheint und meist als Schiffer uns begegnet, doch seine Lichtnatur nicht nur in seinem winterlichen Hirtendienst und Bocks-

fell, sondern auch bei der Arinnefia zeigt, so daß er eben als der Lichtschütz schon in Jotunheim sich die wilden Thiere und Vögel des Waldes erlegt, vor Allem aber den winterlichen Glammadr mit seiner abgebrochenen Lanzenspitze (spiótskapts brotit) treffend, mit seinem winterlichen Streithammer in die unterweltliche Meerestiefe versenkt, ähnlich wie Odhin selbst, dessen Abbild er ist, den Asmund mit seinem Speer treffend, in die Meerestiefe untergehen läßt. Zum Schluß dieses Sagencyclus fügen wir nun, gewissermaßen zusammenfassend und Geirröds Wesen erst vollständig zum Ausdruck bringend, zuletzt noch eine ganz nah verwandte Sage mit ihrer Deutung an.

6. Geirröd-Agnar.

Hören wir zuerst aus der älteren Edda vom Lied des Grimnir (Grimnismál): König Hraudung hatte zwei Söhne, der eine hieß Agnar, der andere Geirröd. Agnar war zehn Winter, Geirröd acht Winter alt. Da ruderten sie beide auf einem Boot mit ihren Angeln auf Kleinfischfang. Der Wind trieb sie in den See hinaus. Sie scheiterten im nächtlichen Dunkel am Land, stiegen hinauf und fanden einen Kottenbauer: dort waren sie den Winter über. Das Weib pflegte Agnar, ihr Mann den Geirröd und lehrte ihn klugen Rath. Im Frühjahr gab ihnen der Bauer ein Schiff, und als er sie mit der Frau an den Strand begleitete, da sprach der Mann mit Geirröd allein. Sie bekamen guten Wind und gelangten zum Wohnsitz ihres Vaters. Geirröd war vorn im Schiff. Er sprang ans Land, stieß aber das Schiff zurück und sprach: „Fahre du nun hin, wo böse Geister (smyl) dich haben." Das Schiff trieb in die See hinaus, aber Geirröd ging zur Burg hinauf und ward dort wohl aufgenommen; doch war sein Vater schon gestorben. Da wurde Geirröd zum König eingesetzt und ward ein berühmter Mann.

Odhin und Frigga saßen auf Hlidskialf und überschauten alle Lande. Odhin sprach: „Siehst du deinen Pflegling Agnar, wie er in der Höhle mit einem Riesenweibe Kinder zeugt? Aber mein Pflegling Geirröd ist König und waltet nun im Lande." Entgegnet Frigg: „Doch ist er so speisemißgünstig (matnîðingr),

daß er seine Gäste quält, wenn ihm dünken zu viele zu kommen." Odhin sagt, daß das die größte Lüge wäre. Sie wetteten drum ob dieser Rede. Frigg schickte ihr Schmuckmädchen Fulla zum Geirröd und hieß sie den König warnen, daß ihn der zauberkundige Mann nicht kränke, der in sein Land gekommen sei; als Zeichen gab sie ihm an, daß kein Hund so bissig wäre, daß er ihn anzulaufen vermöchte. Es war aber die größte Unwahrheit, daß König Geirröd nicht freigebig (matgôðr) wäre; doch ließ er Hand an den Mann legen, den die Hunde nicht angreifen wollten. Derselbe war im blauen Mantel und nannte sich Grimnir, sagte aber nicht mehr von sich, so sehr er auch gefragt ward. Der König ließ ihn zur Rede peinigen und zwischen zwei Feuer setzen, wo er acht Nächte saß. Da hatte Geirröd einen Sohn, der war zehn Winter alt und hieß nach seinem Bruder Agnar. Agnar ging zum Grimnir und gab ihm ein Trinkhorn voll zu trinken. Er sagte auch, daß der König übel daran thäte, daß er ihn ohne Ursache peinigen ließe. Grimnir trank es aus; da war das Feuer so weit gekommen, daß Grimnirs Mantel brannte. Für solchen Trunk verspricht ihm dieser die Herrschaft über der Gothen (der Hengstmänner) Land: „Odhins Heil werde bald wiederkehren, sobald die Asengötter, denen er jetzt sein Antlitz gezeigt, hier ihren Einzug halten würden in dieses Wüthrichs (Oegis bekki â, Oegis drekku at) Saal, der wie vom Meth trunken und von Sinnen gekommen, jetzt seine ganze Gunst verscherzt habe und alsbald in sein Schwert fallen werde." Denn kaum hatte sich Odhin seinem früheren Liebling Geirröd jetzt in seinem Zorn zu erkennen gegeben, als dieser von seinem Sitze aufsprang, um ihn aus den Feuern zu führen. Dabei glitt ihm das Schwert, das eben halb aus der Scheide gezogen, auf seinen Knieen gelegen hatte, aus seinen Händen, daß der Griff nach unten stand. Der König strauchelte mit seinen Füßen, fiel in sein Schwert und fand den Tod. Odhin kehrte heim und Agnar ward König lange Zeit.

So lautet das alte Göttermärchen, das, wie sonst auch häufig, in der didaktischen Skaldenpoesie der Edda zur Einkleidung für einzelne Züge der nordischen Götterlehre benutzt wird.

Aus demselben erkennen wir, daß Geirröd, an welchem sonst gewöhnlich nur die winterliche Seite seines Wesens mit Utgard-loki verwandt, hervorgehoben wird, ursprünglich nicht nur den winterlichen, sondern ebenso auch den sommerlichen Odhin umfaßt und in sich schließt, weil hier nicht ein Theil, sondern das Ganze seiner Lebensgeschichte im Naturverlauf des Jahres vor Augen gestellt wird. Das Bruderpaar Geirröd-Agnar zeigt dies Doppelwesen Odhins bereits aus seiner ursprünglichen Einheit auseinandergelegt. Der Winter ist gekommen. Da ist Odhin in seinem verarmten winterlichen Erdreich mit seiner Gemahlin Frigg fern im Norden jenseit des erdumgürtenden Meeres ein armer Kottenbauer (kotbônda) geworden, der sich jetzt wie König Eise von seinem Fischfang nährt, der Menschen Loos theilend und darstellend. Das Bruderpaar Agnar-Geirröd, das auf einem Boot mit Angeln auf den Kleinfischfang ausgerudert ist, zeigt uns nur vom Odhin getrennt, denselben als den nach Art der Menschen jetzt vom Fischfang sich nährenden Meer- und Lichtgott, der zur Winterzeit eben dorthin nach Norden in das winterliche Reich, von Asgard nach Utgard sich entfernt, hier weilen muß in der winterlichen Götter Hut und Pflege bis zur Frühlingszeit. Die einander widerstreitende Natur der beiden Brüder, des älteren Agnar (dem Egill als Meergott Aegir verwandt) und des jüngeren Geirröd (mit Geirvandil = Oervandil übereinstimmend) wird in unserer Sage dadurch ausgedrückt, daß Geirröd, welcher jetzt in seiner Natur das neu sich röthende Licht der Frühlingssonne herauskehrt, als Odhin-Geirröd hier als Odhins Liebling und Vertrauter und besonderer Pflegling dargestellt wird, während der ältere Agnar als dessen Widerpart in der Erdmutter Nerthus-Frigg Gunst und Pflege von dem Bruder überlistet, im Winterreich beharren muß. Denn während Odhin-Geirröd zur Frühlingszeit auf seinem Sonnenkahn über die See zurück nach Asgard in seinem vom Vater ererbten Reich zur Herrschaft gelangt und siegreich waltet, weilt der winterliche Odhin-Agnar bei der zur Riesenmutter gewordenen Frigg in finstrer Höhle und Erdtiefe. Aber es wird hier nicht immer so bleiben: ihre Geschicke wechseln mit den Jahresläuften. Kaum ist Odhin-Geirröd zur Johanniszeit auf seiner Sonnenhöhe angelangt, so

kann er sich in Geirröd zum letzten Mal auf Hlidskialf seiner siegprangenden Herrschaft erfreuen, deren Untergang die Gattin ihm zur Seite bereits vorausschaut und vorherverkündigt. Denn von jetzt an ist der bisher so gütige, gabenreiche König Geirröd, der von seinem Sonnenthron überall Licht und Leben, Speise und Freude den Menschen auf Erden spendete, in der That ein gabenkarger Neiding gegen die Erde und gegen die Menschen geworden. Er hat alle irdische Herrlichkeit mit sich hinweggenommen und behält sie die ganze Winterzeit für sich. Ja nicht nur die goldne Idunna und Sif, auch der Frigg Schmuckmädchen Fulla ist zu ihm gekommen, alle sind bei ihm verborgen, und dennoch giebt er nichts heraus. Alles ist finster und öde jetzt in seinem winterlichen Reich. So muß nun — denn er will nicht bloß — Odhin-Geirröd von seiner Sonnenhöhe Hlidskialf herabsteigen und wieder hingehen, wo er als Erdgott im Winter als Kottenbauer weilt, der schweigende Todesgott, als Lichtgott gefesselt, gepeinigt zwischen den beiden Feuern des unterweltlichen und überweltlichen Sonnenlichts, bis zur Zeit, als die Mittwintersonne seinen blauen Himmelsmantel mit blutigem Nordlichtschein leckt, die Zeit seiner Erneuerung gekommen ist. Jetzt zur Julzeit zeigt er den Sieggötterföhnen in Asgard von Neuem sein Antlitz. Aus dem winterlichen Odhin-Geirröd ist er jetzt verjüngt zum Odhin-Agnar geworden, der nun, da Geirröd alt ist, ebenso diesem, wie früher dieser dem alten Agnar, entgegengesetzt wird, und trinkt den Julbecher als den Hoffnungsbecher alles neu sich mit ihm verjüngenden Lebens, während der alte Geirröd, früher Odhins Liebling, jetzt im Wintermeth bethört, von dem sommerlichen Odhin dem Tode geweiht, in sein eigenes Schwert stürzt als der winterliche Gott. Geirrödsgard, das im Winter an die Stelle von Asgard getreten war, wandelt sich jetzt wieder zu Asgard oder wie es in Grimnismal heißt Str. 45: Alle Asen werden Einzug halten zu Oegirs Saal, zu Oegirs Mahl, wann der winterliche Licht- und Meergott Geirröd-Oegir dem Tode verfällt und nun das neue Lichtleben der Asengötter beginnt, die neue Fruchtbarkeit der Erdgöttin Frigg-Idunna und Sif und Fulla der Erde zurückgegeben wird und das bis dahin vom Winterfrost gebundene, verschlossene Meer

von seiner Eisdecke befreit, mit seinen wogenden Fluthen dahinrauscht. Wie es im Grimnismal Str. 42 (þvîat opnir heima verða um âsa sonum, þâ er hefja af hvera) heißt, Ullrs und aller Götter Huld gewinnt der, der zuerst Hand an das (verderbliche) Feuer (des Utgardloki und Geirröd) legt, (wie dies zur Julzeit geschieht); denn offen werden die Welten den Asensöhnen dann, wenn man die Kessel abhebt (vom Feuer des Winters) und mit dem Ende des Winters auch die Winterstürme und Winterfröste in dem zwischen den Klippen schäumenden und brausenden Oegirskessel ein Ende haben. Vgl. noch Simrock M. 384.

Aber es ist Zeit, daß wir den nicht zwar entfallenen, sondern nur immer neuangeknüpften Faden unserer Amlethsage wieder aufnehmen. Wir haben uns zwar etwas lange bei dem Geruthus oder Geirröd aufgehalten, aber haben überall die Bestätigung dafür gefunden, daß wir auf dem rechten Wege waren. Ist uns doch selbst in dem Namen des dem Odhin-Gautr und Hildir gehörenden Bereichs (á Giallandibrú) Giallarbrücke, dieselbe Brücke begegnet, die uns in der jüngeren Edda Gylfag. c. 49 bei Hermoburs Ritt zur Hel in die Unterwelt beim Unterweltsflusse Giöll genannt wird, über welche auch Baldur zur Hel geritten war. Aus dieser Giallarbrücke ist hier in Jotunheim der beiden Riesenkönige Reich gemacht, das wir sonst als Geirrödsgard kennen gelernt haben. Geirröd und Geruthus wäre uns jetzt zur Genüge bekannt, wir fassen darum ihm gegenüber und zur Seite die Gattin Fengos und Horvendills, die Gerutha, ins Auge.

7) Gerutha-Groa.

In der jüngern Edda wurde, wie wir gesehn, von Örvandils Gemahlin nur der auf die neuaufkeimende Saat hinweisende Name Groa und dazu die ihr schon beigelegte, sonst in dem Namen Gudrun bezeichnete Kunst des Runenzaubers hervorgehoben. Sie löst durch ihren Gesang den in Thors Haupt haftenden Schleifstein zwar eigentlich als Naturgöttin, indem sie durch ihre neuaufsprießende Fruchtbarkeit die winterliche Gebundenheit und Erstarrung Thors zur Lösung bringt, aber als die weibliche Gottheit, welche dem Gott entsprechend in allen seinen

Eigenschaften zur Seite steht, ist sie zugleich auch als Meer- und Erdgöttin dem Aegir-Bragi entsprechend, zu der mütterlichen Göttin ausgebildet, welche nicht nur im Naturleben das neue Gewand der Erde alljährlich webt, sondern auch, wie Breide als Spinnerin, alles Spinnen und Weben die Menschen gelehrt hat und dazu mit Odhin das Schicksal der Menschen spinnend und webend nicht nur bereitet, sondern auch als Sängerin und Weissagerin verkündigt. Es ist darum auch gar kein Grund vorhanden, warum wir die noch sonst in der Edda und bei Saxo erscheinende Groa als von unserer Grpa verschieden anzunehmen hätten, da uns überhaupt auch so nur einzelne zufällige Splitter von dem an sich viel weiter umfassenden Begriff ihres Wesens erhalten sind. In der Edda begegnet sie uns vor Allem zuerst im Grógaldr. Wir fanden sie hier als die winterliche Todesgöttin, deren Wachsthum jetzt erstarrt und gebunden ist, aber doch, nur latent, den Tod überdauert und zunächst im Schooß der Erde ruhend, beim Eintritt der Julzeit ans Licht strebt, der Verjüngung harrt. Darum hat sie jetzt auch in der Tiefe, in der Unterwelt, im Grabe weilend, wie wir oben schon gesehen, ihr eben verjüngtes Kind, den jugendlichen Thor-Magni zu sich beschieden. Mit dem für uns nicht mehr unverständlichen, uns wichtigen Wort redet ihr Sohn, der sich auf ihr Geheiß bei ihr eingefunden, um sie aus dem Tode als Mutter und verjüngt als Gattin, wie sie in der Illugasage dem Helden neben einander gegenüberstehn, zu neuem Leben zu erwecken. Hören wir den Anfang: „Erwache", ruft er, „Groa, erwache, gutes Weib; ich wecke dich an den Thoren der Todten: wenn du dessen gedenkst, daß du deinen Sohn entbietest zum Grabhügel zu kommen." — „Was ist noth meinem einzigen Sohn? Von welchem Unheil bist du jetzt befallen, daß du deine Mutter rufst, die unter die Erde gekommen ist und von den Menschenwohnungen?"

Liótu leikborði	Ein schlimmes Spielbrett
Skauztu fyr mik, hin laevisa kona!	Schobst du mir vor, du argliſtiges Weib,
Sû er faðmaði minn födur;	Die mein Vater umarmte;
Þar bað hon mik koma,	Hierher entbot sie mich zu kommen,
er vaetki veit	Wo man nichts weiß
môti menglöðum.	Von gabesfrohen Weibern.

Sie soll ihm rathen, wie er durch alle Gefahren, wie Svipdagr zur Menglada, hindurchdringen soll, um in der Unterwelt mit ihr sich zu verbinden. So verkündigte sie ihm, wie er durch alle Schwierigkeiten der Irrfahrt, der fluthenden Ströme, der Feinde, der Fesseln, der Stürme, des Eises, der nächtlichen Finsterniß mit dem todten Weibe, des Wort- und Schwertkampfes mit dem Riesen als Todesgott hindurch glücklich seine Fahrt bestehe und siegreich überwinde. Wir werden weiterhin die Wichtigkeit dieses Liedes noch erkennen, wenn wir hierin den Zusammenhang, ja die nächtliche Zusammenkunft des Sohnes mit der Mutter in der Amlethsage wiederfinden.

Jetzt wenden wir uns zunächst zur Groa des Saxo I, 26. Wir könnten darin gewissermaßen die Brautfahrt des Königs Gorm zur schwedischen Königstochter ausgedrückt finden, die oben nicht näher ausgeführt war, wenn wir in Gorm = Gram nur eine von den vielen Benennungen des Odhin erkennen. Hier erscheint Gram als Sohn des Königs Skiold mit der Avilda und wird als tüchtiger Fechter dargestellt, der die ruhmvollsten Thaten vollbringt, und zwar innig mit Bessi oder Bersi, dem winterlichen Bär, wie Gorm mit Buchi oder in der deutschen Sage der Svanhild mit Bicki, dem ebenso noch winterlichen Lichtbock, verbunden. Die Gro dagegen muß hier als noch in der Wintermächte Gewalt für eine Tochter des nordischen Königs Sictryg gelten, der sie einem Riesen Grip verlobt hat und im Liede selbst als der zu bekämpfende Riesengott der Unterwelt auftritt. Aber auch Gram-Beß erscheint jetzt noch, wo er auf ihre Werbung auszieht, in dem sehr alterthümlich und dunkel gehaltenen Liede in seiner Doppelnatur als der aus dem Todesgott sich erst verjüngende Lichtgott. Beide als eins zu denken, verkleiden sich in Thors Bockshäute und andere Thierfelle mit einer Keule bewaffnet, ganz wie Asmund-Egill als Frosti-Fialar beim Gautr, als Riesen anzusehen und überall dem Wintergotte gleich geworden. Da trifft zunächst Beß und dann ebenso Gram, also Beß-Gram, die Gro, wie sie mit wenigen Dienerinnen im Walde zur Quelle reitet, um zu baden bei beginnender Frühlingszeit. Sie glaubt ihren Verlobten zu erkennen, hält ihr Roß an und redet ihn voller Schrecken im Liede als den ihr

und ihrem Vater, dem König, verhaßten Riesen an, doch mit der Hoffnung, daß unter solcher Hülle sich auch anderes bergen könne. Beide nennen ihre Namen, und so erfährt sie vom Beß, daß der eigentliche Führer des goldgerüsteten Heers der kühne Gram sei, der vor keinem brennenden Scheiterhaufen, keinem Schwert, keiner Brandung zurückschrecke. Sie warnt ihn noch vor Sictrug, der ihn leicht besiegen, aufhängen und auf die Pfähle gesteckt, grausam den Raben zum Fraß überliefern werde. Aber Beß ist für seinen Gram, wie Skirnir vor Gerda für Freir, des Sieges gewiß: der werde vielmehr Sictrug dem Tode und der Unterwelt überliefern; sie möge jetzt vor dem Heer des kommenden vermeintlichen Riesen zum Vater zurückkehren, später werde sie der neuen Werbung schon folgen. Alsbald redet Gram sie auch selber an: sie solle in ihm den Bruder des Riesen nicht fürchten; er werde vom Grip gesendet, nur mit ihrer Zustimmung sich ihr vermählen. Aber sie scheut vor jeder Verbindung mit einem Riesenungethüm zurück als ihrer Natur widerstrebend. „Und doch," erwiedert ihr Gram, „habe ich oft genug siegreich mit meiner Rechten den Nacken mächtiger Könige gebeugt. Hier nimm das schimmernde Gold als festes Unterpfand unserer Vermählung." Da löst er sich verjüngend die Verhüllung ab und erscheint statt des Riesen als der mit dem erneuten Goldlicht glänzende Gott in seiner neugeborenen natürlichen Schöne, ähnlich wie Skirnir-Freir bei der Gerda, Svipdagr vor Menglada, und erweckt dadurch die größte Freude und Liebe der Jungfrau, mit welcher er sich jetzt verlobt. Wie er weitergeht, hört er von denen, die ihm begegnen, daß der Weg hier von zwei Räubern belagert werde, die er dann sogleich bei ihrem Angriff leblos niederstreckt. Aber eigenthümlich genug in Saxos Sinn motivirt, um dem feindlichen Schwedenland keine Wohlthat zu erweisen, steckt er ihre Leiber auf darunterstehende Pfähle, daß sie dort wie mit ausgestreckten Füßen wieder aufrecht stehen und wie früher lebend, jetzt im Tode noch allen Verderben drohen, die hier des Weges wollen. Da er von den Sehern erfahren, daß er den winterlichen Vater der Gro, Sictrug, nur durch Gold, nämlich ganz der Gro entsprechend nur als in das neue Goldlicht und Goldesgrün gekleideter Jüngling nicht mit Eisen

besiegen könne, so fügt er, ähnlich wie Thorkill am Mast den Edelstein und wie das dem Orendel zu Hülfe ziehende Heer an der Lanze das Heiligthum, an seine Holzkeule oben als Spitze einen Goldknopf an und so bewaffnet, drang er in dem alsbald entbrannten Krieg gegen König Sictrug vor, den er hiermit besiegte und tödtete (rigenti contudit auro). Ja, wie durch Abwerfung seiner winterlichen Riesenumhüllung, so erschien er durch den Goldknopf an seiner hölzernen Riesenkeule selbst aus dem Wintergotte neu geboren als der jugendliche Licht- und Frühlingsgott, welchen Sieg dann sein winterlicher Halbpart Beß im Liede weiter verherrlicht.

Schon Uhland, Thor 192 hat hingewiesen, wie Saxos Bericht durch das Hyndlalied der Edda Str. 14—16, ferner durch die jüngere Edda in der Vorrede und die Fornald. S. 2, 12 ergänzt wird. Hiernach hat nicht Gram, sondern Halfdan, den wir bald weiter kennen lernen, im Einzelkampf den winterlichen König von Utgard, Sigtrygg, erschlagen, der dem lichten Halfdan entgegengesetzt, in geographischer Anknüpfung zum König bald von Norwegen oder Schweden bald von Holmgard im Osten gemacht wird. Halfdan vermählt sich dann ursprünglich, wie bei Saxo, mit der Winterkönigstochter Gro, welche nach dem Winter als Erdgöttin im neuen Frühlingslicht zu neuem Wachsthum, neuem Leben erblüht. Aber dem Lichtgott Halfdan ist auch hier die Lichtseite des winterlichen Gottes in einer Nebengestalt zur Seite gestellt, welche dem Meerriesen gegenüber wie sonst als Gudmund, hier in der Edda als Eymund, unten in seiner waldigen Wolfsnatur als Vidolf, bei Saxo in seiner Bärennatur als Bessi erscheint, so daß dann die verjüngte Lichtgöttin als des Eymund noch winterlich kämpfende Sonnenjungfrau Alfvig, Alfhild, Alfny neben Gro erscheint. Der Lichtgott wird aber in dieser Sage bald mit Freir, Frodi, Frithleif verknüpft, bald in Beziehung zu dem altdänischen Götter- und Königssitz Hlethra durch die Hledis zu Alfdan gemacht, als gewaltiger Herrscher Gram, als Schildgott Skiold und Stammvater der Skiöldungen und anderer Königsgeschlechter genannt. Saxo Grammaticus erzählt nun im siebenten Buch seiner dänischen Geschichte eine Reihe von anziehenden Sagen, welche die bisher

dargestellte Wechselbeziehung zwischen Gott und Göttin noch weiter ausführen und in deren Zusammenhang nicht nur das Wesen der Geruthe oder Gurithe, sondern auch ihre nahe Verwandtschaft mit der Gro des Orvandil in ein klares Licht gestellt wird. Wir heben hier nur die wichtigsten Züge heraus.

Der alte Dänenkönig Olav hatte zwei Söhne, Frotho und Harald, die sollten sich die Herrschaft so theilen, daß beide abwechselnd, der eine das Land der andere das Meer beherrschte. Frotho war mit der Tochter des Schwedenkönigs Sivard, Ulfhilde, Harald mit des Fürsten von Gothland Tochter, Signe, vermählt. Aber Frotho läßt seinen Bruder Harald aus Neid heimlich ermorden und hätte auch dessen Söhne umgebracht, wenn dieselben seiner Verfolgung nicht durch List entzogen wären. Der kluge Regin (Regno) nahm sich nämlich als Vormund der beiden Kinder des Harald und der Signe, des Harald und Halban, mit aller Treue an, ließ ihnen Wolfskrallen unter die Füße binden, dann die zerstückelten Glieder der Mägdekinder auf den Schnee werfen, daß alle glauben mußten, die Königskinder wären von den Wölfen zerrissen, und versteckte sie in einer hohlen Eiche, wo sie wie bellende Hunde aufwuchsen. Frotho war jedoch nicht beruhigt und versuchte durch eine Zauberin, welche mit ihren Runen alles, was versteckt war, an sich zu ziehen wußte, ihren Aufenthalt zu erfahren. Diese sagt ihm auch, daß Regin die Kinder gerettet, aber durch das Gold der Kinder, welches diese ihr in den Schooß werfen, gewonnen, hält sie in ihrer weiteren Verkündigung an Frotho plötzlich inne, daß dieser über den jetzigen Aufenthalt im Dunklen bleibt. Inzwischen hat Regin die Kinder zur größeren Sicherheit nach Fünen (Feonia) gebracht. Als er aber selbst vom König Frotho gefangen wurde, gestand er Alles und bat den König nur um Schonung für die Kinder: er wolle es ihm gewiß verrathen, wenn dieselben etwas gegen ihn im Schilde führten. Die Knaben kehren dann, sobald sie erwachsen sind, aus Fünen nach Seeland zurück, wo sie alsbald von ihren Freunden zur Vaterrache aufgefordert werden. Sie geloben, daß sie oder ihr Oheim kein Jahr länger leben sollten. Sobald Regin dies erfährt, macht er sich, seines Versprechens eingedenk, zur Nachtzeit nach der Königsburg auf: er komme zu

melden, was er einst dem König zugesagt. Doch ließ er den König nicht aus dem Schlafe wecken, weil das bei Todesstrafe verboten war. Am Morgen erfährt der König Regins Botschaft. Er zieht sogleich ein Heer zusammen, um durch Grausamkeit den Verrath zu ersticken, so daß Haralds beide Söhne sich nur durch verstellten Wahnsinn retten konnten. Aber ihre Rettung war Frothos Verderben. In der nächsten Nacht drangen sie in die Königsburg, steinigten zuerst die Königin und zündeten dann die Burg an, daß Frotho sich in die engen Gänge einer längst ausgehauenen Höhle verkriechen mußte und hier im Rauchdampf seinen Tod fand.

Haldan und Harald treten jetzt die Herrschaft an. Nachdem Haldan drei Jahre als König regiert, zieht er auf Viking aus und überläßt seinem Bruder Harald die Herrschaft. Haldans Leben ist nun eine Reihe von ruhmvollen Kämpfen. Zuerst unterwirft er in drei Jahren Oeland mit den benachbarten Inseln; dann zieht er gegen Schweden und tödtet im Kampf den König Sivard, um hierauf dessen Enkel, seines Oheims Frotho Sohn, Erich, zu bekriegen. Als er hört, daß dieser einen gewaltigen Kämpen Haquin hat, der durch Zauberrunen das Schwert zu stumpfen verstehe, greift er diesen mit einer schweren Holzkeule an und erschlägt ihn. Doch war er selbst verwundet und ließ sich von einem frühern Kämpfer seines Vaters, Vidolf, der in der Heilkunst erfahren, dieselbe jedoch nur auf Drohung und Gewalt, nicht auf Bitten übte, in Helsingborg (Helsingia) heilen. Als Erich Boten zu ihm schickte, den Haldan zu fangen, schlug er dieselben mit Blindheit, daß sie weder das Haus sehen, noch den Weg zu ihm finden konnten. Kaum geheilt, kündigt Haldan durch den vielerfahrenen Kämpen Thor dem Erich Krieg an. Der großen Uebermacht des feindlichen Heeres wollte Haldan durch List begegnen und sie in einem Engpaß angreifen. Aber Erich merkte die Absicht. So kam es zwischen beiden grade in dem engen, von steilen Bergen umschlossenen Thal zum Kampf. Sobald Haldan sah, daß sich die Seinen zur Flucht neigten, bestieg er mit Thor einen Felsen und rollt von Oben schwere Felsblöcke auf den unten befindlichen Feind, wodurch er den Sieg gewinnt. Davon erhielt er den Beinamen Biarggram, ja

man hielt ihn darum bei den Schweden für den Sohn des großen Thor und opferte ihm als solchem. Aber Erich war noch nicht überwältigt, sondern machte vier siegreiche Heereszüge nach Dänemark, bei welchen Harald zuletzt sein Leben einbüßte. Darum mußte Haldan aus Schweden zurück, um sein eigenes Land zu retten. Es gelang ihm, den Erich auf dem Meer mit seinen Schiffen in einen Hinterhalt zu locken, und da dieser sich ihm nicht ergeben wollte, ließ er ihn fesseln und schickte ihn in die Wildniß, den Raubthieren zur Beute. So ward Haldan Herr von Dänemark und Schweden, berühmt und gefeiert als Skalde und Kämpfer und König. Als er hört, daß zwei kühne Vikinger, Toko und Anund, sein Land bedrohen, zieht er aus und bewältigt sie im Seekampf. Da stand bei den Schweden Sivald auf und erregte das Volk zur Rache für den erschlagenen Frotho und dessen Königin Ulfhilde, daß er selbst zum König erwählt wurde. Er hatte sieben zauberkundige Berserkersöhne, die, wenn sie von ihrer Berserkerwuth erfaßt wurden, mit dem Munde schäumten, die Schilde zerbissen, glühende Kohlen verschluckten, mitten durchs Feuer gingen, und dann nur durch Fesselung oder Blutvergießen gestillt werden konnten. Dieser Sivald forderte den Haldan mit sich und seinen Söhnen zum Zweikampf heraus. Haldan ließ sich durch den Hohn des Gegners über seine Kinderlosigkeit bestimmen, den Kampf anzunehmen, riß, wie er durch den Wald ging, eine Eiche mit den Wurzeln aus und machte sich davon eine gewaltige Keule zurecht, mit welcher er den Sivald und dessen Söhne erschlug. Damals lebte in Helsingia auch ein großer Riese und Berserker, Namens Harthbein, der mit seinen zwölf Genossen rings die Königstöchter raubte und bezwang. Auch dieser forderte den Haldan zum Kampf heraus und wurde darüber, daß derselbe den Kampf gleich annahm, von solcher Berserkerwuth erfüllt, daß er nicht nur seinen Schild zerbiß, glühende Kohlen verschluckte und durchs Feuer lief, sondern auch sechs seiner eigenen Genossen erschlug, bis er selbst mit den Uebrigen dem gewaltigen (Thor)hammer des Haldan erlag. Auf gleiche Weise überwand Haldan den finnischen Viking Egther. Als er hörte, daß des norwegischen Fürsten Hather Tochter, Thorhilda, von dem gewaltigen Kämpen

Grim zur Gattin gefordert würde, daß der Vater aber dem, der ihn von diesem Riesen befreite, die Tochter zur Ehe versprächе, zieht er nach Norwegen, um sie zu erretten, obwohl er bisher unvermählt gealtert war. Alle Abzeichen seiner Königswürde ablegend, tritt er von Schmutz entstellt, dem Grim zum Kampf entgegen. Er zieht zuerst sein Schwert und weil er weiß, daß dasselbe vom Blick des Gegners erstarrt sei, wirft er es zu Boden, zieht ein zweites aus der Scheide und durchschneidet damit das Panzerband und den Schildrand. „Nie habe ich einen Alten so kräftig kämpfen sehn," rief Grim bewundernd aus und zerschmetterte ihm mit seinem Schwert den vorgehaltenen Schild. Aber während jener noch seine Rechte zum Schlage ausholte, schlug Haldan ihm dieselbe mit schnellem Hiebe ab. Grim zog jetzt sein Schwert mit der Linken und traf Haldans Schenkel mit leichter Wunde. Da schenkte Haldan ihm das Leben für ein Lösegeld und erhielt als Siegespreis Thorhilda, von welcher er einen Sohn Asmund, den Stammvater aller Könige Norwegens, erhielt. Als hierauf der zwar kühne, aber nicht edelgeborene Viking Ebbo im Vertrauen auf seine Tapferkeit des Gothenkönigs Unguin Tochter, Sigrid (Sigrytha) zur Ehe und das halbe Königreich zur Mitgift forderte, gab Haldan den Rath, zum Schein auf solche Forderungen einzugehen; er werde die Vermählung hindern. Haldan selbst ließ sich einen Platz unter den Gästen freihalten und kam zur Nacht alle Abzeichen seiner Königswürde ablegend, in fremder Gestalt zur Hochzeit, daß er alle, die ihm begegneten, durch seine übermenschliche Größe mit Schrecken erfüllte. Sobald er den Königssaal betrat, fragte er alle Gäste ringsum ansehend, wer den Platz zunächst dem König eingenommen habe. Als Ebbo sagte, der künftige Schwiegersohn des Königs, fragt er ihn im höchsten Zorn, wie er sich anmaßen könne, sein verächtliches Blut mit dem Glanz des höchsten Adels zu vermischen und selbst an der Königsherrschaft Antheil zu begehren: erst solle er mit ihm sich im Kampfe messen, ehe er sein Verlangen erfülle. Ebbo entgegnet: die Nacht möge sich zum Kampf mit Ungeheuern eignen, am Tage kämpften die Menschen. Da ließ Haldan durch des Mondes Glanz die Nacht zum Tage werden und erschlug den Ebbo,

die Hochzeit zur Leichenfeier gestaltend. Nach einigen Jahren kehrte er in sein Vaterland zurück, und da er kinderlos war, setzte er Unguin zum Erben seines Reiches ein. Unguin wurde von seinem Nebenbuhler Regnald im Krieg überwältigt und hinterließ den Sivald.

Sivalds Tochter, Syritha, war aber von solcher Schamhaftigkeit, daß sie Niemand unter den vielen Freiern, welche wegen ihrer Schönheit um sie warben, auch nur anzusehn sich entschließen konnte. Sie bat deßhalb ihren Vater um einen Gemahl, der durch seinen Liebreiz ihren Anblick zu gewinnen vermöchte. Da entbrannte Ebbos Sohn, Othar, ob im Vertrauen auf seine Thaten oder auf seine Freundlichkeit und Redegabe, von eifriger Liebe zur Jungfrau. Aber so sehr er sich bemühte, ihren Anblick zu erlangen, er vermochte durch keine Kunst sie zu bewegen, ihr gewöhnlich gesenktes Auge aufzuschlagen, daß er endlich von ihrem unüberwindlichen Ernst zurückgeschreckt, sie verließ. Ein Riese, welcher dasselbe ebenso vergebens versucht hatte, bestellt eine Frau, die sich als ihre Dienerin ihr Vertrauen gewinnt und sie mit List von dem väterlichen Hause zu entfernen weiß, daß er dann auf sie stürzte und sie in ein enges Felsverließ entführte. Einige meinen vielmehr, er selbst habe die Gestalt der Dienerin angenommen, das Mädchen aus dem Hause gelockt und dann als Räuber entführt. Sobald Othar dies erfuhr, durchsuchte er, die Jungfrau aufzufinden, die Tiefen des Berges, überwand den Riesen, nachdem er sie gefunden, und nahm sie mit sich. Aber der Riese hatte das Lockenhaar der Jungfrau so ineinander verworren und verschlungen, daß nur ein Schwert die dichte Verknotung zu lösen vermochte. Von Neuem versuchte es Othar auf alle mögliche Weise den Blick des Mädchens auf sich zu ziehen, aber die Augen blieben starr zu Boden geheftet, daß er auch diesmal sein Vorhaben aufgeben mußte. So irrte sie lange auf einsamen Pfaden umher, bis sie endlich zu der Hütte einer Waldriesin gelangte, wo sie in deren Dienst eine Heerde Ziegen weiden mußte, bis sie vom Othar wieder befreit ward. Er versucht es von Neuem sie zu erbitten, daß sie dem Dienst dieser schrecklichen Herrin entfliehend, mit ihm das Schiff besteige und ihm

sich vermähle: sie solle zum Lohne für sein treues Bemühen doch endlich die starren Augen aufwärts zu ihm richten, daß er sie dann mit sich an den väterlichen Heerd und zu der frommen Mutter führe; oder ob sie den Dienst bei solchen Ungeheuern seiner ebenbürtigen Vermählung vorziehe? Aber auch jetzt behielt sie unbewegt ihre Augenwimpern gesenkt. So mußte denn Othar voll Scham und Schmerz über sein eitles Bemühen allein zu seiner Flotte zurückkehren. Syritha setzte ihr Umherirren auf den Felsenklippen wie früher fort, bis sie einst von ungefähr zu Ebbos Wohnung kam, wo sie aus Scham über ihre Blöße und Armuth sich für die Tochter armer Eltern ausgab. Doch Othars Mutter erkannte sogleich trotz aller Verkümmerung und armseligen Kleidung ihr edles Geschlecht, nöthigte sie auf den Ehrensitz und behielt mit ehrfurchtsvoller Freundlichkeit ihr begegnend, sie bei sich. Kaum hatte auch Othar sie erblickt, als er sie fragte, warum sie ihr Gesicht mit dem Obergewande verhüllte. Um nun ihren Sinn besser zu prüfen, giebt er vor, daß er sich jetzt mit einer Frau vermählen wollte, Syritha sollte die Lampe tragen, wenn er das Lager bestiege. Und so geschah es. Als aber das Licht fast völlig herabgebrannt war, daß das Feuer ihr auf die Finger brannte, bewies sie doch solche Geduld, daß sie ihre Hand unbeweglich hielt, weil die innere Flamme das äußere Feuer milderte. Jetzt endlich, als Othar sie freundlich bat, doch an ihre Hand zu denken, schlug sie in ehrerbietiger Scheu die milden Augen zu ihm auf und bestieg mit ihm an Stelle der vermeintlichen Gattin das wirkliche Hochzeitslager. Als darum später Sivald den Othar gefangen nahm und, weil er seiner Tochter Gewalt angethan, aufhängen wollte, brachte Syritha durch Erzählung aller Leiden nach ihrer Entführung den Othar nicht nur in des Vaters Gunst zurück, sondern bestimmte auch den Vater, sich mit Othars Schwester zu vermählen. Hierauf erhob sich zwischen Sivald und Regnald und ihren je auserwählten Heeren in Seeland ein Kampf, der drei Tage unentschieden blieb, bis Othar kühn vordringend den Regnald erschlug und den Dänen den Sieg gewann. Vierzig der tapfersten Schweden, darunter der sonst unbesiegbare Starkather, sollen die Flucht ergriffen und sich dann dem gewaltigen Viking Hako angeschlossen haben.

Auf Sivald folgte Sigar, dessen Söhne Sivald, Alf und Alger waren; die Tochter hieß Signe. Unter diesen zog Alf, welcher sich vor den übrigen durch Muth und Schönheit auszeichnete, so daß sein Haupthaar wie von Silber glänzte, bald auf Viking aus. Zur gleichen Zeit hatte der Gothenkönig Sivard zwei Söhne, Wemund und Ostein, dazu eine Tochter Alvilda. Diese bewies von der Wiege an eine solche Schamhaftigkeit, daß sie (ganz wie Syritha vor Othar) ihr Gesicht immer mit ihrem Obergewand verhüllt hatte, damit niemand durch ihre Schönheit zur Liebe gereizt würde. Der Vater schloß sie darum in enge Haft und gab ihr zum Schutz für ihre Keuschheit, einen Drachen und eine Schlange aufzuziehen; auch sollte jedem, der vergeblich den Zugang zu ihr versuchte, das Haupt abgeschnitten und auf einen Pfahl gesteckt werden. Aber grade diese Gefahr reizte Sigars Sohn, Alf. Er meldet sich als Freier und erhält den Befehl, die am Gemach der Jungfrau lagernden Thiere zu bekämpfen. Um uun ihre Wuth noch mehr gegen sich zu erregen, umhüllt er sich mit einem blutigen Fell. Sobald er damit unter die Pforte der Verzäunung trat, schleuderte er einen glühenden Eisenkeil, den er mit einer Zange erfaßt hatte, in den geöffneten Rachen des Drachen, daß derselbe todt zu Boden stürzte. Ebenso traf er die sich heranringelnde Schlange in den Schlund (rictus) zum Tode. Als er jetzt aber den Lohn für seinen Sieg forderte, erklärte ihm Sivard, er wollte den als seinen Schwiegersohn annehmen, auf welchen die Wahl seiner Tochter fiele. Die Mutter des Mädchens war dem Freier abgeneigt und prüfte den Sinn der Tochter in heimlichem Gespräch. Kaum hatte aber diese angefangen, ihren Freier wegen seiner Entschlossenheit zu rühmen, als sie die Alvilda mit Vorwürfen überhäufte, daß sie ihrer Schamhaftigkeit vergessend, sich durch äußern Schein bestechen lasse, so daß ihr Sinn dem Jüngling völlig abgewandt wurde. Alvilda legt jetzt Männerkleidung an und wird aus einer schamhaften Jungfrau zu einer kriegerischen Seeheldin, indem sie mit mehreren gleichgesinnten Jungfrauen auf Viking auszog. Sie kommt von ungefähr zu einer Vikingschaar, die ihren Häuptling verloren hatte, und von derselben wegen ihrer Schönheit zum Führer gewählt, verrichtet sie große Thaten. Alf

folgte ihr (wie früher Othar der Syritha) um sie aufzusuchen, und traf dabei zur Winterzeit auf eine Flotte von Blakmannen. Das Meer war hier so fest zugefroren, daß die Schiffe durch Rudern nicht fortkommen konnten. Alf ließ darum seine Leute aussteigen und statt der Schuhe mit Stiefeln (caligatos) versehen, daß sie auf dem glatten Eise besser auftreten könnten, die Feinde erwarten. Diese glaubten, als sie die Feinde ihre Schuhe ausziehen sahen, daß dieselben sich zur Flucht rüsteten, und kamen herbei; wurden aber, da sie auf dem Eise nicht feststehen konnten, leicht besiegt. Hierauf richtet Alf seine Fahrt weiter nach Finnland, wo sie mit ihren Schiffen in einen engen Meerbusen einlaufen. Bei näherer Untersuchung finden sie aber, daß der Hafen schon von anderen Schiffen besetzt sei. Denn Alvilda war ebenso schon früher mit ihrer Flotte hierher gekommen. Sobald sie nun von fern die unbekannten Schiffe erblickte, fuhr sie ihnen eilig entgegen, um dem Angriff der Feinde zuvorzukommen. Alf fuhr nur mit einem Schiffe gegen sie, so sehr seine Genossen dies widerriethen: denn Alvilda solle nie erfahren, daß er irgend einer Gefahr aus dem Wege gegangen sei. Es wunderten sich die Dänen aber nicht wenig, als sie ihrer Feinde ansichtig wurden, wie dieselben zu solcher Schönheit und zu solchem Ebenmaaß der Glieder gekommen wären. Sobald nun der junge Alf mit seinem Schiff herangekommen war, sprang er vorn auf das Schiff der Alvilda und drang Alles vor sich niederstreckend, bis zum hintern Schiffsraum vor. Alfs Begleiter, Borkar mit Namen, der an seiner Seite kämpfte, hatte nicht sobald, nachdem der Alvilda ihr Helm abgehauen war, ihr glattes Kinn bemerkt, als er ausrief: hier müßten die Waffen ruhen, wo das Liebeswerk beginne. Und Alf voller Freude, daß er unverhofft die endlich gefunden, die er unabläßig unter so vielen Gefahren zu Wasser und zu Lande gesucht, ergriff sie mit Verlangen und bewog sie, ihre Männerkleidung jetzt wieder mit der Frauentracht zu vertauschen. Alvilda wurde ihm vermählt und gebar ihm eine Tochter Guritha, und eine Gefährtin der Alvilda, Namens Gro, mit Alfs Kampfgenossen Borkar, in welchem wir den im neuen Wachsthum neben der Gro die Rinde lösenden Gott erkennen, vermählt, einen Sohn Harald, der

später den Beinamen Hildetand (Kriegszahn) erhielt. — Wenn Saxo dann wieder erzählt, daß dieser Harald ein Sohn Haldans von der Guritha sei, so dient dies nur zum Beweise oder zur Bestätigung, daß Borkar ebenso mit Haldan-Alf wie Guritha mit der Gro zusammenfällt.

Als bei Frühlings Anfang Alf wieder mit seinem Bruder Algeir auf Viking auszog, stießen sie mit je 100 Schiffen auf des Fylkekönigs Hamund Söhne, Helvin, Hagbarth und Hamund. Der Kampf blieb unentschieden, bis die eingetretene Dämmerung ihn beendigte. Zur Nacht ward ein Bündniß geschlossen, welches am Tage erneuert wurde, weil die Kräfte beider Heere bis zum Aeußersten erschöpft waren. Zur selben Zeit bewarb sich Hildegisel von berühmter deutscher Abstammung im Vertrauen auf seine Schönheit und sein Geschlecht um Sigars Tochter, Signe. Aber sie achtete dessen wenig, da er ganz des eigenen Thatenruhms ermangelte. Ihr Herz war vielmehr wegen seiner Großthaten dem Hako (Hagbarth ist, wie wir gleich sehen werden, gemeint) in Liebe zugewandt. Da nun Hagbarth mit Sigars Söhnen nach Dänemark kam, erlangte er ohne deren Wissen ein Zwiegespräch mit ihrer Schwester und wußte sie dafür zu gewinnen, daß sie ihm das Versprechen ihrer heimlichen Vermählung gab. Als später ihre Dienerinnen einst im Frauengemach im Gespräch (manjafnadr) den Ruhm und die Würde großer Männer mit einander verglichen, gab Signe dem Hako den Vorzug vor dem Hildegisel, weil dieser nichts rühmenswerthes als sein schönes Aussehn habe, jener dessen glattes Gesicht durch den Adel seiner Seele weithin übertreffe: „Nicht die Schönheit, Kraft und Tugend Giebt dem Antlitz gutes Aussehn. Hoher Sinn veredelt alles, Was dem Auge rauh erscheint. In dem Herzen glänzt das Schöne, Und die Wildheit schmückt den Mann. Des Charakters strenger Richter Nennt nur schön, was tüchtig ist. Nicht die Anmuth, nur die Kühnheit Und der Thaten Ruhm giebt Glanz, Der nicht trüglich und vergänglich, Mit der Zeit nicht untergeht, Sondern immer neu erglänzend In dem eignen Werthe strahlt. Darum steht die Kühnheit höher Mir als aller äußre Schein." — Aus solchen Worten der Jungfrau glaubten alle, die sie hörten, zu entneh-

men, daß sie unter Hakos Namen nur den Hagbarth preise. Sobald dies Hildegisel erfuhr, so verleitete er aus Schmerz, daß ihm Hagbarth vorgezogen wurde, den blinden Bölvis durch Geschenke, daß er zwischen Sigars und Hamunds Söhnen Zwietracht und Feindschaft errege. Der König Sigar hatte nämlich die Gewohnheit, alles, was er that, nur nach dem Rathe zweier Greise, des Bölvis und des Bilvis, zu thun. Beider Sinn war aber ganz entgegengesetzt, so daß der eine immer die Vereinten entzweite, der andere die Entzweiten vereinte. So verleumdete jetzt Bölvis die Hamundssöhne bei den Sigarssöhnen, daß sie einen geschlossenen Vertrag nie in Treue hielten und darum nur mit Gewalt zu bezwingen wären. Dadurch wurde ihr Bündniß gebrochen. Helvin und Hamund wurden von den Sigarssöhnen, Alf und Algeir, in Hagbarths Abwesenheit angegriffen und im Hamundsbusen überwältigt. Hagbarth kam mit ungeschwächten Kräften darüber zu und erschlug im Seekampf zur Bruderrache die Sieger. Hildegisel wurde dabei in beiden Backen getroffen, was viel Veranlassung gab, die Deutschen zu verspotten.

Hagbarth hüllte sich hierauf in Frauenkleidung und ging im Vertrauen auf das von Signe ihm gegebene Versprechen allein, als ob er Sigars Tochter durch die Ermordung ihrer Brüder gar nicht verletzt habe, sie aufzusuchen, zur Königsburg. Um einen Vorwand zur Reise zu haben, gab er sich für Hakos Kampfesmagd aus, die eine Botschaft von ihm an Sigar zu überbringen habe. Er wurde als Magd in das Frauengemach geführt und sollte Nachts bei den Dienerinnen schlafen. Als ihm nun nach dem Bade von den Mägden die Füße getrocknet wurden, gab er auf die Frage, warum er so rauhe Füße und so harte Hände habe, zur Antwort: „Das ist nicht zu verwundern, da wir mit den nackten Füßen oft auf dem harten Ufersande oder durch das Dorngestrüpp gehen müssen. Bald mußte ich über die Fluthen des Meeres, bald durch die Wälder dahineilen; auch konnte im Panzergewand beim Wurfspießschleudern und mit den blutgetränkten Waffen die Hand nicht weich bleiben.“ Signe zögerte nicht, um seine Verkleidung zu verbergen, dies ihrerseits zu bestätigen: „Hakos Schlachtmädchen wäre

nicht an Frauenarbeit, sondern an Kriegsdienst gewöhnt." So erwählte sich denn Hagbarth auch die Signe, als ob er dadurch einen bessern Ehrenplatz erhielt, zur würdigen Lagergenossin, und wie sie bei einander ruhten, fragt er sie: „Wenn dein Vater mich gefangen, Führt zum rauhen Tode hin, Wirst du dann noch mein gedenken Daß ich dir vermählet bin? Denn ich hoffe keine Schonung, Wenn dein Vater Rache nimmt, Weil ich deine Brüder fällte Und mit dir verbunden bin. Sag mir, einzige Geliebte, Welches Loos erwählst du dir?" — Und Signe sprach: „Glaub mirs, Lieber, mit dir sterb ich, Wenn du selbst dem Tod verfällst. Nimmer will ich hier mehr weilen, Wenn des Hügels Grab dich deckt. Wenn das Auge du geschlossen, Sterb' ich gleichen Tod mit dir, Daß das Band auch unsrer Liebe Uns im Tod umschlungen halt'. Den will ich im Tod nicht lassen, Der sich meine Lieb' erwarb, Der die Küsse meines Mundes Pflückte und die süßre Frucht. Dies Gelübde will ich halten, Wenn es Frauentreue giebt." — Diese Worte verliehen Hagbarth neuen Muth, daß er im Glück der Liebe seiner Todesgefahr völlig vergaß. Aber schon hatten ihn die Mägde verrathen. Von Sigars Knechten hart bedrängt, vertheidigte er sich lange in entschlossenem Kampf und schlug viele zu Boden. Zuletzt wurde er jedoch gefesselt und in das Thing geführt, um hier sein Urtheil zu empfangen. Die Meisten forderten seinen Tod für solche Uebelthat. Nur Bilvis gab mit einigen Anderen den Rath, man solle lieber seine kräftige Hülfe benutzen, als mit Grausamkeit gegen ihn verfahren. Dagegen erhob sich Bölvis: „Wie könne Sigar den verschonen, der ihm seine beiden Söhne getödtet, der ihm seine Tochter geraubt?" So wurde Hagbarth zum Tode verurtheilt und der Pfahl errichtet, an dem er hängen sollte. Als er fortgeführt wurde, reichte ihm die Königin einen Becher, daß er seinen Durst stillen sollte, mit solchem Drohwort: „Jetzt, du frecher Hagbarth, Den das ganze Thing Zu dem Tod verurtheilt, Nimm den Becher hier, Deinen Durst zu stillen, Dir als Todestrank. Wenn du dann getrunken, Fährst zur Hel du hin, Zu dem dunklen Reiche, Utgardlokis Sitz. Gieb den Leib dem Galgen, Gieb der Hel den Geist." Der Jüngling

ergriff den dargebotenen Becher und gab zur Antwort: „Mit der Hand, die jetzt den Trank nimmt, Schlug ich einstmals deine Kinder. Diese sind vorangegangen. Mir den Weg zur dunklen Tiefe. Diese Hand, sie ward genetzet Mit dem Blute deines Leibes. Du verruchtes Weib, gedenke, Unglückselge, kinderlose Mutter, jetzt gedenke dessen. Keine Zeit wird wieder bringen Aus dem Tod dir deine Kinder." — Dann warf er der Königin den Becher zurück, ihr Antlitz mit dem verschütteten Weine bespritzend.

Inzwischen hatte Signe ihre klagenden Dienerinnen gefragt, ob sie ihr eigenes Loos mit ihr theilen wollten. Sie bejahten dies und gelobten es. Dann sprach sie von Thränen benetzt: „Nun wohlan, ich bin entschlossen, dem auch in den Tod folgen, der mich zu seinem Ehgemahl gehabt," und gebietet, sobald von der Warte das Zeichen seines Todes gegeben, ihr Hochzeitshaus in Brand zu stecken und dann an den aus ihren Kleidern bereiteten Stricken sich zu erhängen. Auf ihre Zustimmung trinkt sie ihnen selbst den Todesbecher vor. Hierauf wird Hagbarth auf den später nach ihm genannten Berg zum Tode geführt. Um aber die Treue seiner Geliebten zu erproben, ließ er erst seinen Mantel von den Schergen des Königs aufhängen, unter dem Vorwand, als ob er an diesem Abbild seiner Todesstrafe noch erst seine Freude haben wolle. Sobald der Wächter von der Warte den hoch im Winde flatternden Mantel erblickt, verkündigte er den im Hofe versammelten Mädchen den Tod Hagbarths. Sogleich wird die Königsburg angezündet und alle mit der Signe erfüllen ihr Gelübde. Da rief auch Hagbarth, als er die Burg und das ihm bekannte Schlafgemach in Flammen sah, freudigen Muthes die Umstehenden auf, seinen Tod zu beschleunigen: „Nun wohlan, so macht euch fertig, Daß ich in die Luft gehoben, Dir, geliebte Gattin, folge, In den süßen Tod dir nach. Schon seh ich die Burg in Flammen, Seh erfüllt, was du versprochen, Wie du Tod und Leben theilst. Nun, im Tod sind wir verbunden, Unsere Liebe stirbt nicht mit. Glücklich, daß ich dich gefunden, Jetzt, nachdem ich dich erworben, Geh zur Hel ich nicht allein. Durch den Tod hab ich dich wieder, Unser Schmerz ist ausgetilgt. Alle Welt wird

einst uns preisen, Wie in Treue wir verbunden, Fanden in dem Tode Ruh." — So gewann er seinen Tod durch der Henker Hand, aber sein Gedächtniß ist erhalten durch all die Stätten, welche im Lande vielfach Kunde von ihm geben.

Als der nun doch noch übrige Hamunds Sohn, Hako, das Geschehene hörte, kam er aus Schottland nach Dänemark zurück, um für seine Brüder Rache zu nehmen. Aber Wigers Sohn, Hako aus Seeland, und Starkather, die ihn bis dahin nach Regnalds Tod begleitet, wollten ihm zu solchem Werk gegen die Dänen nicht folgen und verließen ihn. Hako geht darum im Haervigbusen mit seinen Schiffen vor Anker, schifft sein Heer aus und stellt es bei Kallundborg in Schlachtordnung auf. Er hatte sein Heer dreifach getheilt und ließ die Schiffe dem Heer zur Hülfe den Susefluß hinansegeln. Er selbst zieht mit dem übrigen Theil heimlich durch den Wald heran. Damit aber seinen Soldaten, wenn sie aus dem Walde in die Ebene rückten, der Schutz der Bäume nicht fehle, ließ er von ihnen Zweige abschlagen und in den Händen tragen. Außerdem gebot er ihnen, um beim Eilmarsch nicht belästigt zu werden, auch einen Theil ihrer Kleider sammt den Schwertscheiden wegzuwerfen und die bloßen Schwerter zu tragen: wovon der Berg und die Furth ihren Namen erhalten haben. Auf solche Weise täuschte er durch sein nächtliches Vorrücken zwei Reihen der Wachtposten. Als er aber zur dritten Wache gekommen war, eilte ein Kundschafter, welcher die ungewöhnliche Erscheinung gesehen, zum Schlafgemach des Sigar: er bringe Kunde von etwas Unerhörtem; denn er habe Zweige und Strauchwerk nach Art der Menschen auf dem Felde wandeln sehen. Als dann der König auf die Frage, wie lange des Waldes Ankunft noch ausstehe, erfahren hatte, daß sie nahe sei, erklärte er, daß ihm durch diese wunderbare Erscheinung sein Tod verkündigt werde. Davon wurde später ein Sumpf mit unten abgehauenem Strauchwerk Helkiar, Todtensumpf, genannt. Er verließ darum die enge Eingeschlossenheit des Ortes fürchtend, die Stadt, um in einer weiteren Ebene die Feinde zum Kampfe zu erwarten. Es kam bei Valbrunna (Leichenbrunnen) zur Schlacht, in welcher der König von den Hufen zertreten, seinen Tod fand. Hako ließ sich dagegen durch

seinen Sieg zu solcher Grausamkeit verleiten, daß er weder Frauen noch Kinder verschonte, sondern alles niedermetzelte.

Kaum hatte dies Sigars Sohn, Sivald, gehört, der bis dahin unthätig am väterlichen Heerd gesessen, als er, um an Hako Rache zu nehmen, ein Heer sammelte. Hako ward durch die Menge der Feinde erschreckt. Er zog sich darum mit dem dritten Theil seines Heeres auf seine Flotte zurück und segelte zur See fort. Sein Gefährte Hako, der Stolze (hinn hugprudi), dagegen blieb bei dem übrigen Theil des Heeres muthig zurück und lagerte bei Axelsted. Aber die Dänen vergaßen ihren König nicht, sondern kamen zahlreich dem Sivald zu Hülfe, daß auch Frauen am Kampfe theilnahmen. So kämpften Hako und Sivald zwei Tage lang in blutiger Schlacht. Beide Heerführer fielen; die Dänen trugen jedoch den Sieg davon. In der nächsten Nacht kam endlich die Flotte beim Susefluß an. In der Morgendämmerung errichten die Schiffer ihrem Führer einen gewaltigen Leichenhügel, werden aber vom Borkar, der grade mit seiner Reiterei aus Schonen dazu kam, zum großen Theil erschlagen. Derselbe rüstet eilig zwei Schiffe aus, den Hamundssohn zu verfolgen; aber es gelingt dem Hako mit drei Schiffen nach Schottland zu entkommen, wo er nach zwei Jahren stirbt.

Durch solche Kriegsunfälle war das dänische Königshaus soweit ausgestorben, daß niemand aus demselben übrig war, als Alfs Tochter und Sigars Nichte, Guritha allein. Die Dänen erwählen darum von den Häuptlingen aus dem Volk den Ostmar zum Fylkekönig von Schonen, Hunding von Seeland, Hano von Fünen, Körich und Hather von Jütland.

König Gunnar von Schweden bekämpft in dieser Zeit Norwegen aufs grausamste mit Feuer und Schwert und setzt zuletzt zum König des Landes einen Hund ein, dem alle bei Leibesstrafe mit Unterwürfigkeit dienen mußten. Da nun der König der Norweger, Regnald, in seinem hohen Alter von solcher Grausamkeit hörte, verschloß er seine Tochter Drota mit allen Schätzen und Waffen in einer unterirdischen Höhle und fiel dann ohnmächtig dem gewaltigen Feinde gegenüber im Kampfe. Gunnar hatte von dem Versteck der Drota gehört. Er suchte und fand

sie endlich auf, nachdem er ihre Diener, die ihm den Zugang wehren wollten, getödtet hatte. Drota wurde mit ihren Schätzen aus der Höhle hervorgezogen; nur die Schwerter ihres Vaters hatte sie tiefer verborgen. Vom Gunnar überwältigt, gebar sie den Hildiger. Da dieser den Vater noch an Grausamkeit übertraf, wurde er von Gunnar des Landes verwiesen. König Alver in Schweden nahm ihn bei sich auf und gab ihm ein Gebiet, in welchem er seine Grausamkeit fortsetzte.

Kaum aber hatte Borkar erfahren, daß Gunnar sich mit Gewalt der Tochter Regnalds bemächtigt hatte, so beraubte er ihn der Gattin und des Lebens und vermählte sich dann selbst mit der Drota. Ihr Sohn war Haldan, der in seiner frühern Jugend für dumm gehalten wurde (cuius iuventae initia stoliditatis opinione referta fuere), später aber durch die glänzendsten Waffenthaten sich großen Ruhm erwarb. Als Jüngling hatte er einen berühmten Kämpfer, der ihm bei seinem kindlichen Spiel eine Ohrfeige gegeben, mit der eigenen Waffe erschlagen, so daß er statt der früheren Verachtung bald hohe Ehre gewann. Damals bedrängte der Ruthenen Viking Rötho unser Vaterland durch seine Raubzüge aufs grausamste. Die Gefangenen wurden ihrer Kleider beraubt, der eine Fuß an den Boden, der andere an herabgebogene Bäume gebunden, daß sie durch Aufschnellen auseinander gerissen wurden. Hano von Fünen griff ihn zu Schiffe an, mußte aber, nur mit einem Begleiter, die Flucht ergreifen: wovon das Sprichwort kam, daß der Hahn im eignen Hause am gewaltigsten ist. Hierauf warf sich Borkar dem Rötho entgegen. Es war ein harter Kampf, und beide Führer kamen um. Auch Haldan hatte in diesem Kampf schwere Wunden erhalten, von denen er nur langsam sich erholte. Besonders eine klaffende Wunde am Munde wollte nicht heilen, daß er davon eine arg entstellende Narbe behielt und einen wenig ehrenden Beinamen, wohl Thräll oder Knecht, hatte.

Guritha also, welche allein vom Königsgeschlecht in Dänemark übrig geblieben war, wollte lieber einsam bleiben, als sich unter ihrem Stande vermählen. Darum ließ sie sich in ihrem Schlafgemach durch eine Kämpferschaar bewachen. Einst kam Haldan, als die Kämpen grade abwesend waren, deren Bruder

er in seiner Jugend getödtet, zu ihr und sagte, daß sie von ihrer großen Keuschheit ablassen und sich der Liebe weihen müsse, um durch ihre Vermählung die unsichere Herrschaft im Lande zu befestigen: er selber sei durch vornehme Geburt geehrt, wenn sie ihn zu ihrem Gemahl erwählen wolle. Guritha erwiedert: „Ich kann mich nicht entschließen, weil ich hier allein vom königlichen Geschlecht noch übrig bin, mich mit einem Mann von niedrigerer Abkunft zu verbinden." Auch erinnert sie ihn an die Entstellung seines Angesichts. „Nun wohlan, ich werde nicht eher wiederkehren, als bis ich beide Mängel durch Waffenruhm verdunkelt habe. Ich bitte nur um das Eine, daß du keinem andern deine Hand reichen wollest, ehe du sichere Kunde von meiner Rückkehr oder meinem Tode erhalten hast." Sobald aber jene Kämpen sahen, daß der, welcher einst ihren Bruder erschlagen, jetzt mit ihrer Königin geredet, versuchen sie ihn bei seinem Fortgehen auf ihren Rossen einzuholen. Kaum hatte Haldan dies bemerkt, als er seinen Begleitern gebot, sich zurückzuziehen, da er jene Kämpen allein bestehen wolle: Guritha solle nicht erfahren, daß er aus Furcht sich irgend welchem Kampf entzogen habe. Dann schnitt er sich eine Eiche ab, die er zu einer Keule formte, und erschlug sie, alle zwölf allein im Kampfe bestehend. Aber damit nicht zufrieden, ließ er sich, um noch größere Thaten zu verrichten, von seiner Mutter die alten Schwerter seines Vaters geben: das eine Liusing, das andere von dem Glanz der zusammengeschweißten Schärfe Hviting genannt. Sobald er erfahren, daß zwischen dem König Alver von Schweden und den Ruthenen ein Krieg entbrannt sei, zog er sogleich nach Rußland und wird, als er den Bewohnern seine Hülfe anbietet, von allen mit großen Ehren empfangen. Nicht fern davon lagerte Alver, dessen Kämpfer Hildiger, Gunnars Sohn, die Streiter der Ruthenen zum Zweikampf herausforderte. Als sich nun Haldan zum Kampf erbot, wollte Hildiger nicht mit dem sogleich von ihm erkannten Bruder kämpfen, sondern erklärte, daß er, nachdem er bereits siebzig Kämpfer erschlagen, mit einem so unbekannten Menschen sich in keinen Streit einlasse. Das that er jedoch nur, um sich nicht mit Bruderblut zu beflecken, weil er der entschlossenste

Streiter war und dazu die Kunst verstand, durch Zauberrunen das Schwert zu stumpfen. Sonst wußte er wohl, daß sein Vater, Gunnar, von Haldans Vater, Borkar, erschlagen war. Haldan forderte also einen andern gewaltigen Kämpen heraus und tödtete ihn, daß er bald von Allen, selbst von den Feinden, wegen seines Sieges einstimmig als der Tapferste anerkannt wurde. Am folgenden Tage forderte er zwei heraus und tödtete beide. Am dritten Tage überwand er drei zusammen und so fort bis acht und dann elf zugleich an einem Tage. Da konnte Hildiger dem nicht länger den Kampf versagen, der ihn an Thatenruhm erreicht hatte. Beide Brüder treten sich einander gegenüber; aber bald erhielt Hildiger vom Haldan, welcher sein Schwert, den Zauber zu hindern, mit Tüchern (obducto panniculis ferro) umwickelt hatte, die Todeswunde. Da warf er seine Waffen fort und sprach am Boden liegend zu seinem Bruder Haldan: „Laß in Wechselrede kürzen Uns die Zeit, die uns noch bleibt. Wo das Schwert zur Ruh gekommen, Spricht das Herz sich besser aus. Zeit ist da, denn unser Beider Schicksal ist verschiedner Art. Ich erlieg' dem Tod jetzt eben, Du lebst fort zu größerm Ruhm. Dich hat Dänemark geboren, Schwedens Land war Heimath mir; Aber Drot war unser Beider Einzge Mutter, dir und mir. Und ihr frommer Sproß, der wagt es Zu bestehn den Bruderkampf, Daß ein Bruder hier dem andern In dem Streit um höhern Ruhm Muß die Todeswunde schlagen: Sieg und Tod, ein gleich Geschick. Sieh, mein Schild lehnt mir zu Häupten, Der im Glanz des Frühlings strahlt Und in wunderbarem Spiegel Dir wird zeigen Feld auf Feld Das Gemälde meiner Thaten, Welche Kämpfer ich erschlagen, Welche Kriege ich vollendet, Welche Werke ich vollbracht. Aber in der Mitte leuchtet, Schönster Arbeit Meisterwerk, Dir das Bild von meinem Sohne: Er, des Vaters einzge Freude, Er, der Mutter einzger Trost. Doch das rauhe Schicksal nahm mir Alles, was mir theuer war: Meine eigne Hand zerschnitt ihm Seines kurzen Frühlings Lauf. Nun muß ich in Gram vertrauern Mein elendes Lebensloos. Denn was einst das Schicksal brachte, Was die Nornen einst gewebt, Kann sich nimmer rückwärts wenden, Kehrt auf Erden nie sich um." — Haldan machte

ihm Vorwürfe, daß er so spät ihre brüderliche Verwandtschaft aufgedeckt, aber dieser rechtfertigt sich damit, daß er sich dem Kampf nicht hätte entziehen können, um nicht feig zu erscheinen, daß er aber zuerst nicht kämpfen wollte, um sich nicht an seinem Bruder zu vergreifen. Mit diesen Worten stirbt er.

Inzwischen hatte sich bei den Dänen das Gerücht verbreitet, Haldan wäre vom Hildiger erschlagen worden. Als nun Guritha damals grade von einem hochangesehenen sächsischen Häuptling Sivar, dem sie jedoch den Haldan weit vorzog, zur Ehe gefordert wurde, stellte sie ihrem Freier die Bedingung, er solle die Vermählung nicht eher beanspruchen, ehe er das zerstückelte Dänenreich wieder vereinigt und ihr mit Waffengewalt zurückgegeben hätte. Sivar versuchte dies vergebens, aber weil er alle Schiedsrichter mit Gold bestochen, wurde ihm endlich die Vermählung zugestanden. Kaum hatte Haldan dies in Rußland durch Handelsleute erfahren, als er seine Seefahrt so sehr beschleunigte, daß er noch vor der Hochzeit eintraf. Am ersten Tage derselben ging er zur Königsburg, nachdem er seinen Begleitern geboten, sich nicht eher von den angewiesenen Posten zu entfernen, ehe sie aus der Ferne Schwertergeklirr gehört hätten. Im Saale trat er dann von den Gästen nicht erkannt, an die Jungfrau heran und sprach zu ihr, um nicht von Allen verstanden zu werden, in dunklen Runen: „Meines Vaters Reich verließ ich Ohne Furcht vor Weiberlist. Denn im Kampf bestand ich einen, Dann zusammen zwei und drei Und so weiter bis zu achten, Daß zuletzt ich elf erschlug. Doch vom Makel einst behaftet, Glaubte ich der Treue Leichtsinn, Unsres Spruchs Verlockung nicht." — Guritha drauf: „Beim unsichern Lauf der Dinge War das Herz mir sorgenvoll, War erfüllt von bangem Zweifel. Das Gerücht so schnell, wie unstät Ließ im Wechsel der Berichte Mein Gemüth von Angst nicht frei. In der Blüthe deines Lebens Glaubt ich dich vom Schwert gefällt. Konnt ich da noch widerstreben Ganz allein nur den Berathern, Die mich jetzt nicht zaudern hießen, Die Vermählung jetzt zu wählen? Doch die Liebe ist dieselbe, Die ich einst dir hab' versprochen: Mein Verlöbniß hielt ich treulich, Und ich werd' es immer halten." — Eben hatte die Jungfrau ihre

Worte geendet, als auch schon der sächsische Freier von Haldans Hand erschlagen, am Boden lag. Zugleich wurde der größte Theil der Gäste von seinem Schwert getödtet. Als sich dann die Sachsen aus ihrer Trunkenheit allmählich gegen ihn erhoben, wurden sie von seinen herbeigekommenen Dienern umgebracht. So gelangte Halban in den Besitz seiner Guritha. Da sie ihm nun lange keine Kinder brachte und er großes Verlangen darnach hatte, ging er nach Upsala, um Odhins Wahrspruch zu erfahren. Er erhielt die Antwort, daß er sich erst von seinem Brudermorde sühnen müsse. Als dies geschehen, ward sein Wunsch erfüllt. Guritha gebar ihm einen Sohn, den er Harald nannte. Sobald dieser erwachsen war, suchte er die getheilte Königsherrschaft in Dänemark wieder herzustellen und zog zuerst gegen den vielberühmten Kämpfer Wesete in Seeland. Aber er fiel, während die Genossen die Flucht ergriffen, tapfer kämpfend in der Schlacht. Seine Mutter Guritha hatte aus Liebe zu ihrem Sohne in Manneskleidung an der Schlacht theilgenommen. Als sie nun denselben fallen sah, trug sie ihn auf ihren Schultern zu einem nahen Walde. Die Feinde konnten vor Ermüdung nicht folgen, aber einer traf doch seine Backen mit dem Speer, daß dem Harald durch der Mutter Hülfe mit der Rettung zugleich auch Schmach widerfuhr (wie früher dem Hildegisel).

Harald übertraf an Schönheit und Größe all seine Altersgenossen und, weil er durch Odhins Wahrspruch geboren war, stand er bei demselben in solcher Gunst, daß ihn kein Eisen verletzen konnte und alle Geschosse gegen ihn wirkungslos blieben. Dafür versprach er dem Odhin alle Seelen derer, die er mit seinem Schwerte traf. Seinen Vater zu ehren, ließ er all dessen Thaten durch Künstler mit Runen in einen Felsen bei Bleking eingraben. Kaum hatte er aber gehört, daß Wesete in Schonen sein Hochzeitsfest feiere, als er in Bettlers Tracht ebendort hinging und dann, sobald das nächtliche Gelage zu Ende war und alle von Wein und Schlaf trunken waren, das Hochzeitsgemach mit dem Gebälk einstürzte. Wesete traf jedoch Haralds Mund mit einer Keule so, daß er ohne weitere Wunde ihm zwei Zähne ausschlug, an deren Stelle später zwei Backzähne wuchsen, wovon er den Namen Hildetand erhielt. Nach-

dem Wesete dort getödtet, erhielt Harald die Herrschaft von Schonen. Hierauf bekämpfte er den Hather in Jütland, dessen Fall Hathersleb bezeichnet. Als er dann Hunding und Rörik überwunden, bemächtigt er sich Lethras, so daß er die früher getheilte Herrschaft von Dänemark wieder vereinigte. Auf die Nachricht, daß der Wikarer König Asmund von seiner ältern Schwester der Herrschaft beraubt werde, fährt er, während beide noch im Kriege sind, mit einem Schiff nach Norwegen dem Asmund zur Hülfe. Ohne Waffenrüstung tritt er hier im Kampf, nur mit einem Purpurkleide, das Haupt mit einer goldnen Krone geschmückt, dem Feind entgegen. Aber alle auf ihn geschleuderten Geschosse blieben wirkungslos. Als dann Alle gegen ihn anstürmten, tödtete er sie mit dem Schwert oder trieb sie in die Flucht. So gab er dem Asmund, nachdem er dessen Schwester getödtet, das Reich zurück. Für sich wollte er keinen andern Siegespreis als nur den Ruhm. — Inzwischen war der Schwedenkonig Alver gestorben und hatte drei Söhne, Olav, Ingo und Ingeld, hinterlassen. Ingo begnügte sich nicht mit der väterlichen Herrschaft und kündigte den Dänen den Krieg an. Da nun Harald des Kampfes Ausgang erforschen wollte, begegnete ihm ein riesiggroßer, einäugiger Alter, in einen schmutzigen Mantel gehüllt. Der gab sich ihm als Odhin zu erkennen und belehrte ihn über die dreigetheilte keilförmige Heeresaufstellung. So kam er dem Ingo und Olav in Schweden zuvor und überwältigte sie im Kampfe. Ihren Bruder Ingeld, der wegen Krankheit um Waffenstillstand gebeten, später aber den Kampf immer wieder erneuerte, nahm er zuletzt als Bundesgenossen an. Dem Olav von Throndheim hilft er wie früher dem Asmund im Kampf gegen die Schildjungfrauen Sticla und Rusila. So unterwirft er sich alle Lande, auch das Slavenland mit den Häuptlingen Duc und Dal, die am Rhein wohnenden Völker, Britannien und selbst Aquitanien, daß er überall als Herrscher zu Wasser und zu Lande gefürchtet war.

Inzwischen war in Schweden König Ingeld gestorben und hatte einen kleinen Sohn von Haralds Schwester zurückgelassen. Harald gab ihm Vormünder und setzte ihn über sein väterliches Reich. Funfzig Jahre herrschte Harald jetzt in Frieden. Damit

aber seine Krieger nicht des Kampfes sich entwöhnten, mußten sie Fechtübungen halten und die Kriegskunst lernen. Einige von ihnen brachten es so weit, daß sie unfehlbar des Gegners Augenbraue mit dem Schlage trafen, zuckte aber jemand vor dem Hiebe, so mußte er den Hof verlassen und unter den Söldnern dienen. — Wir übergehen Olos Thaten, der später an seines Oheims Harald Stelle König von Dänemark geworden sein sollte. — König Harald hatte einen weisen Rathgeber Bruno, der ihm überall zur Seite stand und besonders auch alle geheimen Botschaften zwischen Harald und seinem Neffen Ring in Schweden vermittelte. Da nun Bruno einst auf der Reise in den Fluthen eines Stromes umgekommen war, kam Odhin unter Brunos Namen und Kleidung und wußte bald unter dem Schein der Botschaft das enge Freundschaftsband zwischen Harald und Ring zu erschüttern, ja in solche Zwietracht zu verkehren, daß nur noch der Krieg zwischen ihnen entscheiden konnte. Einige meinen, Harald habe in seinem hohen Alter den Krieg gesucht, nicht aus Neid oder Wettstreit, sondern um ruhmvoll im Kampfe zu fallen. Sieben Jahre wurde von beiden Seiten zum Kriege gerüstet, an welchem auf beiden Seiten die größten Helden jener Zeit theilgenommen haben sollten. So kam es zu der viel im Liede, in der Sage und selbst in der Sagengeschichte gefeierten Bravallaschlacht, in welcher die Schweden und Normannen unter König Ring den mit den Deutschen und Slaven verbündeten Dänen unter ihrem von Alter erblindeten König Harald gegenübergestellt werden. Beide Heere haben die dreigetheilte keilförmige Schlachtordnung. Beide Könige, Harald von seinem Streitwagen herab, ermuthigen ihre Schaaren. Es war ein gewaltiger Kampf wie zwischen Himmel und Erde, als ob das alte Chaos wiederkehren sollte. Endlich erkannte Harald an dem Getöse der Schlacht, daß der Sieg sich auf die Seite der Feinde lenke, und fragte den Bruno, der verrätherisch die Stelle eines Wagenlenkers auf seinem Sichelwagen vertrat, was für eine Schlachtordnung sich der Feind erwählt. Dieser entgegnete lächelnd, er habe mit der Halbmondform gekämpft. Da fing der König an zu zittern und zu fragen, von wem denn Ring das Geheimniß dieser Schlachtform gelernt, da Odhin allein der Erfinder und

der Lehrer derselben gewesen und er selbst sie niemand verrathen habe. Als Bruno schwieg, da kam dem König der Gedanke, daß dies Odhin selbst sei, der einst ihm wohlgewogen, jetzt sich nur, entweder ihm Hülfe zu bringen oder zu versagen, in Brunos Gestalt gehüllt habe. Er bittet ihn dringend, auch jetzt zum letzten Male ihm zu helfen und damit seine frühern Wohlthaten zu krönen: er wolle ihm auch alle Seelen der Erschlagenen weihen. Doch Bruno ließ sich nicht bewegen, sondern stürzte vielmehr den König vom Wagen, entriß ihm seine Keule und zerschmetterte ihm, den das Eisen nicht verletzen konnte, so das Haupt mit seiner eigenen Waffe. Rings um den Wagen des Königs lag hochaufgehäuft die Menge der Erschlagenen, da in Rings Heer gegen 12,000, in Haralds Heer gegen 30,000 Edlinge getödtet sein sollten. Sobald König Ring den Tod des Königs erfahren, ließ er dem Kampfe Einhalt thun, machte Frieden mit den Dänen und ehrte den König durch ein herrliches Grabmal. Sein eigenes Roß ließ er vor Haralds Wagen spannen und mit goldenem Sattel schmücken unter dem Gebet, daß Harald auf diesem Roß seinen erschlagenen Kämpfern voran den Weg nach Valhalla voraufgehe und dort beim Odhin für Freund und Feind eine freundliche Stätte erbitte. Dann errichtet er ihm einen Grabhügel und fordert die Dänen auf, ihres Königs vergoldetes Schiff in die Flamme des Scheiterhaufens zu stürzen, den Edlingen gebietend, während die Flamme den Leichnam verzehrte, ringsum alle zu ermahnen, ihre Waffen, ihr Gold und allen Reichthum für ihren großen König der Flamme zu opfern. Seine Asche wurde in eine Urne gesammelt und zu Lethra mit dem Roß und den Waffen des Königs nach königlicher Sitte beigesetzt, durch welches Alles sich König Ring die Herzen aller Dänen gewann. Das war das Ende des Dänenkönigs Harald Hildetand, des Sohnes der Guritha, nach Saxos Darstellung, die wir in einzelnen Zügen, soweit es unsre Betrachtung fordert, noch aus andern Berichten zu ergänzen haben.

Es fragt sich nun für uns, welcher mythische Gehalt diesem eng in einander verschlungenen, zum Theil in gewissen Parallelen sich wiederholenden Sagenkreis zu Grunde liegt, wie auch hier die ursprünglichen Naturvorgänge in anthropomorphi-

scher Umbildung und historisirender Gestaltung allmählich in Fleisch und Blut, in geschichtliches Leben übergegangen sind Die Grundzüge sind auch hier nur mit wechselnden Namen und verschiedenen geographischen und geschichtlichen Anknüpfungen im Wesentlichen überall dieselben. Abweichend ist eigentlich nur eine bestimmte Form der Culturentwickelung, welche mehr oder weniger in dieser Sagenreihe mit einer gewissen Vorliebe berücksichtigt wird, nämlich der allmähliche Fortschritt der sowohl in der Kampfesart als in der Aufstellung des Heeres begründeten kunstmäßigen Kriegführung, welche von dem Kampf aus dem Hinterhalt, in dem Engpaß mit dem Steingeröll des Biarggram, auf den nächtlichen Waldpfaden durch die Vorpostenkette, zum Theil auch durch die Flotte gedeckt, mit der eingehend beschriebenen, in der Bravallaschlacht so entscheidenden keilförmigen Schlachtordnung des Odhin-Hildetand als des auch ohne Waffenrüstung alle Feinde einzeln oder gesammt, wie alle Reihen zu Fuß oder zu Roß oder im Sichelwagen durchbrechenden Kriegszahns gewissermaßen ihren Abschluß findet. Um nun der sonst nothwendigen Wiederholung in der Ausführung desselben Grundgedankens zu entgehen, stellen wir gleich die je verwandten, zu einander gehörigen Züge aus den einzelnen Sagen zusammen. Uns war es in dem bisherigen Zusammenhang zunächst darum zu thun, das mythische Charakterbild der Guritha in ihrer Verbindung mit der Gro weiter auszuführen. Diese zieht also zuerst unsre Aufmerksamkeit auf sich. Haben wir die Gro als Göttin des Wachsthums zur Winterzeit wie die Idunna und Fulla in des unterweltlichen Todesgottes Gewalt gefunden, die mit der Erdgöttin selbst als deren besondere Lebenskraft von dem neugeborenen Sonnengott, als welchen wir den Odhin-Gram erkannt, erst erlöst werden mußte, so wird uns in unserer Sage ihre enge Verbindung mit der Alvilda und Guritha ebenso leicht, wie mit der Signe dieser und der früheren Sage klar und verständlich. Denn wenn Saxo I, 33 weiter erzählt, daß Odhin-Gram nach andern Siegen beim Anblick der schönen Tochter des Finnenkönigs Sumblus, Signe, aus einem Feind des Vaters ein Freier der Tochter geworden, daß er aber im Kriege mit Svibdager von Norwegen die Braut zu verlieren in Gefahr kam, da

der falsche Vater sie in seiner Abwesenheit dem sächsischen König Heinrich, der hier ganz die Stelle des sächsischen Fürsten Sivar in unserer Sage vertritt, verlobt hatte; daß er auf diese Nachricht nach Finnland als dem historischen Jotunheim, wie hier nach Seeland, eilte und bei der eben gefeierten Hochzeit in ärmlichster Kleidung an dem niedrigsten Platz unter die Gäste sich setzte, indem er sich für einen Heilkünstler ausgab; daß er dann, als alle vom Wein trunken geworden, der Jungfrau in einem fast ganz den vom Haldan an Guritha gerichteten Worten ähnlichen Liede ihre Unbeständigkeit vorhielt, bis er vom Sitze aufspringend den sächsischen Brautwerber mit einer großen Anzahl von Gästen tödtet und die Signe als seine Gemahlin heimführt; daß er schließlich zugleich mit der Gro und der Signe oder vielmehr mit der Gro-Signe vermählt, von ihr den Guthorm und Hading erzeugt, obwohl er nach der ihm anhaftenden winterlichen Natur vom Svibdager, der siegreich an seine Stelle tritt, unterliegen muß, so finden wir hier nur die Erdgöttin wie als Menglada, so als Gro-Guritha wieder, wie sie dort vom Gram-Svipdager, hier vom Alf-Haldan und Hagbarth-Hakon aus des unterweltlichen Gottes Gewalt und Reich errettet wird. Ja, sie ist in ihrer Doppelnatur, wie Demeter, als Alt und Jung zugleich Mutter und Tochter Signe-Alvilde, Guritha-Gro und darum zugleich Mutter und Geliebte des Sohnes und des Geliebten. Ganz besonders sinnig und zart wird nun ihr Wesen als zur Winterzeit trauernde Erd- und Lichtgöttin, ganz wie bei den Griechen die klagende, unstät umherirrende, suchende Demeter, in der Edda die vom sommerlichen Lebensbaum herabgesunkene, im tiefsten Winterelend und Seelenschmerz trauernde Idunna, aufgefaßt und dem geschichtlichen Bilde der Göttin angepaßt. Wie von der Mittsommerzeit an der geliebte Sonnengott die Göttin, Odr die Freia, verläßt auf ferner Fahrt, daß diese ihm nachweint und sich gar nicht trösten kann, so wandelt sich dies Verhältniß, wenn er zur Mittwinterzeit zu der trauernden Erd- und Lichtgöttin wiederkehrt, wie hier Ebbos Sohn Othar-Odhin zur Freia-Syritha, Gunnar-Borkar zur Drota-Gro oder Alf-Thor zur Alvilda-Thorhilda, auch Haldan-Odhin zur Guritha-Sigrid. Sie ruht als Drota in tiefster Selbstzurückgezogenheit, mit ihrem

Leben, ihren Schätzen, ihrem Sonnenlicht und Sonnenschwert zur Winterzeit tief in der Erde, in der finstern Berghöhle, unter dem hochaufgeworfenen Grabhügel Aller Augen verborgen; als Alvilda nur von den winterlichen Thieren, dem Drachen und der Schlange, behütet oder von den winterlichen Mächten, wie durch eine Leibwache von riesigen Kämpfern, gegen allen Zugang bewahrt. Diese winterliche Verborgenheit wird ihr nun als Schamhaftigkeit gedeutet, weil sie jetzt von keiner Mannesliebe etwas wissen will. Sie hat ihr Auge unbeweglich starr zu Boden geheftet oder mit dem Mantel ihr Antlitz tief verhüllt, um keinem Manne Anlaß zur Liebe zu geben, oder doch nur endlich dann der neuen Liebe ihren keuschen Busen zu öffnen, wenn es einer vermöchte, sobald das Sonnenlicht gen Norden ganz herabgebrannt, sie zum Aufschlagen ihrer schamhaft gesenkten Augen zu vermögen. Ja, selbst nach der Mittwinterzeit trauert sie als Erdgöttin noch fort, unbewegt und starr. Und doch sind es jetzt zwei gar verschiedene Mächte, die mit ihrer Liebe sie umwerben. Schon ist der erneuerte Sonnenjüngling als Othar zu ihr zurückgewandt und wirbt noch lange vergebens um ihre Liebe; schon hat er durch alle winterliche Gefahr als Alf den Zugang gefunden und die winterlichen Thiere, die winterlichen Wächter und Riesenmächte erschlagen, aber er findet kein Gehör, da das Alte, die winterliche Göttin als Mutter vor der schon sich regenden Jugend noch den Sieg behält; schon hat er als Gunnar den Grabhügel geöffnet, ist zu ihr mit Gewalt hindurchgedrungen, aber es ist noch nicht die rechte Zeit, noch nicht die rechte Vermählung, wo noch beide mit der finstern Winternatur behaftet sind; ja schon hat auch Haldan-Odhin zur Guritha den Zugang gewonnen trotz der Wächter in Jotunheim, deren Bruder er, wie Harald-Hildetand den Wesete, bereits in der kaum erwachten Jugendkraft erlegt, aber diesem gleich von seiner klaffenden winterlichen Todeswunde wie Thor noch nicht geheilt, genügt er noch nicht, da er jetzt im Winter noch nicht schönes und nicht königliches Ansehn genug hat, die Erde ganz in seine Gewalt zu bringen, sie sich völlig und ebenbürtig zu vermählen. Sie können und werden alle wiederkommen, sich der schönen, spröden, stolzen Jungfrau noch mehr zu nähern, noch würdiger

zu zeigen, aber es war jetzt zur Julzeit und während des Winters für die Vermählung noch zu früh: der Wintergott selbst hatte sie noch in seiner starken Gewalt.

Wir finden in diesem Zusammenhang wieder bestätigt, daß die ursprünglich eine Gottheit auch nach der menschlichgeschlechtlichen Trennung in Gott und Göttin doch vielfach noch zugleich als Mann und Weib erscheint, nach ihrer Doppelnatur sich bald in männliche, bald in weibliche Gestalt kleidet. Saxo muß sich in seiner von ihm, wie oft, schon rationalisirten Erzählung selbst verbessern, wenn er erzählt, daß der Riese als Frau bei Syritha Einlaß und Vertrauen gewinnt, sie von der väterlichen Wohnung fortlockt und dann als Räuber mit sich in sein winterliches Reich, in die Tiefe des Berges entführt. Ursprünglich weilte freilich der Gott mit der Göttin eins oder vermählt, wie im Sommer in Asgard, im Winter als unterweltlicher Odhin in Utgard, aber seit der Auflösung dieser Einheit in ihre Gegensätze wurde der winterliche Gott und die winterliche Göttin wie um und mit einander in Liebe buhlend gedacht, ja es konnte, wie hier bei Gunnar und Drota, selbst die neue Vermählung noch den Charakter der winterlichen Natur an sich tragen, von Gewalt und Schrecken nnd Tod begleitet, bis an deren Statt die eigentliche Vermählung zur Osterzeit oder selbst erst als höchste Hochgezit zur Maienzeit gefeiert wurde. In diesem Lichte haben wir jetzt auch die im ganzen Norden länger als einen Zeitraum von tausend Jahren hochgefeierte, vielbesungene bis in den Tod getreue Liebe von Signe und Hagbarth oder Signild und Habor zu betrachten und zu beurtheilen.

Es ist freilich schon Frühlingszeit, aber die beiderseitigen Mächte des Winters und des Sommers liegen noch in hartem Wettstreit mit einander: der Kampf zwischen den Hamundssöhnen, Helvin, Hamund und Hagbarth, mit den jetzt winterlichen Sigarssöhnen, Alf und Algeir blieb noch unentschieden, daß es für eine Zeit zur Waffenruhe kam. Dennoch fand der im Sonnenlicht und im Sieg schon wachsende Hagbarth ohne Wissen der Brüder und des Vaters Zugang zur Sigarstochter, Signe, deren feierliche Liebe und Vermählung ihm zugesichert ward. Aber auch der winterliche Gott, der hier zu einem, als von je her und

namentlich auch bei Saxo von den Dänen angefeindet, deutschen oder, wie oben bei Gram und bei Haldan, sächsischen Fürsten gemacht wird, Hildegisel bewirbt sich trotz seiner Ruhmlosigkeit um Signes Liebe. Wir erkennen wie in einem klaren Spiegel aus unserer Sage das Frauenleben jener Heldenzeit, an welche diese Sage angeknüpft wird. Im Frauengemach bei kunstreicher, weiblicher Arbeit feiern und vergleichen die Frauen im Wechselgesang die Helden der Vorzeit und der Mitwelt. Signe weiß nur Manneswerth und Heldenkraft, nicht äußerliche Vorzüge zu schätzen und zieht ihren Hagbarth-Hako dem Hildegisel vor, nicht ungestraft. Der winterliche Gott führt, wo seine Zeit noch nicht vergangen ist, nur Böses im Schilde. Odhin selbst als winterlicher Gott erscheint als Unheilstifter oder Unheilrather, wie sonst als Bölverkr, so hier als Bölvis. Der eine Gott wird damit nicht nur von seinem eigenen Denken, wie Odhin von Mimir oder von den Raben Hugin und Munin, sondern von seinem guten und bösen Rath, wie in der Heldensage von Gibich und Sibich, unterschieden. (Es würde oben zu weit geführt haben, so nahe die Versuchung gelegt war, bei Buchi und Broder die für die Entwickelung der Sagengeschichte äußerst wichtige Ermanrichssage heranzuziehen. Aber das Eine möchte ich hier einschalten. Der bloße Umstand, daß die Entstehung der Doppelnatur Gibich-Sibich aus Buchi dem Norden angehört, ist von allem andern abgesehen ein ausreichender Beweis, daß die Ermanrichssage schon im vierten Jahrhundert von den Gothen des Nordens aus der vagina et officina gentium, aus Scandinavien nach Deutschland mitgebracht wurde.) Es kommt zu neuem Kampf zwischen Sigars und Hamunds Söhnen, daß zwei derselben von jenen und jene von dem kraftvoll zurückkehrenden Hagbarth erschlagen werden. Der kühne Sonnenheld, Hagbarth-Hako, mußte freilich Sieger bleiben, aber die winterliche Kraft war noch nicht völlig gebrochen. Der alte Sigar lebte noch, nachdem auch Hagbarths winterlicher Theil und Nebenbuhler Hildegisel mit Schmach und Spott aus dem Felde geschlagen war. Und daß der winterliche Sonnengott dem jugendlich verjüngten Helden noch nicht gewichen, den Sieg noch nicht eingeräumt, sollte sich bald erweisen, da auch Hagbarth jetzt noch wie Thor, Alf,

Haldan, Harald das Zeichen seiner winterlichen Dienstbarkeit an sich trägt und darum zur List, zur Verkleidung seine Zuflucht nehmen, als Kampfesmagd des Hako an Sigars Hof im winterlichen Reich erscheinen muß. Ganz wie Thor- oder Freir-Freia, hier als Sigar-Signe oder Hagbarth-Signe, als noch dienstbarer Kampfesgott-göttin zieht er nach Jotunheim, ja weilt er ursprünglich den Winter über in Jotunheim oder Utgard. Aber da der junge Gott schon feindlich an die Stelle des alten tritt und Gott und Göttin bereits getrennt gedacht werden, kommt nun Hagbarth, in solcher Verhüllung seine heimliche, noch winterliche und nächtliche Vermählung mit der Erdgöttin zu feiern. Wenn im dänischen Volkslied der Sonnenjüngling, ähnlich wie Chriemhild, im Winterschlafe träumt von seiner neuen Vermählung mit der Lichtgöttin im Himmel in einer schönen Stadt, bis er mit ihr auf die Wolken fällt, oder im schwedischen Volkslied, daß er sich mit der Erdgöttin im grünen Hain auf seinem runden Sonnenschild vermählt, bis eine schöne von den Vögeln besungene Rose im Hochsommer auf seinem Arm lief, und er dann auf den Rath der den Traum deutenden Mutter zur Elfentochter in die Bergestiefe geht oder eigentlich zur Erdmutter und Tochter hinabsteigt, so ist eben damit das Aufsuchen, die Vermählung mit der noch in des Winters Gewalt befindlichen Göttin angedeutet. Als Dienerin, wofür er sich selbst noch dienstbar ausgegeben, wird er denn zunächst auch an die Dienerinnen verwiesen. Aber auffallend ist sein Bad, wenn dabei nicht an die enge Verwandtschaft des hier noch winterlichen Lichtgottes mit dem Meergott zu denken ist, der aus dem Meer auftaucht λελουμένος Ὠκεανοῖο, wie bedeutsam auch beim winterlich verhüllten Odysseus das Bad für seine Erkennung ist. Es sind aber nicht nur die rauhen Füße und die harten Hände, sondern im Volkslied wie bei Thor-Freia die lichtschimmernden Augen, die bei den Mägden Verdacht erwecken und das durch die Verhüllung hindurchdringende Wesen des Lichtgottes erkennen lassen, so sehr auch Signe selbst es durch die Kampfesnatur der eben sonnenhaften Kriegsmaid, durch ihre Wege über den Ufersand, über das Meer und durch die Wälder, durch ihre Handhabung der Kriegswaffen, was alles eben recht die Lichtgottheit

kennzeichnet, zu beschönigen sucht. Im Volkslied reitet oder fährt zur See der Sonnenjüngling Hafbur zur Signild in wallenden Haaren und Jungfraukleidern, um als Erdgöttin aus einer winterlichen Kampfesgöttin zur blumenumhüllten Jungfrau zu werden, Rosen und Lilien nähen, den Blumenteppich weben zu lernen mit den Vögeln auf den Zweigen und den Thieren im Walde. Aber auch hier wird der dem winterlichen Reich Gefahr bringende Gott an seinen gewaltigen Zügen, die er aus dem Becher des Weltmeers schlürft, und von den scheinenden Augen, die wie die Sonne über den Sternen glänzt, erkannt. So ist nun die Lichtgottgöttin nach langer Trennung in heimlicher, seeliger Liebe verbunden und vermählt. Aber diese Ruhe ist noch nicht ungestört. Gefahr und Verrath umlagern sie. Der alte Wintergott fährt noch einmal gewaltig darein, daß Hagbarth aufgeschreckt, vergeblich das ihm noch einmal geraubte Sonnenschwert und den schützenden Panzer sucht. So sehr er sich wehrt und um sich schlägt, er wird noch einmal gefesselt, wie das Volkslied sagt, allein durch Signes Haar. Wohl macht sich dem Sigar-Bölvis gegenüber jetzt schon sein Widerpart Bilvis-Hagbarth geltend, aber noch nicht zum Siege. Er wird noch einmal zum Tode verurtheilt und hingeführt, um hoch in der Luft am Galgen erhenkt zu werden. Aber Signe, ihrem Lichtwesen nach mit ihm eins, läßt auch im Tode nicht von ihm, muß mit ihm gleiches Todes sterben. Und doch ist es nur der winterliche Lichtgott und Göttin, was an ihnen stirbt; die Winternatur, die sie jetzt in der Frühlingszeit von sich abstreifen, so daß darum der Winterpalast des alten Sigar jetzt mit ihnen in Flammen aufgeht, obwohl nach dem Volkslied der alte König zu spät, wie Kreon die Antigone und Hämon, so Signe und Hagbarth, die jetzt im Tode leben und lieben, retten möchte. In Wirklichkeit sind sie aus dem Wintertode jetzt zu neuem Leben erstanden und Hagbarth ist zum jugendlich siegreichen, aus dem Winterreich Utgard, hier, wie in der Amlethsage und auch sonst, als Schottland gedacht, zurückgekehrten Hakon geworden. Fragen wir aber, welche Bewandtniß es mit der eigenthümlichen Todesart des Hagbarth hat, so ist hierin ursprünglich, wie wir gesehn, nur der kindlich naive Ausdruck für den als Tod des Sonnengottes

aufgefaßten Naturvorgang zu finden, der durch das sommerliche Sonnensolstiz eintritt. Grade auf seiner höchsten Sonnenhöhe angelangt, muß der jugendliche Lichtgott dem Tode verfallen, wie der Mensch zur früher vielgebrauchten Strafe hoch in die Luft erhöht, am Galgen seinen Tod findet, erhenkt wird. Und was der Lichtgott erleidet, erduldet nun auch in Liebe und Treue, gleichem Loos verfallen, die Lichtgöttin mit ihm. Und zwar ward solche Strafe ursprünglich von dem winterlichen Todesgott an ihnen vollzogen gedacht, weil jener den Sommer mit der Geliebten gebuhlt, die den Winter ihm gehört. So wird auch Randver, der vom Ermanrich ausgesendet war, ähnlich wie Amleth zur Hermuthruda, für ihn um die Svanhilde zu werben, weil der jugendliche Sonnenheld mit der Lichtgöttin gebuhlt, ganz wie oben statt des Bölvis auf Bickis oder Sibichs Rath erhenkt, während nach verwandter Auffassung die mit ihren lichtschimmernden Augen unantastbare, darum nach dem Sommersolstiz rückwärts gewandte, verhüllte Svanhilde von den winterlichen Sonnenrossen jetzt als Erdgöttin zertreten oder sonst mit Steinen bedeckt, getödtet wird. Und was eigentlich auf der Sonnenhöhe sich vollzog, wurde dann auch auf den nur vorübergehenden Tod des hinter einem Wolkenschwark versteckten Sonnenjünglings nach der Julzeit übertragen, während eigentlich Sigar-Hagbarth, der winterliche Odhin, woran auch sein im Winde flatternder Wolkenmantel in Uebereinstimmung mit dem Wolkentod des Sonnenlichts im Traum gemahnt, hier stirbt, um als Hagbarth-Hakon sich im Frühling wieder zu verjüngen. Aber der Gott mußte nicht nur als Lichtgott, sondern zugleich auch als Meer- und Erdgott im Frühling sterben und von Neuem sich verjüngen. Auch dieser Naturvorgang wird noch in unserer Sage aus dem Naturmythus in die Sprache der Heldenzeit übersetzt, angedeutet. Denn bedeutsam ist, daß die alte feindliche, winterliche Königin dem Hagbarth auf seinem letzten Gange den Todesbecher reicht, den dieser ihr ins Gesicht spritzt; daß auch Signe ihren Frauen den Todesbecher vortrinkt, wie denn auch noch im Volksliede Habors männliche Natur wie bei Thor daran erkannt wird, daß dies Mädchen so große Becher Wein trinkt. Wir kennen auch sonst diesen Thorsbecher, der statt mit Wein oder Meth, mit

dem Weltmeer gefüllt ist und den er in der Ebbe aufschlürft und in der Fluth wieder von sich giebt; wenn er nach der Winterzeit auf seinem Sonnenbecher, wie Herakles, von Neuem wieder über die Meerfluth fährt. Hagbarth muß als Meergott jetzt den gleichen Tod erleiden, den er auf dem Meere ihr und ihren Söhnen bereitet hat. Und was der Gott erfährt, muß mit und neben ihm in Liebe und Treue verbunden, auch die Göttin erleiden, wenn sie mit ihm im Meere versinkt und den Winter in der Tiefe des Meeres weilet und waltet. Aber hatte zwar Sigar schon in den Flammen seines Winterschlosses, seines Eispalastes den Tod gefunden, er mußte auch als Erdgott noch besonders dem Tode verfallen. Kaum war also Hagbarth-Hako aus Schottland zurückgekehrt, so wollte er Bruderrache an dem König Sigar nehmen, ihn zu Wasser und zu Lande bekämpfend, Auch er zieht der noch immer starken winterlichen Macht gegenüber, heimlich aus dem Hinterhalt im Walde heran: und siehe. schon regt sichs und bewegt sichs hier von des Frühlings Macht. Nachdem die Göttin als Gro zurückgekehrt, ihren neuen Mantel sich über die Achseln geworfen und all die Blumen in kunstreicher Arbeit eingewebt, wächst es und blüht es da draußen: der Frühling selbst hält seinen Einzug im grünen Maien dem Winter entgegen mit unwiderstehlicher Gewalt ausgerüstet. Und die Menschen werden mit ihm jung, mit dem neuen Grün geschmückt. Der ganze Wald ist lebendig im Frühlingsgrün und setzt sich in Bewegung, wie bei Drusinan, den alten Winter auszutreiben. Die Winterkleider werden ausgezogen, die Hülle auch des Sonnenschwertes wird abgestreift. Da steht nun der Sonnenjüngling mit seinem bloßen Schwert in dem grünen Schmuck der Erde, daß die Nacht und der Winter endlich weichen muß. Bei der Botschaft von dem nahenden Einzug des Frühlingsgottes Hagbarth-Hako weiß Sigar sein bevorstehendes Ende voraus. Von den Hufen zertreten, findet er nicht im engen Gemäuer, sondern draußen im offenen Feld seinen Untergang. Aber auch jetzt noch ists nicht Pfingsten geworden. Hako selbst trägt noch, wie früher Hagbarth, den Winter an sich und in sich: er wüthet noch und muß als Sigar-Hako sich flüchten, daß er mit Sigar-Sivald zusammen im neuen Kampfe fällt oder nach Utgard in Schott-

land sich zurückzieht, weil er die Rolle als Sonnenjüngling an Borkar-Haldan mit der Guritha-Gro abtreten muß.

Aber wir müssen erst noch einmal zu unserer Syritha und Alvilda zurückkehren, wie sie nach weiterer Auffassung noch zur Winterzeit erscheint. Haben wir gesehen, daß der Gott zum Beweis und in Erinnerung seiner ursprünglichen Einheit die Natur und Gestalt der Göttin anzunehmen vermag, so war dies entsprechend in ähnlicher Weise bei der Göttin der Fall. Die Göttin wurde mit ihrem winterlichen Wesen selbst zur Zeit, wenn sie von Othar aus des Bergriesen Gewalt errettet war, nicht nur als Erdgöttin nackt und bloß, armselig und mit struppigem, argverwirrtem Haar gedacht, wie die Erde mit den kahlen Bäumen des Waldes im Winterschnee erscheint; wurde nicht nur als schaurige Mondgöttin mit ihrem wildglänzenden Licht zur Nachtzeit umherirrend, über die Felsen und Klippen zu Lande und zu Meer ruhelos hinstreifend vorgestellt, wie sie gefesselt im harten Dienst die große Ziegenheerde auf der Sternenflur des Himmels weiden muß, sondern sie fühlt sich wie von finstrer Traurigkeit, so von verderblicher Kraft und trotzigem Mannesmuth erfüllt, daß sie nach nordischer Männerart ausziehen muß zu wildem Kampf auf Vikingsfahrt. So wird Thor zur Hilda, Hilda zum Thor als Thorhilda oder Alfhilda, welche als Königstochter gedacht, natürlich nicht allein, sondern amazonenartig mit einer Schaar gleichgesinnter Jungfrauen, über die blaue Himmelsfluth schwimmt und segelt, zum Vikingshäuptling erwählt wird und fernhin nach Norden, nach Finnland zieht, das auch sonst meist wie Biarmland das historische Utgard ist. Denn daß wir uns bei solcher Fahrt in Utgard befinden, beweist auch Alfs Kampf mit den nächtlichen Nebelmännern, den nordischen Nibelungen, die hier als Blakmannen, Schwarzmänner des finstern Utgard erscheinen, aber doch selbst auf ihrem Eise jetzt, wie Gurithas Leibwächter von Haldan, von dem mit dem neuen Licht auch neu bestiefelten Alf überwunden werden. Denn schon ist die Zeit gekommen, wo die bisher so kalte, spröde widerstrebende Göttin der Licht- und Liebeskraft des Gottes weichen muß, zu ihrer Frauennatur zurückkehrt, nachdem der winterliche Helm und die starre Brünne, wie bei Brunhilde, von ihr genom-

men, und sie nun mit ihrer Gefährtin zur neu unter dem Sonnenlicht im Grün erspriessenden Göttin Guritha-Gro geworden ist. Anders gefaßt, begegnet uns derselbe Gedanke bei der keuschen Syritha. Der treue Othar hat sie längst umworben mit seinem neuen Sonnenlicht und seiner Liebe, hat sie aus der Tiefe des Berges von der Macht des winterlichen Riesen errettet, aus dem nächtlichen Hirtendienst der Waldriesin befreit. Aber Alles vergebens: sie ist und bleibt, wie Idunna in der Tiefe, unbewegt und ungelöst in ihrer Erstarrung, den Blick zu Boden geheftet. Arm und bloß in Bettlerstracht kommt sie zu des winterlichen Ebbo armer Hütte, aber ihr edles, herrliches Wesen leuchtet durch ihre Verhüllung, daß sie von Othars Mutter den Ehrensitz erhält. So muß sie nun das Hochzeitslicht halten, bis ihr das Feuer, wie dem bei Geirröd zwischen den Feuern der winterlichen und sommerlichen Sonne sitzenden Odhin auf den Mantel, auf die Finger brennt. Da ist die rechte Zeit auch für sie gekommen von der Julzeit bis zur Osterzeit, daß sie nun ihr mildes Lichtauge zu ihm in Liebe aufschlägt und mit ihm die längst ersehnte, vergeblich erstrebte Vermählung feiert. Auch hier heißt es dann, wie bei Sigar, ihr Vater Sivald habe noch einmal den Othar gefangen und habe ihn aufhängen wollen, was ursprünglich freilich alljährlich zur Mittsommerzeit geschah, habe sich aber durch Syritha versöhnen lassen. Othar bewährt aber seine Kraft als Sonnenheld für Sivald, indem er als Sivald-Othar den Regnald erschlägt.

Aber es ist Zeit, daß wir die Guritha-Gro unserer Sage noch selbst ins Auge fassen. Sie stellt uns ebenso zuerst die Erdgöttin zur Winterzeit in Utgard, hier in Seeland, dar, die von keinem Manne wissen will und einsam bleibt, von der winterlichen Riesenschaar bewacht. Hier ist der Sonnenheld Haldan, Drota-Gros Sohn, wie Borkar-Alf, schon nach der Sagenverwandtschaft ihr nahe gerückt, der zur Winterzeit wie Amleth als dummer Aschenbrödel erscheint, aber sich schon in seiner neu verjüngten Kraft darstellt, als er dem Riesen, der ihm für sein kindisches Spiel eine Ohrfeige giebt, die Keule entreißt und mit seiner eigenen Winterwaffe den Tod giebt. Er gelangt ungehindert wie Svipdager und Siegfried trotz aller Wache zur

Guritha in Utgard und gewinnt auch jetzt zur Julzeit schon ihr Herz. Aber er ist selbst noch dienstbar, von dem winterlichen Röthо aus Rußland bedroht. Dieser wüthet schrecklich in seiner winterlichen Kälte, zerstört, beugt und zerbricht mit seinem Winterſturm, wie der alte Pityokamptes, die Bäume und die Wälder aufs grausamste und bereitet dazu auch den Menschen Tod und Unheil, das sich für die Menschen nur in die Form seiner an Wald und Wasser sichtbaren, bald Bäume beugenden und zerreißenden, bald wie Prokrustes die Flüsse zusammenziehenden und ausdehnenden Winterkraft kleidet, als winterlicher Todesgott. Er fällt mit Saxos Frotho zusammen, der, wie Fengo den Oervandil, seinen Bruder Harald erschlägt und ihn mit seinem Wurzelstamm ausrotten möchte. Aber den Fruchtkeim des Lebensgottes kann der winterliche Frotho oder Freir nicht tilgen. Durch vorsorglichen Rath des Regin wird der Lebenskeim, werden die Kinder den Winter hindurch als Harald und Haldan im Winterschnee, in der hohlen Eiche, als junge Wolfshunde, zuletzt noch, wie Amleth, durch verstellten Wahnsinn geborgen, durchwintert, ans Licht und zu neuer Siegeskraft zurückgebracht. Aber so lange er selbst noch mit Winternatur behaftet ist voller Entstellung, eine wie im Eis klaffende Wunde am Munde hat, kann er die Hand der Göttin nicht erhalten. Seine Kraft muß erst wachsen von der Julzeit bis zum Frühlingsfest. Und schon zeigt er sich als Held ohne Furcht, indem er allein mit seiner noch winterlichen Keule alle ihre zwölf riesigen Kämpen erlegt. Da kann er nun statt der Winterkeule des unterweltlichen Erdgottes auch sein lang entbehrtes, bisher mit allen Sommerschätzen in der Tiefe der Erde vergrabenes Sonnenschwert von seiner Erdmutter Drota erhalten, das hier, wie sonst der Sonnenbecher, in doppelter Gestalt als Luising und Hviting, als Leuchtend und Weißglänzend erscheint, um noch größere Thaten zu vollbringen in Utgard. Utgard erscheint hier aber neben Dänemarks Seeland als Rußland, wo nun nach Röthos Tode der Schwedenkönig Alver mit seinem eigenen Bruder Hildiger ihm entgegentritt. Wie früher als Gram, so erlegt hier als Haldan der Sonnenheld bis zu elf gewaltige Kämpfer und Riesen auf einmal. Da muß zuletzt sich ihm sein winterlicher Bruder Hildiger selbst zum Kampfe

stellen, der trotz seiner im Winter Alles, selbst das Sonnenschwert, erstarrenden und verstumpfenden Kraft jetzt vor seinem durch Umkleidung mit dem neu erspriessenden Grün gefeiten Sonnenschwert erliegen muß: ein rührend und ergreifend schöner Sagenzug. Aber während Haldan noch fern im Osten wie Thor auf Ostfahrt weilt, wird hier in Seeland Guritha-Gro — früher bei dem gegen Svibdager in Norwegen kämpfenden Gram in dem ebenso davon getrennten Finnland Signe-Gro — von dem ruhmlosen, feigen, unthätigen Wintergott, der von den Dänen gern als deutscher oder sächsischer Fürst aufgefaßt wird, umworben, wie im Harbardslied dies dem Thor von seiner Gemahlin gemeldet wird. Schon eilt er auf seiner Sonnenbahn herbei. Gerade als die falsche Hochzeit gefeiert wird, wie noch so oft im Märchen, ist er da. Freilich ist es noch immer winterliche Zeit, so daß er auch jetzt noch nicht mit voller Siegeskraft, sondern nur verhüllt und armselig aufzutreten vermag. Aber sobald er sich hier wie dort mit der des Wankelmuths beschuldigten Geliebten verständigt, liegt auch schon der schwache Nebenbuhler mit seinen trunkenen Genossen erschlagen. Der Gegner, wie Hildiger so Sivar, sein eigener Widerpart, ist gefallen, und, wenn wir die nach Zeit und Ort nur auseinander gelegten Momente verbinden, so bleibt die erste Vermählungszeit noch immer das Julfest, dem jetzt das Osterfest, wie zwischen Freir und der unserer Gerutha entsprechenden Gerda, als die Erneuerung dieser Vermählung folgt. Aber auch jetzt noch ist es im Norden lange unfruchtbare Zeit. Guritha will noch nicht zur Gro werden, sondern bleibt kinderlos, bis, wie wir auch sonst gesehen, der Tod des winterlichen Bruders Hildiger gesühnt, die Nerthus zu neuer Fruchtbarkeit gereinigt ist. Da erst kann der winterliche Erdgott neu verjüngt zum sommerlichen Odhin, hier Odhin-Harald werden, der freilich, wie er eben aus der Erde aufsprießt, noch wie Oervandil vor dem Winterfrost geschützt werden muß. Guritha steht ihm männlich in solchem Kampf gegen den Wesete zur Seite, daß sie ihn, wie er fast dem Tode nahe war, auf ihren Schultern, wie Thor den Oervandil, zum nahen Walde für weiteres Wachsthum rettete, obgleich er, wie dort die Zehe, hier die Backen einbüßen mußte. Die in diesen Frühlings-

kämpfen erlittenen Verletzungen der Helden bezeichnen den zwar vorübergehenden Tod oder die jetzt bald endende Knechtschaft der winterlichen Zeit. Uhland, Thor 214 hat treffend nachgewiesen, daß Halfdans Verletzung an der aufgerissenen Lippe, wenn der Meergott zur Frühlingszeit, möchten wir glauben, das Eis bersten sieht beim erneuten Sonnenlicht, ihn als Knecht (þraell) zur Winterzeit, noch in des winterlichen Gottes Dienstbarkeit, wie Orendel bei Eise sagen wir, erscheinen läßt. Bald sollte er jedoch der herrlichste Held auf Erden werden und war dann in seinem Sonnenglanz wie in seiner Erdenschöne dem Baldur gleich durch kein Eisen, keine Waffe zu verletzen, zu besiegen. Nur noch einmal regte sich der alte Wesete in seiner Wintermacht und wollte die Erdgöttin sich verbinden, daß Harald ihm mit seiner jetzt schon hoch gesteigerten Kraft den ganzen Hochzeitssaal, seinen ganzen Eispalast zertrümmerte und zusammenstürzte, wenn er dabei auch, wie früher Haldan am Munde, wie Thor an seinem Kopf, so selbst an seinen beiden Vorderzähnen einen Verlust, eine Schlappe erlitt, die später doppelt, wenn auch nicht verschönert, ausgeglichen wurde. So war er jetzt der gewaltigste Kriegs- und Siegesheld in königlicher Pracht und Herrlichkeit wie im Himmel so auf Erden, nach allen Seiten hin seine Macht ausbreitend, daß alle Welt ihm unterthänig ward. Aber in das Wechselleben der Natur verschlungen, war auch er trotz aller natürlichen Herrschermacht dem Untergange, dem Alter, dem Tode geweiht im beständigen Kreislauf. Er wurde alt. Aus dem sommerlichen Odhin-Harald war ein winterlicher Odhin-Harald geworden, der blind und rathlos, sich wie Sigar dem Bölvis, so dem von ihm hier ebenso unterschiedenen Odhin-Bruno anvertraute oder zum winterlichen Odhin-Bruno selbst geworden war. Da erhob sich jung erblühend seines Neffen, des hier als Schwedenkönig gedachten Sigurd Ring, größere Frühlingsherrschaft, vor welcher die winterliche Macht des alten Harald durch Odhins Vermittelung, der eben mit jenem als sommerlicher Gott von Neuem selbst zur Gewalt kam, erliegen mußte. Odhin selbst erschlug mit Haralds eigener winterlicher Keule den König, der nun mit seinem Schiff, mit seinem Wagen und Roß, mit seinen Waffen und Schätzen in der Tiefe der

Erde weilt und ſeiner Zeit wartet. Das iſt die Bedeutung des durch Sagendichtung ganz mit Geſchichte umkleideten, hochgefeierten, entſcheidendſten Kampfes im Norden, der Bravallaſchlacht.

Doch wir kehren jetzt, nachdem das Weſen der Geruthe-Gro zur Genüge erörtert iſt, zur Amlethſage zurück. Alſo die zur Sommerzeit dem Örvandil vermählte Geruthe, die mit dem Frühling neugeborene Erd- und Lichtgöttin, die ſchöne, milde, freundliche Königin in innigſter Liebe ihrem ebenſo ſchönen, freundlichen, gegen Alle väterlich geſinnten Gatten vermählt, erſcheint zuerſt nach der Winterzeit als die ſonnige Jungfrau, dann nach ihrer Erdnatur von ihm befruchtet, als die mütterliche Göttin, deren Sohn Amleth mit der jungen grünen Saat und Fruchtbarkeit, wie der griechiſche Dionyſos, aus ihrem Schooße neugeboren ans Licht tritt. Wenn aber die Hochſommerzeit gekommen, muß Örvandil, der glänzende Lichtgott, von hinnen ſcheiden, dem Tode verfallen, und ſeine Stelle nimmt jetzt, in Allem ſein völliges Gegenbild, der finſtre, verderbliche, grauſame, habſüchtige Bruder des Sommergottes, der winterliche Fengo ein. Dieſer gelangt nun auch in den Beſitz der Erdgöttin, die darum wie Frigga und Freia gewöhnlich ihrem Weſen als Liebesgöttin aller Natur- und Menſchenvermählung entſprechend, als buhlend mit dem neuen Gatten, im Wechſel ihrer Neigung und Liebe um ſo mehr erſcheint, als dieſes Weſen vorzüglich auch zu ihr als nächtlicher Lichtgöttin paßt. In dieſem urſprünglich natürlichen Sinn haben wir alle einzelnen erſt ſpäter ins Ethiſche übertragenen Charakterzüge der Geruthe aufzufaſſen. Ein ganz beſonders bedeutungsvolles Naturlicht haben wir durch den Grogaldr der Edda darum auch auf die nächtliche Unterredung der Geruthe mit dem Amleth fallen ſehen, und werden es bald noch näher verſtehen, warum jetzt zuerſt im natürlichen Sinn das früher dem Fengo zugeneigte, dem Amleth mehr abgewandte Gemüth der Königin ſich von dieſer Stunde ihrer natürlichen Erweckung aus dem Todesſchlafe an nothwendig wandeln muß, warum ſie fortan als ſeine Helferin erſcheint, bis ſie von ihm aus des jetzt verhaßten Fengo Gewalt befreit, erlöſt wird, um dann, was hier freilich verwiſcht iſt, neu verjüngt ſelbſt zur neuen Vermählung zu ſchreiten.

8) Fengo und Fenja.

Haben wir nun den Fengo als Gegenbild des sommerlichen Örvandil, als den winterlichen Gott Geruthus, den finstern, dämonischen Utgardloki bereits in das rechte Licht gestellt, so werden jetzt auch alle einzelnen Züge seines Wesens, seines Lebens, seines Handelns von seinem mythischen Naturwesen ihr Verständniß, ihre Erklärung erhalten. Zuerst wissen wir, was es mit dem Tode seines Bruders, der hier durch den Neid auf sein glänzendes Glück motivirt erscheint, mit seinem Buhlen, seiner ehebrecherischen Verbindung mit der Königin Geruthe auf sich hat; wie bei ihm Alles von dem früheren König in das Gegentheil umgekehrt erscheint, so daß er darum als Wintergott finster, häßlich, grausam, rachsüchtig, verderblich und vor Allem als wölfisch, habsüchtig, geizig gelten muß, wenn auch freilich alles Natürliche durch die Gestaltung zur Sage, ja bereits vielfach zum Märchen, welche der Naturmythus angenommen hat, ins rein Menschliche eingekleidet ist. Sein ganzes Wesen und Thun ist ursprünglich eine naturgemäße Nothwendigkeit. So haben wir vor Allem auch sein Verhalten zum Amleth, dem verjüngten Hörvandill, anzusehen, der von Natur dazu bestimmt ist, seiner Zeit an seine Stelle zu treten, obgleich dieser an sich seine eigene Verjüngung und Erneuerung darstellt, aber ihm mit Nothwendigkeit, ethisch aus Rache für die Ermordung seines Vaters, den Tod, den Untergang bereitet. Noch ist Amleth in seiner Gewalt, aber als seinen künftigen Verderber muß er ihn hassen, muß er ihn aus dem Wege räumen, bis in wunderbarem Naturspiel alles, was er thut, grade dazu dienen muß, seinen eigenen Untergang herbeizuführen. Wir werden das eigenthümliche Zwielicht bald näher verstehen. Aber vorher haben wir noch zu fragen, warum dieser dunkle Gott Geruthus hier grade als Fengo erscheinen muß. Hierauf wirft nun theils die ganze Sage selbst schon mit dem Namen, insbesondere aber höchst willkommen die Antwort der jüngern Edda im Skaldskaparmal auf die Frage, warum das Gold Frodis Mehl genannt werde, ein erwünschtes Licht.

Hören wir als Grund dafür die hier berichtete Erzählung, die uns von Neuem ein treffender Beweis für die gewaltige

Phantasie der nordischen Völker unter dem Einfluß ihrer großartigen Natur sein kann. Odhins Sohn hieß Skiold, dessen Sohn Fridleif; auf diesen folgte in Dänemark sein Sohn Frodi, der allmächtigste König, der auf Erden den Frieden gebracht haben sollte, welcher darum Frodis Friede hieß. Keiner schadete damals dem andern, selbst wenn er seines Vaters oder Bruders Mörder los oder gebunden antraf. Es gab weder Diebe noch Räuber, daß ein Goldring auf Jalangersheide lange unverletzt lag. Da reiste König Frodi nach Schweden auf Gastgebot zu dem König, der Fiölnir hieß, und kaufte dort zwei Mägde, welche Fenja und Menja hießen; die waren groß und stark. Zu dieser Zeit fand man in Dänemark auch zwei Mühlsteine, die so groß waren, daß keiner stark genug war, sie umzudrehen; dazu hatten diese Mühlsteine die Kraft, daß sie alles mahlten, was der Mahlende nur von der Mühle wollte. Die Mühle hieß Grotti und Hengikjöpter der, welcher dem Frodi die Mühle gab. So ließ nun König Frodi die beiden Mägde zur Mühle führen und gebot ihnen, Gold und Frieden und Seligkeit des Frodi zu mahlen. Auch gab er ihnen dabei nicht länger Ruhe oder Schlaf, als der Kukuk schwieg oder ein Lied erklang. Da sagt man, haben sie das Lied gesungen, welches Grottensang oder Mühlenlied genannt wird, und ehe sie von dem Liede ließen, mahlten sie dem Frodi ein Heer, daß in derselben Nacht ein Seekönig kam, welcher Mysingr hieß. Der tödtete den Frodi und nahm dort große Beute. So hatte der Frodifrieden ein Ende. Mysingr führte auch die Grotti mit sich, dazu die Fenja und Menja und gebot ihnen Salz zu mahlen. Um Mitternacht fragten sie ihn, ob es nicht Salz genug wäre, doch er gebot ihnen, länger zu mahlen. Da mahlten sie noch eine kurze Frist, bis die Schiffe versanken. Und wo die See in das Mühlsteinloch fällt, entstand im Meer darauf ein Strudel, der Malstrom. Davon ward die See salzig. Der Grottengesang aber lautet: Nun sind gekommen Zum Königshaus Zwei Fernweise Fenja und Menja. Die sind beim Frodi, Friedleifs Sohne, Die gewaltigen Mägde, Als Mägde gehalten. — Die zur Mühle Wurden geführt, Und der Schrotsteine Gang förderten sie. Ließ er keiner Ruhe und Linderung, Ehe er hörte Den Gesang der

Mägde. — Sie ließen drauf ertönen Das Mühlengemurmel: Laß uns die Stücke legen, Die Steine rühren. Aber er gebot den Maiden, Daß sie mahlen sollten. — Sie sangen und schlangen Die kreisenden Steine, So daß des Frodi Mannen Meist in Schlaf verfielen. Da sang das Menja, Die zum Mahlen gekommen: — „Reichthum mahlen wir Frodi, Mahlen ihn selig Durch die Menge des Guts Auf der Mühle des Glücks. Sitze er auf Reichthum, Schlaf er auf Daunen, Erwach er nach Wunsche. Dann ist wohl gemahlen. — Hier soll niemand dem Andern schaden, Zum Bösen rathen, Nicht zum Tode wirken, Nicht hauen drum Mit scharfem Schwerte, Selbst wenn den Mörder des Bruders Gebunden er fände." — Aber er sprach kein Wort als dies zuerst: „Schlafet ihr nicht Mehr als des Hauses Kukuk Oder länger, als wenn Ein Lied ich singe." — „Nicht warst du, Frodi, vollweise für dich, Du Sprechfreund der Männer. Als du die Mägde kaufteſt, Sahst du auf Stärke Und auf Aussehn, Aber nach der Herkunft Forschtest du nicht. — Hart war Hrungnir Und sein Vater, Doch war Thiassi stärker als sie, Idi und Örnir, unsre Voreltern, Brüder der Bergriesen, Von denen wir geboren. — Nicht wäre Grotti gekommen Von dem grauen Fels, Nicht auch der harte Stein aus der Erde, Nicht hätte so gemahlen Der Bergriesen Maid, Wenn Kenntniß gehabt hätte Wer von ihr. — Wir waren neun Winter Unsrer Gespielen, Stark genährt Unter der Erde. Da standen die Mägde Zu großen Werken; Wir bewegten selbst Felsen vom Ort. — Wir wälzten Steine von den Höfen der Riesen, So daß der Erde Grund darunter Sich bebend bewegte: So schlangen wir die beweglichen Steine, Die schweren Felsen, Daß die Menschen sie nahmen. — Aber nachher waren wir Im Schwedenvolk, Wir zwei Fernweise und traten in den Kampf. Wir jagten Bären, Wir brachen aber Schilde, Wir gingen entgegen Graugepanzertem Volk. Wir stürzten Stammfürsten, Wir stützten einen andern; Wir leisteten dem guten Guthorm Hülfe; Es war nicht Rast, Bis Knui fiel. — Fortfuhren wir so Die Winter und Sommer, Bis daß wir in Kämpfen Bekannt wurden; Da schnitten wir Mit scharfen Geren Blut aus den Wunden Und rötheten das

Schwert. — Jetzt sind wir kommen Zum Königshaus, Erbarmungslos und als Mägde gehalten. Der Sand frißt die Sohlen, Aber oben die Kälte. Wir treiben um der Feindschaft Beschwichtung. Schlimm ists bei Frodi. — Die Hände sollen ruhen, Der Stein möge stehen, Gemahlen habe ich für mich, Für mein Theil. Doch den Händen wird man Nicht Ruhe wohl geben, Bis vollgemahlen Dem Frodi däucht. — Die Hände werden halten Harte Speere, Blutbefleckte Waffen. Erwache du, Frodi! Erwache du, Frodi! Wenn du hören willst Unsern Gesängen und Weissagungen. — Feuer seh ich brennen Von der östlichen Burg, Kriegsbotschaft der Wachen, Die sind Krieg verkündend genannt. Ein Heer wird kommen Hierher sogleich Und verbrennen die Burg Dem König alsbald. — Nicht wirst du behaupten Hleidras Thron, Nicht mit den rothen Goldringen, Nicht mit der Göttermühle. Laßt uns nehmen Die Mühle, Maid, schneller. Nicht sind wir, Kriegsmaid, Im Kampfblutbad. — Es mahlte meines Vaters Maid Mit großer Gewalt, Darum daß sie den Tod Der Männer in Menge ersah. Die großen Stücke Sprangen von der Mühle Mit Eisen bewehrt. Mahlen wir noch weiter! — Ja mahlen wir noch weiter! Es wird der Yrsa Sohn, Des Halfdan Enkel, Sich an Frodi rächen: Er wird genannt werden Ihr Sohn und Bruder. Wir wissen das beide." — Es mahlten die Maide, Mit Macht arbeiteten sie, Sie waren jung im Riesenmuth. Es erzitterten die Mahlstangen, Es spaltete die Mühle oben; Es sprang der schwere Stein Von einander entzwei. — Aber der Bergriesen Maid (brúðr) Sprach so das Wort: „Wir haben gemahlen, o Frodi, Jetzt mögen wir ablassen; Es haben zur Genüge gestanden An der Mühle die Mädchen." — So das gewaltige Mühlenlied der Edda. Hierzu wird dann noch eine Strophe vom Einar Skulason hinzugefügt:

„Ich erfuhr, daß Frodis Mägde Volleifrig mahlten. Es läßt der Fürst den Frieden Durch Gold, des Wolfes Lager, zerreißen. Das tragen die Seiten Meiner mit Holz gefügten Art, Des milden Königs Gut, Fenjas Mehl, Macht angesehn den Dichter.

Einen Nachklang von diesem alten Mühlenlied der Edda finde ich noch in dem schwedischen Volkslied von der Inga=Fenja

lilla als der kleinen Mühlenmagd (liten quarnpiga). Der König hört sie, wie sie beim Mahlen auf der Mühle schöner als Kukuk und Nachtigall singt, läßt sie in ihrer Magdkleidung zu sich rufen, daß sie seine Goldharfe schlägt. Aber kein Preis gewinnt sie als er selbst oder der Königssohn dafür, die Harfe zu schlagen. Und wie sie schlägt, da stehen die Todten aus den Gräbern auf, Stroh und Reisig, dazu alle Ritter und der König fangen zu tanzen an in der Frühlingsauferstehung, daß der junge König ihr nun die Goldkrone aufsetzt und sich mit ihr vermählt. Vgl. Mohnike, Altschw. Balladen 27; Warrens, Schw. Volkslieder 42, 2 aus Geijer und Afzelius Samml. 75 mit schöner Melodie.

Freilich ist es eine räthselhafte, kühne Bildersprache, die uns hier wie überall in der nordischen Dichtung, je älter desto einfacher, je später desto künstlicher entgegentritt. Es kommt zu ihrem Verständniß nur darauf an, daß wir uns in die an die allmählich von diesem Nordlandsvolk gewonnenen Culturstufen angelehnte Anschauungswelt hineinzuversetzen vermögen. Wie wir hier und da schon gesehen und wie uns noch mehr begegnen wird, tritt uns gerade in der Amlethsage mit ihrem Zubehör die Culturstufe der ersten, überall so entscheidenden Anfänge des Getraidebaus, so weit der ungünstige Boden in Norwegen, auch in Schweden und Dänemark auf dem steinigten Felsengrunde es zuließ, mit der Verarbeitung des Getraides zu Mehl, zu Brod und zu Meth entgegen. Wir haben schon gesehen, wie die Erdgöttin selbst als die aufkeimende Saat, Gro, aufgefaßt, wie der Erdgott zu Anfang des Jahres beim wiederkehrenden Sonnenlicht, wenn er vorzeitig aus dem Boden sich vorstreckt und aufsprießt, an seiner Zehe erfrieren muß, ferner wie vor allem der Gott selbst den felsenharten Boden erst sprengen und so zur Aufnahme des Samens vorbereiten muß, und wie er dann alle einzelnen Momente des Wachsthums, der Entwickelung der Saat, der Ernte, der Verarbeitung und Verwendung begleitet, mit seiner Göttin selbst alles, was das Samenkorn, die junge Saat, die reifende Ernte, die ausgereifte Frucht erfährt und erleidet, nicht nur passiv durchmacht und an sich erfährt, sondern auch activ diese durch Menschenhand

vollführte Behandlung, Verarbeitung und Verwendung des Getraides selbst sowohl gelehrt, als auch verrichtet haben mußte und immer in jedem Jahre neu verrichtet. In diesem Sinn haben wir uns jene Götter vorzustellen und so insbesondere an die Betrachtung der obenangeführten Sage heranzutreten.

Odhins Enkel Frodi ist, wie meist schon richtig erkannt, von Freir nicht verschieden, Odhin-Freir. Es ist wieder die Zeit des Wintersolstiz. Da kehrt er aus dem Winterreiche, — hier Dänemark gegenüber, dessen König er in Hlethra sein muß, als Schweden gedacht, — von seines Gleichen, dem mythischen Fiölnir, bei dem er eben zu Gaste gewesen ist, wieder heim. Es ist zur Zeit der Zwölften, wie schon nach Tacitus beim Umzug der Nerthus, mit Christi Geburtszeit nach der Finsterniß des Winters Frodis Friede über die Erde angebrochen. Jetzt zur Julzeit ist Frodis Hauptfest, denn nun kehrt, wenn auch zunächst noch in Hoffnung, alles, was bisher der Winter mit sich genommen, alle goldne Fruchtbarkeit, alles Gut und Heil, alle Freude und Seligkeit mit seinem Sonnenlicht zu der Erde und den Menschen zurück, so lange, bis einst im Hochsommer beim Eintritt des Winters, da der Deutsche den Herbst nicht kennt, Frodis Friede und Freude ein plötzliches Ende nimmt. Wir müssen immer wieder auf diesen Grundgedanken zurückkommen, weil er in tausendfachen, immer neuen Variationen uns in den Sagen vorgeführt wird. Doch als nun Frodi oder Odhin-Freir zum Fiölnir oder Odhin-Utgardloki, wie wir gesehen, ins winterliche Todtenreich gezogen ist, was findet er dort? Die Menja und Fenja, zwei Riesenjungfrauen, die dort unten bisher in der Tiefe der Erde ernährt wurden vom Bergriesengeschlecht; die als Schild- und Kampfjungfrauen in den Männerschlachten ihre Geren schleuderten und zugleich als Völen das Schicksal der Menschen nicht nur verkündeten, sondern selbst bestimmten. Doch gehen wir ihrem Wesen gleich lieber selbst auf den Grund. Wer ist denn Menja und Fenja in ihrer Doppelgestalt anders als die lichte Erd- und Meergöttin zur Winterzeit selbst, als die nächtliche Licht- und Meergöttin Menja-Fenja? Nach der Sage verfolgt Loki-Fenrir in Wolfsgestalt, wie Mânagarmr

oder Hati den Mond, und dazu Sköll die Sonne. Die mit ihrem Katzengespann in der Nacht leuchtende Mondgöttin (Noctiluca) aber ist Freia mit dem glänzenden Halsband Brisingamen als Menja geschmückt. So ist nun die Göttin, welche mit Friggs Fensalir in Fen (palus) die Meergöttin vermuthen läßt, unterirdisch neben dem unterweltlichen Fenrir Fenja heißt, die winterliche Mondgöttin Menja, auch Menglöd genannt, die am Mondlicht und dem Brisingamen sich erfreuende Göttin. Menglada ist aber im Winter die Unterweltsgöttin Hel. Ihr Saal ist von einer Waberlohe umgeben. An der Pforte wacht Fiölsvidr, um ihr Reich ist das Gitter Thrymgialla, das jeden Berührenden in Fesseln schlägt, der Wall Gastropnir. Gifr und Geri wachen als Hunde. Vor ihr sitzen in ihrem Feuersaal auf dem Berge Hyfjaberg einträchtig vor ihren Knieen die heilbringenden, vor Krankheit bewahrenden neun Valkyrien mit bedeutungsvollen Namen, welche nur wieder die verschiedenen Seiten ihres Wesens bezeichnen. Vgl. Grimm Myth. 1101. Wie sie hier den Fenrir-Loki, den Unterweltslichtgott, der zur Winterzeit als verderblicher Wolf erscheint, zur Seite hat, so ist sie selber auch die unterweltliche Meergöttin Fenja, neben Fenrir die Hüterin der Schätze in der Erde und des Meeres Tiefe zur Winterzeit. Da nun aber der zur Winterzeit im Schooß der Erde und des Meeres verborgene goldene Sonnenschein, dazu der goldene Sommer, das Gold der Fruchtbarkeit bald eng mit dem ebenso in den Tiefen der Erde und des Meeres verborgenen und gesuchten Gold verbunden, auf dieselben Erdgötter zurückgeführt wurde, so finden wir hier, wie ebenso in der Nibelungensage, zugleich mit dem Gold des Sonnenlichtes und der Fruchtbarkeit das Goldmetall im Winter von den winterlichen Göttern verborgen, seit der Julzeit von den sommerlichen Göttern ans Licht gebracht und so auf das Gold und dessen Besitz übertragen, was eigentlich dem Naturleben angehört als Todesverhängniß. Grimm hat denn auch bereits auf den Zusammenhang zwischen Menja und Fenja, Manigold und Fanigold auch in der deutschen Sage hingewiesen. Wenn sich aber beide, Menja und Fenja, zugleich als winterliche Kampfjungfrauen selbst der Örboda verwandt, zu den Bergriesen Idi und Örnir in Beziehung setzen,

so daß sie als Speer- und Bogengöttinnen sich mit Geruthe und Örvandil berühren, so ist ganz natürlich, daß sie in der Winterzeit als Riesenjungfrauen gedacht werden und so mit den Bergriesen Hrungnir und Thiassi verbunden, mit Skadi zu Niörd und Baldur in Beziehung treten. Ebenso verstehen wir es, warum Frodi die Göttin, Freir die Freia als Licht- und Erdgöttin gedacht, jetzt noch gebunden antreffen muß, als er selbst zum Fiölnir kommt, und warum sie dort als Sklavin in Doppelgestalt erscheint, so daß er sie für sich vom winterlichen Odhin loskaufen muß. Das Eigenthümliche ist hier nur, daß sie dadurch nicht aus der Knechtschaft erlöst erscheint, sondern auch beim Freir oder Frodi selbst noch als Magd verbleibt und diesem selbst dienstbar wird. Daran ist nun aber theils ihre dienende Thätigkeit Schuld, theils der beim Orendel bereits erwähnte Umstand, daß die Erde trotz ihrer Erlösung zur Julzeit noch lange in der Fessel bleibt bis zur Oster-, ja zur Maienzeit. Die Göttin erscheint hier aber selbst als Mühlenmagd, welche die aus zwei aufeinanderreibenden Steinen bestehende Handmühle zu drehen hat, was gewöhnlich den Mägden oblag. Und doch welch ein Fortschritt in der Cultur, mit der Handmühle das durch die Göttin verliehene Korn zu mahlen und so aus dem Mehl, wie Arinnefia, die Graupen oder das Brod zu gewinnen! Das konnte nur der Gott und die Göttin gethan, selbst verrichtet und gelehrt haben. Ja sie selbst war die Mühle Grotti und das Mahlmädchen, wie sie selbst auch das Korn und das Mehl war in wunderbar pantheistischer Vielgestalt. Trat nun aber die Arbeit des Mahlens insbesondere zur Winterzeit ein und wurde außerdem die Göttin als in der Gewalt des winterlichen Lichtgottes, wie Gudrun, als Magd angesehn, so wurde sie denn auch, und hier in Doppelgestalt, als Magd mahlend gedacht. Also die Göttin ist die Müllerin, der Gott ist der Müller mit der Zaubermühle, die Alles mahlt, wie nur gemahlen werden kann. Aber dies nicht allein. Wie die Göttin als Hausmutter auch spinnt und als Spinnerin nicht nur den Flachs verarbeitet und verwebt, wie auch bei den Griechen noch Penelope, bei den Römern Carmentis, bei den Deutschen Frau Holle und Berachta, sondern zugleich den Lebensfaden der Menschen und ihre Geschicke,

wie nach dem Dichter am sausenden Webstuhl der Zeit, das Gewebe der Welt spinnt, so ist dies nun auch bei der Göttin in ihrer mahlenden Thätigkeit in großartigster Weise aufgefaßt, der Fall. Unser Lebensspruch: Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber trefflich fein — ist aus griechisch-mythischer Anschauung hervorgegangen. Ebenso im Nordischen. Dieselbe Gottheit, welche zur Winterzeit mahlt, weiß nicht nur und weissagt das kommende Welt- und Menschengeschick, sondern bereitet es auch, ja ist es meistens selbst in eigener Personification. Auf solche Weise ist nun auch das großartige Müller- oder Grottenlied der Edda aufzufassen. Frodi kommt in Fiölnirs Reich und findet dort die Fenja-Menja noch gebunden in Knechtschaft als Magd. Er kauft sie sich und führt sie mit sich. Sie mahlt das Korn, aber sie mahlt ihm auch und singt ihm zugleich als Weissagerin sein zukünftiges Geschick, das sie ihm zwar selbst bereitet. Denn wenn sie nun als erlöste Jungfrau mit ihm geht, dann erblüht mit der Sonnenwendbahn zwar zunächst in Hoffnung auf Erden reiches künftiges Gut, Fruchtbarkeit in goldner Saat und Ernte, Friede und Seligkeit, so daß sie ihm dies Alles auf der Mühle mahlend und voraussagend und singend gedacht wird. Aber nachdem sich dies Alles im Hochsommer erfüllt hat, kommt die Zeit, wo er mit seinem ganzen Hof wie der König mit Dornröschen in Schlummer, in Todesschlummer fällt. Dann erscheint der feindliche Seekönig von Osten her und nimmt ihm das Reich, die Freude und das Leben — so mahlen, so singen, so verkünden sie ihm das unvermeidliche Geschick, bis es sich erfüllt und der winterliche Seekönig auch die Menja-Fenja mit der Mühle und der ganzen sommerlichen Herrlichkeit in seinen Besitz nimmt. Soll sie doch nun nicht wie früher nur am wachsenden Tage von dem Kukuksruf bis zu dessen Verstummen, sondern jetzt in der winterlichen Zeit die ganze Nacht hindurch als wahre Magd nicht Frieden und Freude, sondern Salz und Unfruchtbarkeit zu mahlen haben, bis Alles mit den Schiffen, wie bei Orendel, Asmund u. a., ins Meer sinkt und wieder dem Tode verfällt. Es wird hier nur ihre Thätigkeit und ihr Wesen als Müllerin festgehalten zur Sommerzeit, wo sie doch mit Odhin-Freir als Freia-Frigg in Fensalir thront, bis seine und auch ihre Zeit vorüber ist. Aber sie

verkündet auch selbst, wie sie wieder ist und wie sie immer war zur Winterzeit in den Tiefen der Erde als winterliche Göttin, die Berge spaltend und versetzend, daß die Erde in ihren Grundvesten erbebte, wie sie dann als Mondgöttin im Winter durch die Wälder und Berge die Bären jagte in ihrer winterlichen Wolfsnatur, wie sie als Kampfesgöttin Sieg oder Verderben den Mächtigen der Erde bereitet und insbesondere dem Guthorm hilft, den wir als ihren Sohn von Gram und Gro bei Saxo gefunden, den Knui fällt, einstmals zur Winterzeit in der Riesengewalt als Tochter und Gattin und Magd der Bergriesen, später aber, wie Skadi mit Örvandil, Niörd und Baldur verwandt, dem Freir sich gesellt. Es wäre also nur als eine Verwirrung der Sage anzusehn, daß sie als von Frodi geknechtet sich darstellt, da sie vielmehr dem Fiölnir als Magd angehörte und von Frodi erkauft, erlöst wurde, wenn nicht auch hier wieder, wie bei Siegfried und mehr noch bei Orendel und überall, die Ahnung an den ursprünglichen Zusammenhang, die Einheit der winterlichen und sommerlichen Gottheit durchschimmerte. Dagegen muß es, wie gesagt, als eine Fortbildung des ursprünglichen Sinnes gelten, wenn hier, wie auch sonst so oft, an die Stelle des goldenen Sonnen- und Mondeslichts und der goldenen Fruchtbarkeit das zwar ebenso in den Tiefen der Erde und des Meeres gefundene, mit dem leuchtenden Goldglanz des Lichtes und der gereiften Saaten verknüpfte Gold als Fengold und Manigold gesetzt und gedacht wurde und dann in ethischer Färbung die Sage dahin umgedeutet werden konnte, daß Frodi, was an sich seinem sommerlichen Wesen völlig widersprach, aber dem winterlichen Frodi wie Geirröd eignete, durch seine Unersättlichkeit freilich an Licht und Fruchtbarkeit und, wozu auch unser Grottenlied den Anlaß bot, später an Gold mit dem Eintritt des Winters seinen Untergang und der Welt Verderben bereitet habe.

Doch es gehört in diesen Zusammenhang zur Ergänzung und zugleich zur Bestätigung unserer Auffassung gleich noch eine andere Erzählung der Edda. Frodi wohnt wieder zu Seeland in Hledra, Fiölnir in Svithiod. Einmal fuhr nun umgekehrt Fiölnir zu Frodi. Da ward ein großes Gelage angerichtet. Von weit umher waren Gäste geladen. Frodi hatte ein großes Haus; da

wurde ein großes Faß gemacht, viele Ellen hoch und mit vielen Bandreifen verbunden. Es stand in einer Unterstube, aber oben darüber war das Obergemach mit einer Oeffnung in der Diele, durch welche man das Getränk von unten heraufholte. Das Faß war voll Meth, und ward da über die Maßen stark getrunken. Gegen Abend wurde Fiölnir in das darüberliegende Obergemach gebettet und sein Gefolge mit ihm. In der Nacht ging er hinaus auf die Diele und war seiner Sinne nicht mehr mächtig. Als er zurückkehrte, trat er fehl, fiel in das Methfaß und fand den Tod.

Die Hauptsache ist hier der im Meth ertrunkene Fiölnir, wobei die lose Motivierung dieses Vorgangs, die, nach menschlicher Auffassung wenigstens, nahe genug gelegt war, auf sich beruhen mag. Wichtig ist, daß der Unterweltsgott bei Frodi und auch durch denselben den Tod im Methfaß findet und sich so mit der Gro als Ölrun oder Ölgefion berührt. Die Gottheit erscheint nicht nur im Getraide, sondern auch in dem vom Getraide bereiteten Meth als Methgott und -Göttin. Er findet freilich als Unterweltsgott seinen Tod durch Frodi oder Freir zur Mittwinterzeit oder besonders zur Frühlingszeit. Insofern er aber zugleich als Methgott aufgefaßt wird, dessen Methfässer (dolia) mit silbernen Reifen umwunden auch Thorkill in Utgard gefunden, worin er seinen Segen der sommerlichen Fruchtbarkeit zur Winterzeit in der Tiefe birgt, so muß er freilich auch in der Tiefe seines eigenen Methfasses versinken zu der Zeit, wo in der Mittwinters-, Jul- und Frühlingszeit der winterliche Gott erstirbt und Freir siegreich zu neuem Leben erwacht. Wir können sagen, wie Mysingr mit seinen Schiffen in der salzigen Meerfluth versinkt, so Fiölnir in dem großen Methfaß, indem das obere Geschoß Freirs Oberwelt, das Untergeschoß Fiölnirs Unterwelt ist, wovon wir auch noch bei Utgardloki-Thorkill eine Andeutung gefunden haben. Ja, das Methfaß ist großartig genug mit seiner Unterweltsnatur wie auch das Trinkhorn, Oegirs Braukessel, hier als Weltmeer zu denken, in welchem der Gott jetzt wie Olaf, Asmund u. a. versinkt. Fiölnir-Freir verjüngt sich, nachdem Freir-Fiölnir gestorben als Getraidegott, ganz wie Menja oder Fenja-Freia, dazu Fengo-Freir als Mahl- und Lichtgott. Wäre uns hierfür aber noch ein Zweifel geblieben,

so wird derselbe dadurch beseitigt, daß uns Odhin selbst in Verbindung mit Fiölnir ausdrücklich nach der nächtlichen, winterlichen, unterirdischen Seite seines Wesens als Feng bezeugt ist. In der Sigurdarquida II, 18 nennt Odhin sich selbst: „nû mâttu kalla | karl af bergi, | Feng eda Fiölni; | far vil ek þiggia. Nun magst du mich nennen Den Mann vom Berge, Feng oder Fiölnir; Fahrt will ich schaffen." So wissen wir es, mit wem wir es neben der Geruthe als König von Dänemark zu thun haben: es ist Fengo, der winterliche Odhin, dessen einzelne Beziehungen uns bald noch weiter in dem jungen Amleth entgegentreten werden.

9) Amleth.

Um aber gleich am Anfang unserer eigentlichen Betrachtung mit Amleths Namen zu beginnen, so haben wir auch für dessen Deutung einen Anhalt in der Edda. In dem Skaldskaparmal nämlich finden wir c. 25, 328: „Her er kallat hafit Amlóda kvern, hier wird das Meer Amlodis Mühle genannt," mit Beziehung auf eine aus Snaebjörn angeführte Stelle, wo es heißt: „Man sagt, daß die sehr verderbliche Felsenmühle (hraera grotta) außerhalb der Erde schnell in Bewegung gesetzt wird von den neun Mädchen des Meeres (eylúdrs niu brúdir, wohl den neun Valkyrien der Menglada), welche in langer Zeit die Küste, wo die Schiffswände liegen, verringert haben. Der Vertheiler des Rings durchschneidet mit dem Vordertheil seines Schiffes Amlóda molu, Amleths Mühle d. i. das Meer." Wir haben gesehen, wie jene Zaubermühle mit Fenja und Menja sammt dem Seekönig Mysingr und seinen Schiffen ins Meer versinkt, das von dem die Nacht gemahlenen Salze salzig geworden, und wie sie weiter mahlt im Meer, wovon der Malstrom entstanden. So setzten nun fort und fort die winterlichen Gottheiten, in ihrer Vielheit als neun Meeresjungfrauen gedacht, diese Mühle, die hier Amleths Mühle genannt wird, in Bewegung, daß die Fluthen an das Ufer schäumten und das Land verzehrten. Fenjas und sagen wir gleich auch Fengos Mühle, wovon sich noch die Bezeichnung Feggesund und Feggeklint erhalten hat, die winterliche Mühle mit ihrem unaufhörlich schäumenden, brausenden, zerreibenden Anschlagen gegen den Meeresstrand, wo der

Sand ihre Sohlen frißt, iſt ſomit zu Amleths Mühle geworden. Aber haben wir damit Amleths Zuſammenhang mit Fenja und Fenjas Beziehung zu Fengo beſtätigt, ſo bleibt noch immer der Name ſelbſt unerklärt. Der Name Amleth bei Saxo, Amlodi bei Snaebjörn und in der jüngern Edda, Ambluthe in der däniſchen Reimchronik iſt in der nordiſchen Sprache abzuleiten von amr, ambr oder ambl labor assiduus sine sollertia et eventu mit dem Nebenbegriff der elenden, erfolgloſen, ächzenden Arbeit; das Verbum dazu lautet ambla continuo laborare, womit der Name der erſten Frau Embla, laboriosa zuſammenhängt. Ambloði iſt, wie Vig-let bello adhaerens, aus ambl-lóði labori continuo adhaerens zuſammengeſetzt und bezeichnet den unabläſſig in fruchtloſer Arbeit unter Aechzen ſich Abmühenden, was urſprünglich im Naturſinn treffend von dem unabläſſig und unermüdlich in unfruchtbarer Arbeit gegen die Klippen ſchäumenden, mahlenden Meer geſagt iſt und ſich mit dem Homeriſchen ἀτρύγετος begegnen würde, wenn die Ableitung von ἀ-τρύ-γετος zu billigen wäre. Dies unermüdliche, unfruchtbare Arbeiten, Rauſchen und Aechzen des Meeres menſchlich und perſönlich gedacht, ſtellte dann unſern göttlichen Helden dar, wie er jetzt zur Winterzeit trotz ſeiner bereits eingetretenen Verjüngung als Meergott im Malſtrom unfruchtbar an den Felſenklippen den mehlweißen Uferſand mahlt, wie er als Feuergott noch ebenſo vergeblich im Heerdfeuer als Loki-lodinn ſeine neugeſchnitzten Bolzen härtet, wie er als Erdgott durch ſeine Widerhaken in der Erde bald ſeinen Gras- und Blumenteppich befeſtigt. Immerhin iſt und bleibt er fürs Erſte noch mit ſolcher Verrichtung zur Winterzeit ein Thor. Darum heißt Amloði nicht nur im Nordiſchen, ſondern auch im Angelſächſiſchen emele oder emelle insipiens, emelness oder aemylness taedium laboris, ohne daß ſich mit Sicherheit ausmachen ließe, ob hier und dort mehr das Appellativ vom Eigennamen, was das Wahrſcheinliche iſt, oder der Eigenname vom Appellativ ſolche abgeleitete Bedeutung angenommen hat. Es würde uns hier zu weit führen, wenn wir entwickeln wollten, wie Amleth als der unabläſſig im Wellengewoge arbeitende Meergott ſich winterlich mit dem grauen Spielgeſellen (spialli) Hrungnirs, dem im nächtlichen Dunkel dämmernden,

ebenso böſigen Hymir und noch mehr mit dem im Meerkeſſel aufrauſchenden Ymir berührt; wie er als Amr oder Ambr stridor et querela misere laborantis neben den Frekiwölfen als Sohn des Dag aufgeführt, neben ſich die weibliche Seite ſeines Weſens Ama oder Embla, des winterlichen Ymir (stridor maris) Tochter, hat, welche der im Strom und Waſſerfall rauſchende und winterlich ſtürmende Odhin als Arngrim aus Ymirs Lande ſich zur Gattin raubt; wie ferner Amlr und Ambla ſchon vor dem vierten Jahrhundert zu dem Götternamen Amalr gehören, auf welchen Jornandes die gothiſchen Amaler im Amelungenland zurückführt, welche mythiſch mit den Hiunen verwandt, zugleich als die im winterlichen Walde hauſenden Wölfinge und Bernäre erſcheinen, mit welchen dann geſchichtlich der Amalerfürſt Dietrich von Verona verknüpft wird; wie darum nach der gothiſchen Genealogie Augis = Oegir als Vater von Amala, Iſarna oder Eiſe = Iſangrim als deſſen Sohn aufgeführt wird; wie dieſer nordiſche Gott, zumeiſt mit der gothiſchen Wanderung, weit in die deutſche Heldenſage hineingetragen und verſprengt, noch ſpät als däniſcher Amelolt neben der ſchwediſchen Amelgart, im Nibelungenlied als des Fergen Bruder und der Elſe Mann, Amelrich, unſerm Orendel-Eiſe und Achille verwandt, uns begegnet. Aber das Eine wollen wir doch gleich hervorheben, um dieſen weitverzweigten Verſchlingungen der nordiſchen und deutſchen Sage einen greifbaren, feſten Halt zu geben, daß wir nicht nur mit dem Schmiede des Winterkönigs Nidung, Amilias, dem bald ſiegreichen Eigil-Velund gegenüber, auf den noch winterlichen Orendel-Amleth geführt werden, der wie er ſeine Bolzen ſchnitzt, die Runen ſchneidet und verſteht, ſo urſprünglich auch ſeinen kunſtreichen Sonnenſchild ſelbſt verfertigt und bemalt, ſondern daß auch, wie ſchon Grimm M. 346 erinnert, mit dem Geſchlecht der Amaler und Wölfinge außer Iſanbart, Wolf und Etico beſonders die Irmendrut verbunden wird, die wir als Amleths Gemahlin Hermuthruda in Nordengland antreffen werden, wohin nach der Fornald. S. 1, 388 mit dem König Harald und Sigurd Ring aus Dänemark auch die Könige Ama und Ella verſetzt werden. — Es miſcht ſich nun bei Amleth als dem unermüdlich Arbeitenden, ganz wie in der Bezeichnung von

Fenja und Menja als ambôtt Mägde, Dienstmädchen, der Begriff des Dienstbaren, des winterlich Dienenden ein und hiermit in Verbindung der Zug, daß dieser winterlich Dienstbare, der Aschenbrödel, ganz wie im Angelsächsischen emelle, im Nordischen Amleth als Appellativum die Bedeutung von insipiens, dumm und närrisch erhalten hat. Und in der That, so tritt uns Amleth gleich am Anfang der Sage entgegen. Ein Kind des Hörvendill und der Geruthe steht er nach dem Tode jenes als die eben aufgesprossene Wintersaat im Dienst, in der Knechtschaft des Wintergottes Fengo und der jetzt auch ihm entfremdeten, in des Fengo Macht und Willen gegebenen Erdmutter, bei denen er, in deren Gehorsam und Dienst er die ganze Winterzeit verbleiben muß. Dies wird nun ganz menschlich ausgedacht und ausgemalt. Er weiß selbst, in welches schrecklichen Todesfürsten und alles verderbenden Herrschers Gewalt er ist, wie es leicht auch um ihn geschehen sein wird. Aber in ihm lebt der Keim, die Hoffnung des künftigen Lebens und Sieges über den dunklen, finstern Despoten, an dem er zu seiner Zeit die Rache für den ermordeten Bruder, für seinen Vater und seiner Mutter wahren Gatten vollziehen muß. Das ahnt auch Fengo in seinem finstern, mißtrauischen Gemüth, daher fortan der beständige Kampf zwischen beiden in immer neuen Versuchen und Erfolgen der gegenseitigen Ueberlistung. Die Doppelnatur des jugendlichen Gottes zur Winterzeit als dienstbar, finster, schmutzig, arm, häßlich, knechtisch und doch als das unter der Asche schon fortglimmende Feuer und Leben des bald erwachsenden Sonnenlichtes und aufgrünenden Wachsthums erscheint nun menschlich aufgefaßt, hier als männlicher, wie sonst als weiblicher Aschenbrödel und dazu als dummer Hans und dumme Grete. Darum ist auch der noch winterlich gebundene Sonnengott mit Göttin in der Heldensage wie im Märchen, ehe die leuchtende Wiedergeburt ans Licht tritt, wie noch träumend oder geistig und körperlich mangelhaft, wie blindgeboren, stumm und lahm, dumm und schweigsam, pögullmin, Tell, faul und unlustig, am Küchenheerd hockend oder im Schmutz des Stalles verkehrend, bis aus dem Aescherling (askefis) und Schmutzfink plötzlich der natürliche und geistige Lichtstrahl des Sonnenglanzes

hervorbricht (vgl. Gr. M. 36). Hier haben wir es aber im Anfang noch mit keinem Paar zu thun, obgleich wir diese in unserer Sage eingetretene Verdunkelung bald etwas gelichtet finden werden, sondern mit dem einen Amleth. So verstehen wir es nun, warum nicht zufällig, zwecklos, in bloßer Ausschmückung, wie bei neu ersonnenen Märchen, sondern Alles überall dem tieferen Naturſinn entsprechend dargestellt wird, daß er, mit dem Motiv der eigenen Sicherung gegen die vom Fengo immer drohende Gefahr, sich blödsinnig und ganz närrisch stellt, was er dann nach der menschlichen Auffassung des Naturmythus als unter der Asche fortglimmendes Feuer nicht in der That, sondern nur zum Scheine war. Das Wunderbare ist, er konnte gar nicht anders sein, als er von Natur war, darum erschien er als eine wahre Jammer- und Knechtsgestalt blöde und dumm, wie immer der Gott selbst zur Winterzeit, und war doch im innern Kern, nach seiner Anlage zu all seiner spätern Herrlichkeit, Schönheit, Tapferkeit und Weisheit angelegt. Er wird von Jedermann anders gehalten und verstanden, als er ist, und bleibt doch immer, wie er ist, wahr. Wir sehen den tiefen Sinn in dieser naiven Gestaltung des Natürlichen zum Geistigen, des Naturlebens zum Göttlichen, des Naturgottes zum Menschlichen. Die wunderbare Verwandtschaft unseres Amleth als amleth mit dem römischen Brutus als brutus ist aber trotz aller rhetorischen römischen Bildung unseres Saxo Grammaticus keineswegs entlehnt, sondern selbständig in ähnlicher Bedeutung auf verwandtem Boden indogermanischer Naturauffassung und Mythenbildung erwachsen, und wenn später auch die Gestaltung der stammverwandten Sage im Einzelnen auseinandergeht, so nehmen wir zur Bezeichnung seines Wesens den im unscheinbaren Holz verborgenen Goldkern oder eigentlicher das im vertrockneten dürren Holzstamm, wie in der Tannhäusersage, zur Frühlingszeit wunderbar und geheimnißvoll neupulsirende Leben, wie dazu die auf dem Heerde angehäufte Asche mit dem darunter verborgenen, zur Julzeit neugeborenen Lichtglanz auch für unsern Amleth in seiner Doppelnatur als noch im Finstern gehaltenen, schlummernden Erd- und Lichtgott in Anspruch. Davon trägt er nicht nur in seinem verworrenen, struppigen, zerlumpten,

unordentlichen Aussehn, wie die Natur im Winter, die Armseligkeit, Narrheit und Verrücktheit zur Schau als Hülle seines goldnen Kerns, sondern täglich mußte er auch in der Asche des mütterlichen Heerdes als wahrer Aschenbrödel überall verachtet und verhöhnt erscheinen. Aber wie in seinem Wesen, so deutet auch in seinem Thun für den tiefer Blickenden Alles auf sein künftiges Hervortreten aus der Finsterniß ans Licht, aus der Verachtung und Dienstbarkeit zur siegreichen Herrschaft, aus der stillen Vorbereitung seiner Rache zur kühnen Ausführung und Vollendung hin. Wie das Licht in der Tiefe seines Geistes trotz aller Blödigkeit hell funkelt, wie der verborgene Keim des Lebens seine Triebkraft nur verhüllt, so muß nun auch die so aufgefaßte Rache an dem ehebrecherischen Mörder seines Vaters und Buhlen seiner Mutter in der Stille geplant und vorbereitet werden. Und sinnig genug, diese Vorbereitung seines tief und verschmitzt angelegten Racheplans steht wieder mit dem Heerd in nächster Beziehung und trägt die Spuren seiner weisheitsvollen Thorheit, man könnte ihn mit Horaz als insanientis sapientiae consultus im rechten Licht bezeichnen, an sich. Er schnitzt wie ein Kind zur Kurzweil im kindischen Spiel sich Bolzen oder Klammern, die er an den Enden mit Widerhaken versieht und in seinem Heerdfeuer härtet, um damit, wie er, obwohl verspottet, richtig sagt, Rache zu nehmen für seinen Vater. Das ist eben der Anfang vom Ende. Hier wächst schon im ersten Keim der künftige Sieger und Rächer heran. Nun könnte zwar dies Benehmen ein reiner Rückschluß in ethischer Motivierung von dem Ende auf den Anfang sein ohne irgend einen tieferen Grund, aber es fragt sich dennoch, ob auch dieser Auffassung nicht ein besonderer natürlicher Grund zur Voraussetzung diente, da man sehr wohl in der aufgekeimten Wintersaat, die in dem Boden der Erde bereits Wurzel gefaßt und die erste Widerstandskraft gegen die winterlichen Einflüsse der Kälte und der Stürme entwickelt hat, dieses kindliche Spiel des jungen Gottes sich wiederspiegelnd denken könnte. Dies würde dadurch bestätigt werden, daß gewiß nicht ohne Grund hervorgehoben wird, wie Amleth die von ihm geschnitzten und gehärteten Klammern sich sammelt und sorgfältig birgt und aufbewahrt für eine spätere bessere Zeit. Ja diese Pflöcke (krokr)

mit Widerhaken lassen sich bei ihm, der zugleich als Licht- und Erd- und Meergott jetzt noch im winterlichen Reiche Geirröds-gard unter Fengo dienend gedacht war, dazu auch noch als Angelhaken vorstellen, mit denen wie beim Thor, beim Walthari, ähnlich wie mit dem Netze Lokis und Orendels, des Frühlings Herrlichkeit aus der Erd- und Meerestiefe ans Licht heraufgeangelt und gezogen wird.

10) Amleths Prüfung.

Aber grade dies sein erstes Hervortreten in eigener, wenn auch noch so unscheinbarer Kraft und Selbständigkeit, weckte darum mit Naturnothwendigkeit auch die Gegenwirkung des winterlichen Gottes. Die aufmerksameren Beobachter ahnten an seiner ersten geschickten Arbeit und Feuerverhärtung die unter dem Schein der armseligen Blödigkeit versteckte Weisheit, die man darum ans Licht ziehen müsse trotz seiner Verschmitztheit. Dieselbe lasse sich aber am besten überwinden und verrathen durch den im Menschen vorherrschenden Trieb der Wollust. Fengo läßt den Jüngling darum ein Pferd besteigen, in den Wald reiten und ihm hier von seinem Gefolge begleitet und beobachtet, ein schönes Mädchen vorführen, den Amleth zu versuchen. Jeder Zug in der Sage ist bedeutungsvoll. Zuerst muß Amleth ein Pferd besteigen, auf dem er zur Jungfrau reitet, wie Siegfried zur Brunhilde, wie Orendel zur Breide, wie Svipdagr zur Menglada, wie Freir-Skirnir auf seinem Sonnenroß zur Gerda. Aber noch ist sein Ritt kein Siegesritt, noch ist er seiner Macht beraubt. Alles, was er macht, ist und muß verkehrt und linkisch sein, wie beim dummen Hans und Till Eulenspiegel, der zuletzt freilich in großer Verflachung und Vermischung unserm deutschen Volk von dem rückwärtsreitenden Sonnengott noch übrig geblieben war. So sitzt Amleth auf seinem Sonnenroß denn mit Recht verkehrt, statt des Zügels den Schwanz in der Hand, und muß dadurch wieder in seiner Verkehrtheit bestätigt, den Begleitern zum neuen Spott dienen. Und doch ist dieses Rückwärtsreiten des Sonnenrosses und Sonnengottes ebenso in jenen Sagen von den gestohlenen, rückwärtsgeführten Sonnenrindern des Herakles, bei den Deutschen auch in dem apfel-

grauen winterlichen Sonnenroß des Wassergottes, dessen Hufe verkehrt stehen (Gr. M. 458), ausgedrückt. Ebenso bedeutungsvoll ist das Zweite. Sie reiten fort in den Wald, der noch wie gewöhnlich zum Bereich der Unterwelt gehört, und das erste, was ihnen in dem winterlichen Walde dort begegnen muß, ist der Wolf, der eigentlich bis hierher den Sonnengott auf seinem rückwärtsreitenden Pferde verfolgt hatte. Amleths Genossen reden ihm vor, daß dies ein junges Pferd sei, und er antwortet: „Ganz recht, das Winterpferd, nur hat deren mein Oheim zu wenig in seiner Heerde," mit Rücksicht auf des unterweltlichen Gottes Reichthum und Geiz, der seine Schätze selbst in Wolfsgestalt an sich gerissen und geraubt hat und, nachdem er zur Winterzeit die Sonne und den Mond, Freir und Freia mit all ihren Schätzen und aller Herrlichkeit der Erde in seine Macht bekommen, ängstlich behütet und festhält, bis ein Mächtigerer, der an ihm zum Wolfe wird, ihm den Raub wieder abnimmt. Amleths Bedauern ist also tiefer gefaßt, darauf gerichtet, daß diese Zeit, wo der Lichtgott auch als Wolf gedacht, wie Egill im Wolfsritt, dem Wintergott seinen Raub wieder abnimmt, noch immer nicht da ist.

Als sie nun weiter am Ufer vorüber kamen und seine Genossen das Steuer eines dort gestrandeten Schiffes für ein großes Messer ausgaben, entgegnete er, daß mit diesem Messer allerdings ein großer Schinken geschnitten würde. Das Meer hat hier gewissermaßen die Gestalt von Freirs Gullinbursti, von Odhins Saerimnir angenommen, welches das Steuer des Schiffes, wie wir an der Stelle aus Snaebjörn gesehen, (ristr) durchschneidet, wie der Wintergott als Freir die Himmelstiefe und das Weltmeer durchwatend, durchreitend, durchfahrend zerschneidet. Die Frage wird aus der nordischen Dichtung zu bejahen sein, daß das Meer selbst nicht nur als Midgardsorm, sondern auch als Eberrücken aufgefaßt wurde. Dies finden wir durch die dritte Antwort Amleths bestätigt, als seine Gefährten den weißen Ufersand des Meeres für Getraide ausgeben, wenn er erwiedert, daß dies allerdings von den Meeresstürmen weiß gemahlen sei. Denn dies war eben die von den Winterstürmen benannte Meerbrandungs-, Felsen- und Klippenmühle Amleths,

wie wir in der Edda gesehen, grotti Amlôda, wodurch Amleth, wie die zweite Antwort bereits angedeutet, mit seinem Wesen aufs engste nicht nur zum Meer, sondern ebenso zur Schiffahrt und ihrem Ruderwerk und zur Getraidebereitung auf der Schrotmühle in Beziehung gesetzt wird. Er war wie im aufkeimenden Winterkorn, wie in der erwachenden Feuerkraft, so in der jetzt zwar von den Winterfluthen überwundenen und im Schiffbruch gebrochenen Steuerkraft und in der die Winterfluthen erregenden, den Ufersand mahlenden Sturmes- und Felsenkraft, wie in der das Getraide mahlenden Schrotmühle mächtig und so als Freir mit Freia wie als Amleth mit Fenja und Fengo verwandt. So tritt Amleth nach dieser Seite dem Eise-Orendel nahe in seiner winterlichen Natur und der im gleichen Wesen dem Gott entsprechenden, schon bei Tacius erwähnten Schiffsgöttin Isis oder Frau Eise, von der noch Aventinus treffend erzählt, sie habe alle Länder durchzogen und sei zuletzt bei dem König Schwab geblieben, den habe sie Eisen schmieden (wie Wieland), Getraide säen, mähen, mahlen, kneten, backen, Flachs und Hanf bauen, spinnen, mähen, weben gelehrt. (Vgl. Grimm M. 244).

Mit diesen drei Antworten, in welchen sich Amleths Gotteswesen zugleich als noch gebundener Erd- und Feuer- und Meergott offenbart, war eigentlich nach dem Herkommen, wie wir auch bei Thorkill in der Adlershöhle und bei Illuge in der Höhle Grids sehen, seine Verstandesprobe bestanden, aber die Versuchung ist auch hier wie dort nicht nur geistig auf Runen und Räthsel gerichtet, sondern schon ethisch weitergeführt. Wie Gorm oder Gram mit Thorkill sich nur dadurch vom Untergang und Versinken in des Geruthus Gewalt erretten kann, daß sie sich freihalten von der Eßlust und Habgier und Sinnlichkeit, so ist hier nur das Letztere ihm zur Versuchung vorgeführt, obgleich er gerade nach bestandener Probe nunmehr zur Julzeit wie Svipdagr zur Menglada, wie Skirnir-Freir zur Gerda gelangt, als ersehnter Geliebter und wahrer Verlobter, um mit derselben im später grünen Hain als neuerwachter, verjüngter und bald erstarkter Sonnenjüngling sich zu vermählen. Es sind hier also zwei Dinge, die eigentlich im Widerspruch stehen, aber im

tiefsten Wesen der Sage und des Naturmythus begründet sind, verbunden. Der neugeborene Sonnengott erkennt in der Mittwinterzeit die geliebte Erde wieder, umfaßt sie in neuer Liebe, vermählt sich neu mit ihr, wie Siegfried mit der aus dem winterlichen Todesschlaf erweckten Brunhilde, nachdem er zu ihr durch alle Hindernisse hindurch gedrungen, wie ebenso Orendel mit Breide, aber so daß noch ein Schwert dazwischen liegt bis zur Frühlingszeit, weil er mit ihr und sie mit ihm noch gebunden ist durch des Winters Macht und sie spröde in jungfräulichem Trotz ihm, wie Brunhild dem Gunther-Siegfried, als dem noch winterlichen Sommergott widerstrebt. So ist an sich auch Amleths Verhältniß zu der schönen Maid, Shakespeares Ophelia, deren Namen wir hier in der Sage nicht erfahren, richtig aufgefaßt, zu denken. Er hat sie schon und hat sie nicht, er genießt ihre Liebe und auch nicht. Doch folgen wir diesem in der Sage etwas verdunkelten Hergang. Amleth findet in dem Walde die schöne Maid und wäre verloren gewesen, wenn sein Milchbruder ihn nicht gerettet hätte. Wie sonst ist auch hier der eigene Sinn und Gedanke vom Gott als besonderer Rathgeber getrennt, der Gott als sein eigener Doppelgänger aufgefaßt, wie Freir-Skirnir, wie Gorm-Thorkill, Ermanrich-Sibich u. s. w. Aber während Thorkill den Gorm in deutlichen Worten warnt, so bedient sich hier Shakespeares Horatio oder vielmehr Amleths namenloser Doppelgänger in dieser Situation des symbolischen Rathes, ähnlich wie Gudrun, um ihre Brüder vor Atlis Einladung zu warnen, durch ein in einen Goldring geknüpftes Wolfshaar, durch den der Bräme in den Schwanz gesteckten Strohhalm, der die Warnung vor der Sinnenlust ihm in dem verfänglichen Augenblick kundthat. Wie wir vermuthen, erschien nämlich der im Winter neugeborene Gott selbst als Bräme, aber trug hier noch nicht wie zur Frühlingszeit im Schnabel den Strohhalm herbei, um sich sein Nest zu bauen zum Ehebund, sondern ähnlich wie Amleth auf dem Pferd verkehrt, jetzt als Verbot noch abwehrend im Schwanze, wie ähnlich im Märchen so der Hahn mit dem Strohhalm am Fuß erscheint. Drum vermied auch Amleth die Vermählung, die beabsichtigt war, durch Enthaltsamkeit, aber genoß der Liebe doch, wie auch Buchi mit Guthmunds Tochter

Ingeberga und wie überall der Sonnengott mit der erneuerten Erdgöttin, nur daß dies vielmehr eine Ehe auf Hoffnung war, eine Vermählung und doch keine Vermählung. Wie Gorm-Buchi mit Ingeberga zuerſt zur Julzeit und dann als Gorm-Thorkill mit der Königstochter zur Frühlingszeit bei ſeiner Heimkehr ſich neu vermählte, wie Siegfried mit der Brunhild zuerſt und dann mit der Chriemhild von Neuem, wie Walthari mit der Hildegund ſchon an Etzels Hof und dann auf ſeines Vaters Burg ſich doppelt verlobte und vermählte, ſo liegt hier nur etwas verwiſcht, der gleiche Sinn zu Grunde. Amleth erkennt im Walde in der ſchönen Maid keine Fremde, ſondern die innig Geliebte von Jugend auf, mit der er ſeine ganze Kindheit verlebt, alſo die für ihn beſtimmte Braut, die ſonſt auch als Schweſter gedacht wird, wie *Κόρος* zur *Κόρη*, Freir zur Freia, aber noch in der Mittwinterzeit, ein Gedanke, den wir gleich noch in anderer Auffaſſung wiederholt finden. So trägt er ſie mit ſich fort, ähnlich wie Zeus ſeine Europe, Theſeus-Dionyſos ſeine Ariadne, wie Freir-Skirnir ſeine Gerda, Walthari ſeine Hildegund, zum jetzt noch einſamen Hain und winterlichen See auf ſeinen Armen. Er hat ſich vermählt mit ihr, wie er ſpäter ſich rühmt, wieder in dreifach ſymboliſcher Sprache auf dem Huf eines Rindes, auf dem Kamm eines Hahnes und auf dem Gebälk eines Daches. Wir erkennen auch hierin drei Beziehungen auf das Weſen des jetzt noch in der Unterwelt weilenden Gottes, deſſen Vermählung eben noch fern im Norden gedacht wird, wie das Hintragen zum verſteckten ſumpfigen Ort der Unterwelt andeutet, wie auch Buchi bei Guthmunds Ingeberga mit dem vadum, fen in Beziehung geſetzt wird. Es iſt die Unterweltsquelle, der Mimirsbrunnen, den wir auch bei Utgard-loki gefunden haben, in dem beim Sonnenballſpiel am Abend die Sonne verſinkt. Die im Hochwinter aus ihrem Todesſchlaf zu neuem Leben, zu neuer Fruchtbarkeit erwachte Erdgöttin erſcheint aber ſelbſt ſeit dem Anfang des Ackerbaus, wie auch ſchon bei Tacitus das Rindergeſpann der Nerthus mit Niörd andeutet, als Rind, als Kuh, weshalb auch in der hieraus gebildeten altnordiſchen Kosmogonie die Erde als die Kuh Audhumbla, der Gott mit ihr zu einem iumentum vermählt

gedacht wurde, worauf sich auch die den Gott und die Göttin nachahmenden Vermummungen zur Jul- und zur Carnevals- oder Fastlabendzeit als vitulus und vitula beziehen. Ebenso verhält es sich mit dem Kamm des Hahnes. Wie er dort zur Kuh den Huf des Rindes, so hat er hier zu der in der Julzeit neu befruchteten Henne den Kamm des Hahnes getragen, wie überall der Gott und die Göttin sich leicht in die entsprechenden Thiergestalten kleideten, das Hemd, das Kleid, die Haut der Vierfüßler und Vögel anlegten. Als sich Svipdagr bei Fiölsvidr nach dem Weg zu seiner Menglada erkundigt, erfährt er von der Wunderkraft des auf dem hohen, von Gold und goldnen Früchten glänzenden Weihnachts- oder Mimameidrbaum am Mimirsbrunnen thronenden Hahnes Windofnir. Hier ist es der schwarze Hahn, dem gegenüber der noch jetzt in unserer Sprache mit dem Feuer verbundene rothe Hahn und der rothe Hahnenkamm in engster Beziehung zum feuerlichten Sonnengott steht (Grimm M. 635), wie selbst noch im Märchen von Hans mein Igel der Igel mit dem Hahn hoch oben auf dem Baum an Freirs Gullinbursti, an den aus dem Wintergott sich verjüngenden Lichtgott erinnert. Einen gleichen Sinn haben nun auch die laquearia tecti, der Hahnebalken oben im Giebel des Hauses, auf dem er wie der Hahn auf seinem neuen Thron als Wetterhahn noch jetzt steht, weshalb er auch im Märchen von dort mit seinem Trompetenton die Räuber, die schon an die Stelle des Unterweltsgottes getreten sind, wie immer auch, besonders nach der schönen Stelle in Shakespeares Hamlet 1, 1 die Nacht verscheuchend vorgestellt wird. So ist nun schon der bisher *unten* in der Tiefe, in der finstern Höhle weilende Gott auf das Dachgebälk in das Obergemach des Frodi gestiegen, während Fiölnir-Fengo nach unten muß, hat wieder, wohin er gehört, in der Mittwinterzeit den höchsten Sitz im Himmel Hlidskialf eingenommen, wie auch Thorkill mit Gorm superne vordringt. Diesen Sinn mochte die in dunkler, dem nordischen Volk besonders heimlicher und eigner Runen- und Räthselsprache von Amleth angedeutete Vermählung haben, während mit gleichem Recht auf der andern Seite seine Geliebte jede Vermählung, ähnlich wie Brunhilde und Breide durften, in Abrede stellte.

11) Amleth bei seiner Mutter Geruthe.

In nächstem Zusammenhang hiermit steht das Folgende, welches denselben Gedanken nur in eine andere Form kleidet und gewissermaßen jenem Vorgang vorangestellt werden könnte, obwohl er richtig aufgefaßt, mit ihm zusammenfällt. Fengos Versuch war also vereitelt. Amleth hatte die Probe bestanden, war jetzt als der neugeborene Lichtgott mit der Erdgöttin vermählt, aber doch für den Augenblick noch dienstbar, noch gebunden in des finstern Königs Gewalt. Wie nun dem Amleth sich sein guter Milchbruder hülfreich zur Seite gesellt, so tritt in gleichem Sinn dem Fengo ein übler Rathgeber, des Shakespeare Polonius, wie jener in der deutschen Sage früh und viel berufene Sibich des gothischen Amalerkönigs Ermanrich, als williges Werkzeug zur Hand. Er hat ein neues Mittel entdeckt, dem verschlagenen Sinn des Amleth auf die Spur zu kommen, wenn man, während Fengo eine Weile verreise, den Sohn mit der Mutter allein in ihrem Schlafzimmer einschließe und beide dann belausche, da werde die Wahrheit ans Licht kommen. Alles geschah so, und der böse Rathgeber selbst, ebenso hier Fengos Doppelgänger, lauschte in dem auf den Boden gebreiteten Winterstroh verborgen, dem Gespräch zwischen Mutter und Sohn.

Das Wesen und das Räthsel dieser Zusammenkunft ist uns, wie wir oben schon gesehen, klar aufgedeckt, in dem Grogaldr der Edda oder, wie Simrock übersetzt, in Groas Erweckung. Wir müssen um des Zusammenhanges willen die wichtigsten Worte noch einmal wiederholen, die vom Sohne, hier von Amleth, an die noch im Todesschlaf der Unterwelt träumende Mutter gerichtet werden: „Wache, Groa, Erwache gutes Weib, Ich wecke dich am Todtenthor. Gedenkt dir des nicht? Zu deinem Grab Hast du den Sohn beschieden." — Dann: „Zu unheimlichem Spiel Beschiedst du mich, Arge: Die mein Vater umfing, Lud mich an den Ort, Den kein Lebender kennt, Eine Frau hier zu finden," — bis sie ihm den Weg zeigt, durch alle noch winterlichen Gefahren ans Ziel zu gelangen. So hat auch hier die Mutter ihren Sohn, Geruthe den Amleth, zu sich gerufen, der sie aus ihrem Todesschlaf, ethisch ihr Gewissen aus dem Schlaf der

Sünde aufweckt, und die ihm dann in gleicher Weiſe hülfreich iſt, ſein Ziel zu erreichen, das zwar eigentlich nicht nur mit dem Tode Fengos, ſondern in der Vermählung mit der aus der winterlichen Göttin und Mutter neuverjüngten Erdgöttin enden ſollte. Aber Mutter und Tochter ſind auch hier, wie bei Demeter und Kore, ſchon in der Vorſtellung und Sage getrennt, obwohl der urſprüngliche Sinn noch leiſe durchſchimmert.

Aehnlich verhält es ſich nun auch mit allem Uebrigen, was bei dieſer nächtlichen Zuſammenkunft geſchieht. Alles gewinnt ſein Verſtändniß, ſeine tiefere Bedeutung aus dem Naturmythus. Wenn Amleth in der Furcht, hier belauſcht zu werden, nach der in ſolchem Zuſammenhang naheliegenden Motivierung, wie närriſch auf das Stroh ſpringt und hier wie ein zorniger Hahn mit den Armen, wie mit ſeinen Flügeln um ſich ſchlägt und kräht und dann, ſobald er den Körper unter ſeinen Füßen merkt, denſelben mit ſeinem Schwert durchbohrt, ihn aus ſeinem Verſteck hervorzieht und tödtet, ihn dann in kleine Stücke zerſchneidet, in heißem Waſſer kocht und durch die Oeffnung einer Kloake den Schweinen zum Futter vorwirft, ſo klingt dies Alles erſchrecklich genug, ſcheint von Rohheit zu zeugen und wirklich wie wahnwitzig auszuſehn. Und doch liegt auch hier ein tiefer Sinn in ſolchem kindiſchen Spiel. Wenn zuerſt Amleth hier wieder als Hahn die Flügel zuſammenſchlägt und kräht, ſo haben wir die Bedeutung hiervon ſchon oben erkannt, die wir hier nur beſtätigt finden. Amleth ſelbſt iſt jetzt der verjüngte rothe Hahn, der über dem unter ihm verborgenen Helfeshelfer Fengos d. h. über dem alterego des Fengo jetzt thront, wenn dieſer nun dem Tode erliegen muß zur Mittwinterzeit, während der Fengo ſelbſt erſt zur Frühlingszeit, von ihm unterſchieden und geſondert, ſeinen Tod findet. Selbſt das ſiegreiche Unter die Füße treten haben wir in gleichem Sinn ſchon wiederholt bei der Königin Breide dem Alban und ihrem Kämmerer gegenüber gefunden. Aber wie muß dieſer quasi Fengo ſterben? Auch das iſt bedeutungsvoll. Der hier zu Grunde liegende Sinn wird uns deutlich, wenn wir uns an dieſelbe in einer griechiſchen Sage enthaltene Symbolik erinnern. Pelias wird von ſeinen eigenen Töchtern getödtet, zerſtückelt, im Keſſel gekocht, um von der Medeia der

winterlichen Sonnengöttin wieder verjüngt zu werden, wie sie dies bei einem Lichtbock, als welcher auch der winterliche Gott erschienen ist, ihnen vorgemacht hatte. Hier wie dort handelt es sich um den freilich etwas naiven Ausdruck einer Culturstufe, die an dem Gott, der pantheistisch alle Naturvorgänge an seinem eigenen Wesen zur Darstellung bringt, sich selbst vollzieht. Was uns so natürlich, so gewöhnlich und alltäglich vorkommt, war in den Culturanfängen des Völkerlebens ein gewaltiger Fortschritt und wunderbarer Vorgang, der aufs engste mit dem Ackerbau und den hierdurch begründeten festen Wohnsitzen zusammenhing. Es war dies der Genuß des in kleine Theile zerschnittenen, zerstückelten und so gekochten Fleisches. Während bei den Griechen die frühere Culturstufe durch den Dionysos ὠμηστής dargestellt wurde (qui crudis vescitur, inhumanus), kam diese, wie durch die Peliassage, im Norden entsprechend durch den hier beschriebenen Vorgang zum Ausdruck. Der Unterweltsgott muß seinen Tod finden, und wie dort der zerstückelte, gekochte Bock und Pelias zu Tode kommt, so hier der böse Rathgeber, auf dem der Hahn kräht. Daß aber diese Todesart gerade dem winterlichen Gott bereitet wird, lag darin begründet, daß, wie in Thorkills und Illuges Fahrt ausdrücklich hervorgehoben ist, zur Winterzeit mit dem Erlöschen des himmlischen Sonnenlichtes auch das Heerdfeuer erlischt, so daß die Menschen zum todbringenden Rohfleischessen zurückkehren müssen. Sobald aber das Sonnenlicht von Neuem entzündet wird, kann auch wiederum das zerstückelte Fleisch im Kessel gesotten werden, so daß der rohe Wintergott zu seiner Wiedergeburt der Zerstückelung bedarf oder, sobald der verjüngte Gott von ihm unterschieden ist, mit seiner Zerstückelung im Tode beharrt. Die Verjüngung ist hier wie dort der neugeborene Licht- und Sonnengott, der hier von seinem Gegner unterschiedene Amleth. Aber wie dort Pelias, so muß hier der quasi Fengo im Tode zerstückelt bleiben, wie ganz dasselbe Geschick früher durch Fengo dem Bruder Örvandil bereitet scheint. Wenn hier jedoch noch ein Zusatz hinzukommt, daß die Glieder des getödteten Unterweltsgottes nicht nur zerschnitten und gekocht, sondern auch in der Cloake versunken, voller Schmutz den Schweinen zum Fraße dienen, so ist dadurch

das Moment, der Gedanke wiedergegeben, daß der Gott selbst, obwohl schon in seiner jungen Wintersaat erwachsend, doch auch, wie bei den Römern als Stercülinus, als Düngergott erscheint, selbst, wie auch in den Eleusinien, zum Dünger wird und von dem fruchtbaren Thier der Erdgöttin d. h. von der Erdgöttin selbst in solcher Thiergestalt zu ihrer eigenen Befruchtung und Ernährung verzehrt wird.

Jetzt war Amleth als der zunächst schon siegreiche Gott befähigt, vor der Mutter und Königin in dem früher bezeichneten Sinn als Geruthe-Gro, die Hülle seiner Narrheit und Blödigkeit abzulegen, sich ihr zu offenbaren, sie zu erlösen und als seine Genossin in dem weiteren Werke anzurufen, zu erkennen und zu gewinnen. Aber wir wissen, von dieser Mittwinterzeit bis zur Frühlingszeit, bis zur Vollführung seiner eigentlichen Rache an dem andern Fengo war noch eine Zeit längeren Verweilens und Kämpfens; weshalb er sie mahnen muß, bis auf Weiteres noch sein Geheimniß, seine Verstellung und sein Vorhaben zu verbergen. Darum ist jetzt zugleich die Zeit gekommen, wo der Lichtgott erst recht in dem winterlichen Reich des Nordens und Eises, ganz dem Thor entsprechend, die größte Gefahr für sein Leben und Dasein zu bestehen hat.

12) Amleths Reise nach England und Vermählung.

So begleiten jetzt statt des eigentlichen Fengo dessen Trabanten, bei Shakespeare Güldenstern und Rosenkranz, den Amleth auf seiner Reise übers Meer nach dem vermeintlichen England zu Fengos Freund und Genossen, der hier nun auch als englischer König des Fengo Stelle vertritt, ganz wie bei Thorkill von dem Riesendrachen oder auch von Guthmund weiter übers Meer der eigentliche Utgardloki, der an sich mit ihm zusammenfällt, getrennt ist. Was Shakespeare aus seinen besonderen Motiven für seine tragischen Zwecke etwas gewaltsam und künstlich an der Amlethsage geändert hat, geht uns hier nichts an, wir folgen unserm Amleth mit seinen verrätherischen Begleitern über das Weltmeer nach dem weiteren Westen in das hier von Fengos Herrschaft unterschiedene, ihm unterworfene, hier englische Utgard. Die Reise selbst deutet bei Amleth, wie auch

bereits bei Fengo-Amleth vorübergehend, und später bei Amleths Botschaft nach Schottland theils auf den in seiner Bahn aus Utgard heimkehrenden, theils und besonders auf den die Erdgöttin aus Utgard erlösenden Sonnengott, wie wir dies beim Orendel beleuchtet haben.

Unterwegs tritt uns zuerst die von Amleth umgeänderte, in das Gegentheil verkehrte Botschaft und Runenschrift entgegen. Diese Motivierung der Sage ist durch den Erfolg bedingt, ganz in demselben Sinn wie ähnlich bei den λυγρὰ σημεῖα des Bellerophon, wie übereinstimmend bei der Einladung der Giukungen an Atlis Hof durch die Gudrun. Nicht Amleth, sondern Fengos Botschafter wird das beabsichtigte Verderben treffen. Das konnte nur durch die auch in der weiteren Amlethsage erdichtete Umkehrung der Botschaft geschehen sein, also der damals einzig bekannten Form der Runenschrift, im Umschneiden der Buchstaben durch den unter der fortgesetzten Hülle der Narrheit so verschlagenen Amleth, damit sich das alte vielbekannte Wort für alle bösen Rathgeber, Botschafter, Verräther erfülle: Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Fengo ist sein eigener Verderber und hat hier in ethischem Sinn sein verdientes Geschick durch eigene Schuld und Bosheit sich selbst bereitet, wenn auch hier noch zunächst an seine Stelle seine Boten getreten sind. So landet Amleth in dem zu seinem Verderben bestimmten und doch bald von ihm beherrschten Todesreich, aus dem er sich seine Geliebte, die Erdgöttin erlösen und gewinnen sollte. Wir werden England gleich als solches erkennen. Zuerst finden wir Amleth, wie weiland Bellerophon beim Jobates, hier beim englischen König, der jetzt durch Verpflanzung der Sage und des unterirdischen Locals von Jütland nach England mit seiner Königin an die Stelle von Fengo und Geruthe getreten ist, gastlich aufgenommen. Aber siehe, Amleth ißt nichts von den vorgesetzten Speisen und trinkt auch nichts von den vorgesetzten Getränken. Wir wissen schon, warum, wenn wir uns an Thorkills Warnung erinnern, nichts zu essen oder zu trinken in Utgard, um dadurch nicht, wie bei den Griechen Persephone, hier zu verderben und des Todes zu sein. Aber noch mehr. Amleth erklärt seine vermeintlichen Gründe, wieder wie gewöhn-

lich nach der räthselhaften Bilderſprache der nordiſchen Dichtung, in der Dreizahl. Alſo das Brod ſei von Blut befleckt geweſen, der Trank habe nach Eiſen geſchmeckt, die Fleiſchſpeiſen ſeien voll Leichengeruchs geweſen. Und es paßt ganz genau in unſern Zuſammenhang, wenn das Korn zum Mehl und Brod auf einem von Leichen gedüngten Schlachtfeld gewachſen; wenn das Fleiſch von dem Schinken der Schweine genommen, die von dem Leibe eines verweſten Räubers gemäſtet worden, und wenn der Wein mit dem Waſſer gemiſcht war, das in der Quelle über verroſtete Schwerter floß. Das konnte nur der Lichtgott wiſſen, der ſelbſt das Korn hatte wachſen laſſen, ja ſelbſt das Korn geweſen war, das aus dem, wie wir im vorwitzigen böſen Rathgeber des Fengo erkannt, mit Leichen gedüngten Boden erwuchs, zur Winterzeit hier in Utgard gemahlen, zu Brod gebacken war; der ſelbſt die Schweine der Erdgöttin ſo gemäſtet hatte, um zur Winterzeit den Schinken davon zu bereiten; der ſelbſt als heilige Quelle in Utgard zur Winterzeit als Mimirsbrunnen ſprudelte und auf dem Grunde ſein jetzt verroſtetes Schwert getragen hatte, bis er in ſeiner Verjüngung mit ſeinem glänzenden Sonnenſchwert ſich rüſten konnte zum Kampf und Sieg. Alſo das Alles gehörte der Unterwelt an und konnte darum ihm nicht etwa zur Speiſe und zum Tranke dienen. Aber nicht bloß das Reich mit allem dort Erzeugten, ſondern auch den König und die Königin muß er nun ebenſo ganz ſeinem Lichtweſen, ὃς *πάντα ὁρᾷ καὶ πάντα ἀκούει*, entſprechend erkennen und bezeichnen. Der König war von Amleth ſchon an ſeinen Augen als ein Knecht erkannt, was dann bei näherer Nachforſchung von ſeiner Mutter dahin beſtätigt wird, daß er einen Knecht zum Vater gehabt habe. Daraus erkennen wir in dieſem König eben den Unterweltskönig, der wie einſt Apollo beim Admet, Herakles beim Euryſtheus, wie Siegfried und Orendel als winterlicher Todesgott ſelbſt dienſtbar, knechtiſch erſcheinen muß. Was aber vom König gilt, muß auch bei ſeiner Königin der Fall ſein. So hat denn auch Amleth gleich erkannt, daß ſie in der That ebenſo wenig königlicher Abkunft ſei, was ſie wieder dreifach ſchon durch ihre Mägdeſitten verrathen habe, indem ſie wie eine Magd ihr Haupt mit dem Mantel verhüllt, wodurch ſie zugleich

zur Winterzeit als trauernde und verdunkelte Erdgöttin zu erkennen ist; indem sie ihr Kleid beim Gehen aufgeschürzt und dazu die zwischen den Zähnen zurückgebliebenen Fleischreste erst herausgestochert und dann niedergeschluckt habe, wodurch symbolisch derselbe Gedanke ausgedrückt sein mag, wie wenn die Schweine gierig Alles, selbst die auf dem Dünger liegenden Fleischstücke verschlingen. Wenn dazu ihre Mutter als in die Knechtschaft geführt dargestellt wird, wo sie dann geboren sei, wie oben Skinnnesia als Thors Tochter von Arinnesia, so wird eben hier die Tochter mit der alten Königin identificirt, so daß sie auch jetzt noch in der Knechtschaft des Winters als Königin und Göttin erscheint. Ihre Tochter aber ist nun die aus dem Tode erwachte, erlöste, neugeborene, an die Stelle der Gerutha getretene Erd- und Lichtgöttin, mit welcher sich Amleth jetzt in demselben Sinn wie oben mit der in unserer Sage mehr verdunkelten schönen Maid im Walde, hier im vermeintlichen England, in Utgard vermählt, wozu durch Amleths Fälschung Fengo selbst den Auftrag gegeben haben mußte. Daß aber diese Vermählung des verjüngten Licht- und Sonnengottes mit der ebenso neu erwachten Licht- und Erdgöttin den Tod, das Ersterben des Wintergottes und der Wintergöttin voraussetzt, wird in unserer Sage dadurch angedeutet, daß die den Fengo wie dazu den englischen König selbst vertretenden Genossen beide an Amleths Stelle mit dieser Hochzeit ihren nach Amleths Fälschung durch Fengo selbst befohlenen Tod erleiden. Und doch, wenn auch wenig durch Amleths List und bloße mit Eigennutz gepaarte Klugheit motivirt, es begegnet uns hier wieder dieselbe Sühne durch Gold, welche wir oben bei Koller angedeutet, bei Ottr durch Odhin, Hänir und Loki im Andvarischatz vollzogen, bei Eise-Orendel durch Breide gebüßt fanden. Der Licht- und Frühlingsgott kann nur aus dem Todesgott erwachsen durch gezahlte Sühne für den Wintergott, wie auch beim Nerthusdienst und in Upsala die Diener als Opfer in den See der Göttin versinken, die drei Gefährten des Thorkill je die Schiffsmannschaft sühnen, die Erde aus der Verunreinigung des Winters nur durch Sühne, durch Reinigung von der Todesschuld erlöst, zur neuen Fruchtbarkeit, zum neuen Leben zurückkehren kann. Das Gold aber, das überall zur

Sühne geboten wird, ist ursprünglich zur Mittwinterzeit das bis dahin in der Erd- oder Meerestiefe gebundene, geborgene, jetzt neu erwachende Leben der Natur in seiner goldnen Fruchtbarkeit, wie zur Mittsommerzeit die reich erblühte, jetzt versinkende Herrlichkeit derselben, an dessen Stelle, wie wir gesehen, nach menschlicher Auffassung erst später das ebenso in der Erde geborgene Metall getreten war. Eigentlich gehört nun die Todessühne dem Todesgott. Hier nimmt Amleth sie für Fengo in Empfang, die freilich beide ursprünglich an sich eins, also für einander gesetzt werden konnten, wie auch dem Frodi oder Freir in der Julzeit das Froblot floß. Wenn aber Amleth hier das zur Sühne für die zwei Getödteten empfangene Gold schmelzt und heimlich in zwei ausgehöhlte Stöcke gießt, so gewinnt er damit den Ausdruck, das Symbol für das jetzt von dem Julfest bis zur Frühlingszeit noch im Baumstamm verborgene Gold der neuen Fruchtbarkeit, den innerlich neu mit Saft erfüllten, äußerlich noch dürren Thor- oder Christophorus- oder Tannhäuserstab, ganz wie ihn Brutus von Delphi zurückgebracht haben sollte oder wie dies Feuer des Lebens an den Sonnengott geknüpft, Zeus-Prometheus jetzt zur Winterzeit, aber in der Narthex- oder Ferulastaude verborgen, vom Himmel auf die Erde zurückbringt. In diesem Sinn hat Amleth das neugeborene, aber, wie er selbst, jetzt noch latente Gold des neuen Lebens, der neuen Fruchtbarkeit bei sich, nachdem er es aus des Todes Macht gerettet, wie Prometheus mit Gewalt und List entführt und geraubt, um bald damit ans Licht zu treten.

13) Amleths Rückkehr, Rache und Sieg.

Denn schon ist auch die Zeit seines entscheidenden Kampfes und Sieges gekommen; nicht zwar nach Jahresfrist, welches eben die ganze Zeit seines in sich geschlossenen Kreislaufs bezeichnen würde, sondern in dem Sinn des griechischen ἐνιαυτός, wie auch sonst in der Sage mit den Zeitbestimmungen vielfach willkürlich verfahren wird. Scheint doch zum Theil selbst die Reihen- und Zeitfolge der einzelnen Momente in unserer Sage im Interesse der ethischen Motivierung weniger streng beobachtet. Denn obgleich Amleth bereits im englischen Reich seine Vermäh-

lung mit der Königstochter gefeiert, dort bereits als Sieger in königlichem Glanz erschienen ist, kehrt er hier noch einmal, aber nur vorübergehend, wie Orendel bei Eise in der Vorfrühlingszeit, in seine ganze frühere Niedrigkeit, Zerlumptheit, Aschenputtelei und Blödigkeit zurück, um nun, als ob es statt zur Frühlingszeit nach Jahresfrist zur Julzeit geschähe, sein lang geplantes Werk zu vollenden. Nur die Königin, wie wir gesehen, wußte drum seit jener Nacht der Verständigung und hatte zu dem Werk auf seinen Rath hülfreiche Hand geboten. Sie hatte die königliche Halle ringsum mit einem zusammengeknoteten Teppichgewebe behängt und hatte jetzt, nachdem die Zeit seiner Abwesenheit verstrichen, zum Schein für ihn, statt für Amleth-Fengo oder dessen bereits getödtete Trabanten eine Todtenfeier veranstaltet. So findet nun Amleth bei seiner Rückkehr Alle bei seinem eigenen Leichenmahl versammelt und setzt durch sein unerwartetes Erscheinen in seiner alten Weise zuerst Alle in das größte Erstaunen, bis die Gäste zuletzt über solchen Widerspruch in lautes Gelächter ausbrechen. Nach seinen Gefährten gefragt, konnte er mit Recht auf seine beiden Stöcke hinweisen. Hierauf gesellt er sich zu den Mundschenken und trinkt allen Gästen eifrig zu, da nun, wie bei Orendel in Monteval und in der wüsten Babylonie = Utgard, mit dem nahe bevorstehenden Tod des Winterkönigs und Winterreichs sich die Freude über all die bevorstehende Herrlichkeit im Leben der Natur zur Osterzeit berührt. Schon umgürtet er sich und seinen neuen Mantel, wie bei Orendel und Thorkill geschah, mit seinem Schwert, aber es ist noch das alte, unbrauchbare Narrenschwert. Als er sich deshalb mit demselben die Finger verletzt, wird es durch einen hindurchgetriebenen Keil in der Scheide festgenagelt. Endlich sind durch sein Bemühen die Gäste im Saal, wie beim Gautr, trunken geworden, daß sie allesammt in Schlaf versinken, und nun ist Alles zu dem lange vorbereiten großen Drama fertig. Er holt sich seine früher gesammelten Klammern, reißt die rings an den Wänden des Saales von seiner Mutter befestigten Vorhänge herunter, daß dieselben die von Schlaf und Wein überwältigten Gäste wie ein großes Leichentuch bedecken, und knotet dieselben durch seine mit Widerhaken versehenen Klammern so dicht und unauflöslich zu einem

fest verstrickten Netz zusammen, daß niemand sich darunter rühren und erheben kann. Dann wirft er, wie Eise-Orendel, Thorstein-Egill, Feuer in den Saal, daß Alle in vergeblichem Bemühen, sich zu erheben und zu wehren, elendiglich umkommen. Jetzt erst sucht er das Schlafgemach des Fengo auf, der sich früher vom Mahl zurückgezogen, ergreift dessen am Bettpfosten, wie bei Gautr-Odhin, befestigtes bedeutungsvolles Schwert, nachdem er dafür das jetzt unbrauchbare seinige hingestellt, und weckt den Oheim auf mit der Botschaft: seine Edelen wären im Feuer verbrannt, vor ihm stehe Amleth mit seinen alten Klammern bewehrt und fordere Rache für seinen erschlagenen Vater. Fengo springt auf und greift nach seinem Schwert, aber während er Amleths jetzt gebundene Waffe vergeblich aus der Scheide ziehen will, wird er von Amleth überwältigt und erschlagen. Dieser wird alsbald vom versammelten Volk, das jetzt erst Alles erfährt, statt des Erschlagenen mit freudiger Begeisterung zum König ausgerufen und kehrt mit königlicher Pracht als Sieger nach England zu seiner Gattin zurück.

So erscheint Alles vortrefflich motivirt, in menschlicher Umkleidung auf die damals üblichen Zustände der nordischen Königsherrschaft übertragen und angepaßt: in vielen Zügen ganz ähnlich wie in der deutschen Sage und Dichtung von der Nibelungen Rache, obwohl dort Chriemhilde, hier der nordische Siegfried im Vordergrunde steht. Aber wir haben aus dem leichten Ueberwurf geschichtlicher Gestaltung den zu Grunde liegenden Naturmythus aufzudecken. Also es handelt sich um den Kampf und Sieg des an Fengos Stelle getretenen, aus Fengo verjüngten, neuerstandenen, neugekräftigten, neubewehrten Sonnenjünglings über den verderblichen, finsteren, winterlichen Gott, hier als König gedacht mit seiner ganzen Gefolgsmannschaft. Das Gefolge, der Adel, der Hof tritt auch hier, wie bei Gautr und Geirröd, für den König ein, so daß wir sagen können, der König wird zuerst in den Seinigen, in seinem Adel in das Netz verstrickt, wie auch selbst durch das Schwert getödtet und im Feuer verbrannt, nachdem er vorher überlistet, von Wein und Schlaf überwältigt ist. Wir ziehen wieder in ähnlicher Symbolik für denselben Gedanken aus dem griechischen und nordischen Alterthum den ebenso vom Odysseus und Egill überlisteten und

überwältigten einäugigen Kyklopen Polyphem und Riesen, den im Bade von der Klytämnestra und dem Aegisthos mit Hülfe des über ihn geworfenen Netzes überlisteten und überwältigten Agamemnon und dazu den mit dem Gewebe des für Laertes bestimmten Leichengewandes der Penelope in Verbindung gesetzten Mord und Brand der Freier durch den mit Hülfe der Athene siegreichen Odysseus-Telemachos als Bogen- und Speerschützen heran. An sich ist Amleth identisch mit Eigel-Orendel als Bogen- und Speerschütze, aber diese Form seines Sieges wird hier nicht hervorgehoben, er siegt wie schon über den bösen Rathgeber des Fengo, auch über dessen Genossen in England, so über Fengo schließlich durch sein Schwert. Aber erst haben wir die einzelnen Züge des Kampfes ins Auge zu fassen. Wieder begegnet uns gleich im Anfang der Widerspruch. Es handelt sich in diesem Kampf um Tod und Leben. Der da todt war, soll leben und der da bisher lebte und herrschte, soll jetzt des Todes sterben. Beide Mächte, Tod und Leben, Winter und Sommer, winterlicher und sommerlicher Lichtgott stehen einander gegenüber, und so, daß grade jetzt, wo im Jahr die Finsterniß ihre Herrschaft, ihren Sieg über den Lichtgott feiert, der Lichtgott neuerstanden den Tod überwältigt. So wird der bereits wie oft in den Märchen gefeierte Tod des Sonnenjünglings zu dessen Siegesmahl und zum Todtenmahl für den finstern Todesgott. Das der Sinn der plötzlich geänderten, bereits zur Jul- oder zur Osterzeit vollzogenen Feier des Todes- und Lebensgottes, des Fengo-Amleth. Und zwar ist Amleth zuerst noch unbewehrt, mit einem unbrauchbar gemachten, gefesselten Schwert bewaffnet, ehe er seinen endlichen Sieg mit dem lange ihm genommenen, jetzt neuerbeuteten Sonnenschwert zu feiern vermag. Er ist ganz wie auch Freir zunächst noch ohne sein Sonnenschwert, noch gebunden, noch in Lumpen, noch in scheinbar geistiger Blödigkeit. Aber er strebt zum Kampf und Sieg. Er schenkt selbst dem Gegner, dem Fengo wie dessen Genossen den Wein ein, der trunken macht, da er selbst auch der Gott des Weines und des Methes ist; er schläfert selbst die Trunkenen ein, daß sie überwältigt niedersinken, wie Fiölnir im Methfaß. Das wäre die eine Form des Todes. Aber es verbinden sich hier mehrere

Arten. Da ist nun zuerst höchst merkwürdig jene Verstrickung durch den von der Königin bereiteten und aufgespannten Teppich, den Amleth über die Wein- und Schlaftrunkenen ausspannt und unauflöslich mit seinen zugespitzten Klammern verschlingt und verknotet. Also Mutter und Sohn vereinigen sich zu diesem Werk. Aber wir haben schon gesehen, es ist hier die, wie Demeter-Kore, verbundene Eise-Breide, Geruthe-Gro, an welche wir zu denken haben, die aus dem Todesschlaf erwachte, neu verjüngte Erd- und Lichtgöttin. Was bedeutet darum das Gewebe? Wir haben bereits gesehen, die Göttin erleidet, erlebt, vollzieht allen Wechsel des Naturlebens nicht nur, sondern als Erdgöttin auch alles Wachsen, Reifen, Verarbeiten des Getraides, auch des Flachses und verrichtet so auch alle menschliche Thätigkeit, die sie zuerst vorgemacht, erfunden und gelehrt hat. Wenn also noch, wie wir gesehen, Aventin erzählt, daß Frau Eise den König habe Eisen schmieden, Getraide säen, mähen, mahlen, kneten und backen, Flachs und Hanf bauen, spinnen, nähen und weben gelehrt; wenn weiter das Schiff der Isis, das schon Tacitus kennt, vor Allem die Weber und Teppichmacher bei dem Umzug zu begleiten verpflichtet sind; wenn beim Tacitus schon die Nerthus auf einem mit einem Zeltdach überspannten Wagen ihren Umzug hält, so finden wir die Erdgöttin, die gerade zur Zeit der Zwölften bei ihrem Umzuge das winterliche Spinnen nachsieht, zugleich als Frau Eise, oben als Brunhilde und Breide oder Bertha und hier als Geruthe in Verbindung mit ihrem sonstigen Wesen auch als winterliche Spinnerin und Weberin. Aber wie in ihr Mahlen, zieht sich auch in ihr Spinnen und Weben zu dem natürlichen Sinn der weitere Begriff ihres Wesens hinein, so daß sie als Norne und Urdh am Urdhbrunnen das Schicksal der Welt und der einzelnen Menschen mit dem Gott nicht nur zumißt, sondern auch, ähnlich wie bei den Griechen Athene, bei den Römern Carmentis, spinnt und webt. Aber hier liegt noch ein anderer Sinn des Webens zu Grunde, der ihrem natürlichen Wesen als Erdgöttin näher liegt und früher entspricht. Haben wir oben schon bei Amleths Klammern mit Widerhaken, die er zur Winterzeit sich bereitet und sammelt, an die erste, frische, grüne Wintersaat erinnert, so ist jetzt bereits

von der Erdgöttin das goldene, grüne Gewebe fertig geworden, das der junge Gott über die früher winterliche, unfruchtbare Erde gespannt und mit seinen Wurzeln im Boden befestigt hat. Darunter muß allerdings der Wintergott ersticken. Das Gewebe ist fest verschlungen wie ein dicht und fest gewobener Teppich, wie ein eng verknotetes Netz, unter dem der Wintergott mit seinem Schnee und Eis zu Fall und zu Tode kommt, um nun den Sieg dem Licht- und Lebensgott, dem Orendel mit seiner Gro, unbestritten zu überlassen. — So haben nun beide ihre Stellen, ihre Waffen, ihre Lebensgeschicke gewechselt. Fengo hat das stumpfe, gefesselte Schwert, muß unterliegen, dem Tode verfallen. Amleth hat sein Sonnenschwert wieder ergriffen, hat den Todesgott erschlagen und dazu mit seinem neuen Licht und Feuer verbrannt, vernichtet mit seiner ganzen Herrlichkeit, theils weil der Nordländer und der Deutsche sich den Tod vom Scheiterhaufen nicht getrennt denken konnte, theils vor Allem weil der Sonnengott als Licht- und Feuergott erschien, vor dessen Flammenglanz der Tod mit seinem Eise, seinen Winterstürmen, seinen Schrecken in Nichts versank. Denn die Sonne, sie duldet kein Weißes, Alles muß sich jetzt wieder aus dem Tode zum Leben verjüngen und Alles muß wieder ergrünen und blühen.

14) Amleths zweite Reise nach England, Sendung auf Werbung in Schottland und Vermählung mit Hermuthruda.

Darum ist Amleth in seinem Siegesglanz, in seiner neuen Königswürde jetzt erst berechtigt, die schon vorweggenommene Vermählung mit der englischen Königstochter, der aus der winterlichen, von Fengo geknechteten Geruthe zur jugendlich schönen Gro verjüngten Göttin, zu feiern, zu der er um die Osterzeit, nachdem er seine frühere unwürdige Erscheinung abgeworfen, in größter Pracht auf drei glänzend ausgerüsteten Schiffen mit reich geschmücktem Gefolge zurückkehrt. Mit der in dieser Sage schon zwiefachen Vermählung hätte man denken sollen wäre jetzt der rechte Abschluß gewonnen, aber wie beim Orendel ist auch hier die Sage noch weiter gesponnen, als ob die hier nach Fengos Tod eigentlich erforderliche Vermählung nothwendig noch

erfolgen und aufgesucht werden müßte. Es ist als ob die Sage hier noch einmal von vorn ansetzte, nur daß, wie wir schon gesehen, an die Stelle des Fengo hier in England dessen Vasall oder Freund, in Utgard der andere Utgardloki mit seiner Königin und Tochter eingetreten ist.

Amleth hatte sich, als er nach Britannien fuhr, einen wunderbar kunstreichen Schild verfertigen lassen, auf dem all seine bisherigen Leiden und Thaten verzeichnet waren. Ja er scheint selbst der Künstler gewesen zu sein, so daß er als Feuer- und Lichtgott auch wie Prometheus alles Heerd- und Kunstfeuer darstellte und verwandte; so daß er, wie Eigils Bruder Wieland und wie Mimir-Siegfried, ebenso fertig in der Waffenbereitung wie im Waffengebrauch erschien; ja daß er mit der Göttin nicht nur runenkundig und weisheitsvoll, sondern selbst auch schon im Norden zu der Malerei in seiner Culturvertretung fortgeschritten war. Aber als nun Amleth nach England kommt und der König erfährt, was mit Fengo geschehen, erinnert sich derselbe sogleich, daß für solche That ihm nach einer früheren Zusage die Rache zukomme, wenn er auch die Erfüllung seines Eides aus Liebe zur Tochter und aus Rücksicht auf die Gastfreundschaft hinausschiebt und lieber, wie Jobates am Bellerophon, durch fremde Hand vollziehen lassen will. Da ihm seine Gattin grade gestorben, sendet er Amleth aus, daß dieser an seiner Statt und für ihn um eine schöne Königstochter in Schottland werbe, die ganz wie Brunhilde bei ihrer seltenen Keuschheit von solchem Stolze war, daß sie alle, die um ihre Hand warben, dem Tode weihte. Amleth macht sich mit einer Anzahl von seinen eigenen und von des Königs Leuten auf den Weg. Schon sind sie der Königsburg nicht fern, da geht Amleth, sich und seine Pferde auszuruhen, auf eine schöne Wiese, die am Wege lag, und schläft hier an einer Quelle ein. Die Königin schickt ihm 10 Boten entgegen, von denen einer nicht nur die Wächter täuscht, sondern auch Amleths Schild, den dieser unter seinem Haupte hat, und dazu das Schreiben des Königs heimlich entwendet und der Königin bringt. Diese erkennt Alles aus dem Schild und dem Schreiben, weil sie sich aber lieber mit einem solchen Jüngling als mit einem Greise vermählen will, ändert sie

die Runenbotschaft dahin ab, daß sie für Amleth zur Ehe begehrt werde, und fügt aus dem Schilde all seine Thaten noch dem Schreiben zur größeren Beglaubigung desselben hinzu. So muß der Bote beides zurückbringen, wird aber jetzt dabei von Amleth ertappt und gebunden. Dann gelangt Amleth zu der Königin, welcher er des Königs früher wieder versiegeltes Schreiben übergiebt. Sie lobt seine Thaten, als ob sie dieselben aus dem Schreiben des Königs erfahren, aber versteht nicht, wie er sich mit einer Königstochter von knechtischer Abstammung habe verbinden können. Sie allein ist ihm gleich an Geburt, Reichthum, Macht und erbietet sich ihm als ebenbürtige Gemahlin, daß auch alsbald die Hochzeit gefeiert wird. Dann kehrt er mit seiner neuen Gemahlin Hermuthruda nach England zurück mit dem Befehl, daß eine starke Mannschaft von Schotten ihm auf dem Fuße folgen solle, damit er gegen alle Gefahr gesichert sei. Die englische Königstochter kommt ihm entgegen, versichert ihn trotz seiner neuen Verbindung ihrer Liebe und Treue, die auch durch seinen Sohn, den sie ihm geboren, befestigt sei. Zugleich warnt sie ihn vor Gefahr vor ihrem Vater, den er bei seiner Werbung so sehr getäuscht habe. Auch der König ist indessen gekommen und ladet ihn mit verstellter Freundlichkeit zum Mahl. Amleth folgt, obgleich er die Absicht erkennt, der Einladung, nachdem er unter seinem Gewand seine Stahlrüstung angelegt und 200 Reiter als Gefolge mit sich genommen. Aber wie er unter das Thorgewölbe reitet, greift ihn der König an und hätte Amleth mit seinem Jagdspieß durchbohrt, wenn dieser nicht sein Stahlgewand getragen hätte. Er wird vom König leicht verwundet und mit seinem Heer geschlagen, obwohl er sich durch den ertappten Boten der Hermuthruda beim König von allem Verrath gereinigt hatte. Am folgenden Tag stellt Amleth die Erschlagenen mit den Uebrigen wie lebend zu neuem Kampfe auf, daß die Engländer jetzt die Flucht ergreifen und der König getödtet wird. Darauf kehrt Amleth siegreich mit seinen beiden Gemahlinnen nach Dänemark zurück. Hier hat sich inzwischen Viglet der Herrschaft bemächtigt, der Amleths Mutter nicht nur aller ihrer königlichen Schätze beraubt, sondern auch durch seine zudringliche Werbung viel beunruhigt hatte. Aber Amleth sucht

ihn durch Geschenke zu versöhnen und besiegt ihn dann in offenem Kampf. Viglet sammelt ein anderes Heer und fordert Amleth zum neuen Kampf, in welchen ihn zwar Hermuthruda muthig folgt, aber da Amleth gefallen, wird sie ebenso willig eine Beute und Gattin des Siegers. Das war des großen Amleth ruhmvolles Ende, wovon sein Grab in Jütland noch Kunde giebt. Viglet aber starb nach ruhiger Herrschaft an einer Krankheit. — So noch einmal in der Kürze die weiteren Grundzüge der Sage, deren tiefern Sinn wir uns nun zu vergegenwärtigen haben.

Wir hatten gesehen, daß eigentlich nach Fengos Ermordung Amleths Vermählung hätte erfolgen sollen, und da diese mit der englischen Königstochter schon voraufgegangen war, blieb es hier zunächst nur bei dem glanzvollen Besuch Amleths bei seiner Gattin in England. Nun war aber die Vermählung des Lichtgottes mit der Erdgöttin gewöhnlich, wie auch bei Siegfried und Brunhilde, bei Orendel und Breide, bei Asmund-Egill und Brunhilde-Beckhild u. a., als eine Heimholung der bis dahin in des winterlichen Gottes Macht gebundenen Göttin, eine Erlösung aus der Gewalt des finstern, nächtlichen Utgardloki, des Riesen und Drachen aufgefaßt Hiernach hätte Amleth auch die englische Königstochter heimführen müssen. Aber in unserer Sage war ähnlich wie in der deutschen Siegfriedssage neben den doppelten Gott eine doppelte Göttin, in der Heldengestaltung neben Gunther-Siegfried eine Brunhilde-Chriemhilde getreten, deren ursprünglich entgegengesetztes Verhältniß, wonach Gunther-Hagen, wie noch im Waltharilied, den winterlichen, Walthari-Siegfried den sommerlichen Gott darstellte, zwar noch überall durchschimmert, aber vielfach schon unter dem Einfluß der ganz ins Menschliche und Geschichtliche gekleideten Dichtung verwischt war. So zieht nun auch Siegfried für Gunther oder nach der Dichtung schon mit Gunther, wie Egill mit Asmund, auf Werbung um die noch in Isenland, in Jotunheim weilende gewaltige Kampfjungfrau Brunhilde für Gunther, die doch ihm selbst schon verlobt und bekannt war, ihm selbst auch angehört, von ihm allein bewältigt wird, während Gunther überall nur der feige, kraftlose Schein- und Schattenkönig, der winterliche Gott ist, Chriemhilde aber ähnlich wie Beckhilde ebenso nur als das

Gegenbild der Brunhilde erscheint. Diese zieht dann mit ihrem jungen Sohn ins Heunenland, nach Jotunheim, um furchtbare Rache an ihren Verwandten für den von ihnen meuchlings erschlagenen sommerlichen Lichtgott Siegfried zu nehmen, nur daß hier durch Einmischung fremdartiger geschichtlicher Verhältnisse das Ursprüngliche vielfach verdeckt, verwirrt und verdunkelt ist. In ähnlicher Weise, nur im Zusammenhang unserer Sage anders motivirt, unternimmt nun auch Amleth die Werbung wie Siegfried für Gunther, Horand für Hettel, so für den englischen Winterkönig, der dabei, wie Jobates beim Bellerophon, auf sein Verderben sinnt, obwohl dieser schließlich dann des Königs Tochter erhält, die er hier schon hat. Er wird hingeschickt, wie früher vom Fengo nach England, so hier wieder vom englischen König nach dem Norden, nach Utgard oder Jotunheim in die Unterwelt, die hier nur wegen der geographischen Richtung von England, mit der Verpflanzung der Amlethsage aus dem Süden nach Nordengland, nach Schottland verlegt wird, während bei Siegfrieds entsprechender Fahrt zur Brunhilde Isenstein gesetzt ist. Denn durch die geschichtliche und geographische Anknüpfung einerseits an Dänemark, dann an England, schließlich an Nordengland oder Schottland, welche durch die von Dänemark nach England und Nordengland ausgewanderten Bewohner als An- und Fortpflanzer der Sage veranlaßt wurde, erscheint dieselbe Sache, derselbe Gedanke in doppelter, wenn man will, in dreifacher Form und Einkleidung. Aehnlich wie Siegfried auffällig genug die Nibelungen, die er als neuer Sonnengott sich dienstbar gemacht, hat Amleth jetzt nicht nur die dänischen, sondern auch die britischen Angeln (Angli) bei seinem Zuge nach Schottland in seinem Gefolge, nachdem er als siegreicher Sonnengott des Fengo in Dänemark und des von ihm getrennten, demselben, wie Godmund in Lukanusberg dem Geirröd, ebenso dienstbaren Königs in England Herr geworden ist. Er soll die gefährliche Werbung als Freir-Skirnir für den englischen König ausrichten, der ihm, wie Gunther-Hagen dem Siegfried, feindlich ist und mit dem als Rache für Fengo angedeuteten Motive verderblich sein wird als sein winterlicher Widerpart, und wirbt doch nach dem eigentlichen Sinn der Sage um die herrlichschöne,

mächtige, reiche, einzig ihm ebenbürtige Königstochter nur für sich. Es gilt auch hier, die in Utgard weilende, jetzt in erneuter Schönheit und Herrlichkeit leuchtende, strahlende Erdgöttin, wie bei Skirnir-Freir die Gerda, hier die Hermuthruda zu erlösen, sich zu vermählen, obwohl noch immer jetzt zugleich der alte winterliche Gott und König, der ihn hier, wie in der Gothensage Ermanrich den nordischen Randver oder den deutschen Friedrich oder Broder-Bikki, ausgeschickt, wie wir bei der Breide und auch sonst bei Gautr-Hildir gesehen, um ihre Minne wirbt. Es fragt sich, wer von beiden, der Alte oder der Junge, die ursprünglich zwar eins waren, den Sieg davon tragen wird und muß. Amleth führt auf der Reise seinen wunderbaren Sonnenschild mit sich, an welchem er sogleich, wie sonst an seinem Schwert, an seiner Rüstung, seinem Roß als der rechte Jüngling erkannt wird. Aber die Königin weiß auch sonst, wie Menglada und Breide, ohne jegliche Vermittelung, daß er der rechte Prinz des Märchens, der rechte Königssohn der Heldensage, der eigentliche jugendliche Sonnengott des Göttermythus ist, vor dem sich alle Pforten der Hel, alle Waberlohe, alles Dorngebüsch, alle Hindernisse, die sonst den Weg zu ihr verhindern, sogleich und ganz von selbst aufthun, daß er frei jetzt aus Asgard mit seinem neuen Lichte zu ihr kommen, auf seinem Sonnenrosse zu ihr reiten kann. Hier aber muß schon etwas verständiger, künstlicher, man könnte sagen rationalistischer die Erkenntniß durch die freilich mit nordischer Sitte übereinstimmende Bemalung des wunderbaren Sonnenschildes vermittelt werden, und wieder muß die Runenbotschaft dienen mit ähnlicher Fälschung, wie schon früher, das bereits in dem Naturmythus enthaltene, innerlich selbstverständliche neue Verhältniß des Amleth zur Königin äußerlich zu motiviren und herbeizuführen. Daß aber die Königin in der That sich noch in Utgard und selbst noch in der Gewalt des Unterweltsgottes, wie Breide bei Orendels Ankunft, befindet, wird völlig zweifellos daran erkannt, daß der jetzt im Dienst der Königin, eigentlich als ihr Herr, bei ihr befindliche verschmitzte Bote, in welchem wir auch Godmund erkennen könnten, da wir ausdrücklich durch Beda von einem Godmundigaham in Northumbrien wissen, ähnlich wie Schiltwin und Zwerg Alban bei der Breide,

der, wie Meisterdieb im Märchen, wie der dem Apollo mit den Sonnenrindern zugleich auch den Köcher stehlende Mercur, sich heimlich, wie Hermes mit dem Priamos, durch alle Wächter schleicht und noch heimlicher und unsichtbar dem jetzt trotz seiner Verjüngung noch wie Orendel vor Pfingsten am rauschenden Unterweltsbrunnen entschlafenen Amleth seinen Sonnenschild, wenn auch jetzt nur vorübergehend, unter seinem Haupte fortzustehlen vermag, kein anderer ist als dem griechischen Hermes entsprechend, der nordische oder deutsche Unterweltsgott, der Alles fortzurauben und im Dunkel der Nacht fortzustehlen versteht und dabei selbst wie im Hadeshelm so im Oegirshelm und in der Tarnkappe sich unsichtbar macht. Freilich muß er jetzt den Sonnenschild, an welchem die Königin ihren Sonnenheld erkennt, alsbald wieder zurückbringen, aber grade wie er ihn ebenso heimlich an seinen Platz zu schaffen kommt, wird er vom bereits erwachten Amleth selbst erfaßt und nun gebunden. So ist nun Amleth auch hier, wie in Dänemark über Fengo, in England über den knechtischen König, so nach seinem vorübergehenden Pfingstschlaf in Schottland über diesen diebischen Boten als über den unterweltlichen winterlichen Gott Herr und Sieger, womit ihm jetzt auch die eigentlich von diesem beherrschte, hier über ihn als Herrin gestellte Königin zufallen muß. Aber wie überall, so schimmert auch hier noch das älteste, ursprünglichste Verhältniß der göttlichen Einheit hindurch, so sehr auch die einzelnen Momente zu gesonderten Zügen auseinandergelegt sind. Der Winter- und Sommergott ist eigentlich eins und mit der Göttin nur in zwei Gestalten aufgelöst. Wie Siegfried als Nibelung mit seiner Tarnkappe in Gunthers Gestalt den winterlich-sommerlichen Lichtgott der Heldensage Gunther-Siegfried darstellt, wie Egill und Asmund zugleich noch als Fialar und Frosti erschienen, so ist auch hier der jetzt auf der lichten Wiese neben der rauschenden Quelle entschlummerte, von jenem Boten überlistete und seines Sonnenschildes beraubte, dann wieder erwachende, seinen Schild zurückgewinnende, den Boten seinerseits fesselnde Amleth ursprünglich mit diesem jetzt bei sich zurübehaltenen Boten nach seinem unterweltlichen Wesen eins, der jugendlich erneuerte, aus dem Winterschlaf erwachte Lichtgott. Aehnlich ist auch das Verhältniß der

Königin nach ihren beiden Seiten auseinandergelegt. Wie sie bisher die alle ihre Bewerber dem Tode preisgebende, hier im Norden waltende Todes- und Wintergöttin war, so erscheint sie jetzt bereits als die zu neuem Licht und Leben erwachte Licht- und Frühlingsgöttin. Wenn wir aber in Amleths Vermählung zur Mittwinterzeit im finstern Walde beim Sumpf mit der zu neuem Licht bereits erwachenden Gefährtin, dann in England mit der freilich auch noch in des Winters Macht gebundenen, von knechtischen Eltern abstammenden Königstochter und jetzt hier im Norden Englands zum dritten Mal vollzogenen Verbindung nur denselben dreifach neuangeknüpften und getrennten Gedanken wiedergefunden haben, so sehen wir doch auch hier, ähnlich wie bei Orendels fortschreitender Verbindung mit der Breide, besonders auch darin einen Fortschritt im Naturleben angedeutet, daß zum Unterschied von jenen Hermuthruda sich als frei, ungebunden, reich und völlig dem siegreichen Sonnenjüngling ebenbürtig ankündigt. So erscheinen alle drei als nur verschiedene Phasen desselben Götterwesens aus der winterlichen, mütterlichen Göttin Geruthe erneuert, zuerst zur Julzeit, dann etwa zur Osterzeit, zuletzt in der siegreich-schönen, herrlich prangenden Maienzeit. Es wird hier, ähnlich wie bei Brunhild die Vermählung schon zur Julzeit auf dem Drachenfels, dann mit Gunther-Siegfried erneuert in Isenstein, vor Allem glänzend am Pfingstfest zwiefach zu Worms, auch hier die Doppel- ja die Tripelhochzeit zwischen Amleth und den drei Jungfrauen in verschiedenen Abschnitten zuletzt mit Hermuthruda, während die beiden andern Namen von der Sage verschwiegen werden, nach völliger Besiegung und Fesselung des Wintergotts zur Pfingstzeit gefeiert.

Aber wie auch Orendel uns bereits von Dänemark nach England und Deutschland geführt hat, so tritt uns nun hier im vermeintlichen Schottland oder Nordengland der völlig deutsche, aus Jütland erst mit den Angelsachsen nach England verpflanzte Name Hermuthruda entgegen, die jetzt mit Amleth hellstrahlend im Siegesglanz, ebenso geographisch und geschichtlich von Schottland nach England, von England nach Dänemark oder Jütland, in ihre nachweisbar erste menschliche Heimath zurückzieht, wäh-

rend sie im Naturmythus keine andere Bahn als mit dem Sonnengott von Utgard als Erdgöttin nach Midgard, als Lichtgöttin nach Asgard zunächst bis zur Hochsommerzeit zu wandeln hat. An sich umfaßt auch sie zwar das ganze Wesen der Göttin, aus deren Wurzel sie als Einzelzweig erwachsen ist, aber mit ihrem Namen hebt sie insbesondere die eine Seite ihres Wesens hervor. Sie ist, wie wir auch die Breide kennen gelernt haben, neben dem kampf- und sieggefeierten Gott die entsprechende glänzendschöne, mächtige, reiche Kampfesgöttin, wie Brunhilde. Der Name setzt sich zusammen aus Hermu-thruda. Wie wir oben in der alten Königsgenealogie von Kent neben Eormenric, Eormenred, Eormenberge, Eormengythe, Eormenilde auch Aethelbrythe, in Ostanglien neben Aedilthryde, Saethryde finden, so begegnet uns der Name Irmandrut neben Irmanperaht u. a. als Mädchenname vor Allem in Deutschland, zumal in der Sage vom Ursprung der Welfen und Amaler mit Ermanrich verbunden (Gr. M. 346). þrûðr heißt aber die starke Jungfrau und erscheint unter den Valkyrien neben Hilde, welche den Einherien in Valhalla Ael, Meth einschenken, (in Grimnismâl str. 3.) þruð und agf. þrydu heißt die Kraft, die Stärke. Darum erscheint die Thrude (þrûðr) als Thors Tochter, als Ausfluß und weibliche Eigenschaft des kampfrüstigen Gottes, der selbst þrûðugr âss (Hamars. str. 17) der starke Ase, þrûðvaldr goða (Harb. str. 9) der Kraftwaltende unter den Göttern heißt, dessen Krafthammer þrûðhamar genannt wird (Oeg. str. 57), wie sein Gebiet und Wohnhaus þrûðheimr (Grimn. str. 4) in der Nähe der Asen und Alfen, wo es immer noch zu kämpfen gilt gegen die winterlichen Riesen, in der jüngeren Edda þrûðvangar Kraftwiese als die Himmelsau heißt, aus welcher die Blitze zur Frühlingszeit hervorbrechen. Aber wie wir Thor zur Winterzeit selbst als Wintergott der Unterwelt erkannt haben, wo er dann mit dem Riesen þrûðgelmir oder auch Vafthrûðnir (Vafthr. str. 29 vgl. 1 inn alsviðr iötunn der allweise Riese) zusammenfällt, so ist seine Tochter Thrude nach der gewöhnlichen Vorstellung zwar gegen den Willen des Vaters dem Zwerg oder ebengenannten Riesen Allwis verlobt, wir sagen auch vermählt und den Winter in Jotunheim weilend, was eben darin ausgedrückt wird,

wenn der Riese Hrungnir diese Tochter Thors von der Sif, der wallenden Getraidegöttin, deren goldnes Haar im Herbst abgeschnitten und mit aller Lebens- und Naturkraft der Göttin nach Jotunheim entführt wird, als ihr Dieb mit sich entführt haben sollte. Denn daß derselbe Gott zugleich im Winter bald als still in der Erd- und Meerestiefe waltender Zwerg, bald als im Sturm und Eis gewaltiger Riese aufgefaßt wird, so daß er sich abwechselnd in Zwerg- und in Riesengestalt kleiden kann, liegt nur in der verschiedenen menschlichen Vorstellung desselben göttlichen Wesens begründet. Auch dem deutschen Volke ist Frau Thrude meist zwar als winterlich unholde, aber auch wieder als holde Göttin bekannt gewesen (Gr. M. 394). Grimm hat dazu nachgewiesen, wie nach der Vita Offae secundi eine Waldjungfrau Dryd, wohl aus Kent statt aus Frankreich gekommen, auch Cwenedrythe und Petronilla genannt, wegen ihrer Uebelthaten zum Tode verurtheilt, in ein Schiff ausgesetzt, nach Mercia verschlagen wird, wo der auch in seiner Jugend noch winterlich gebundene Held Vinered oder Offa als lahm, blind, taub und allmählich erst zu sich selbst kommend, — hier an Amleths Stelle getreten, — die wunderschöne Jungfrau sieht und heirathet, bis sie später, ähnlich wie bei Amleths Tode, in ihre alte winterliche Natur als unholde Göttin zurückkehrt. So weilt also Thors starke Tochter, die göttliche Triebkraft der Natur, im Winter in des unterweltlichen Gottes Gewalt, geraubt und umworben von ihm zur Winterzeit. Das ist eben unsre Hermuthruda, die auch ihre Kampfesnatur als Valkyrie, nachdem sie verjüngt und siegreich aus des winterlichen Gottes Gewalt erlöst ist, noch beibehalten hat und so dem Amleth zur Seite steht, bis sie zu ihrer Zeit nach der Sommersonnenwende wieder in des winterlichen Gottes Viglet Gewalt widerstrebend und willig zurückkehrt. Der erste Theil ihres Namens Hermu — eröffnet uns dazu den Blick in den uralten Zusammenhang zwischen den nordischen und deutschen Völkern noch vor ihrem Auszug nach England im fünften Jahrhundert, und nach Mitteldeutschland schon vor des Tacitus Zeit, der uns hier die Herminonen nennt, wie uns in der Nibelungensage und im Nibelungenlied neben Irmenfried = Irnfried von Thüringen noch

dessen Kehrseite Irmeninc = Irinc von Dänemark begegnet. In Hermen = Armin trotz aller neueren Anfechtung, tritt uns die Wurzel Ear zugleich telum und spica, arista, also die als Thors Tochter pfeilkämpfende Licht- und die als Sifs Tochter in Aehren sprießende Erdgöttin entgegen, die ganz genau der Geir-thrude, wie Örvandil dem Gervandil entspricht, weshalb durchaus treffend Shakespeare statt Geruthe den Namen Gertrud gewählt hat. Darum muß denn auch in unserer Sage, den ganzen Zusammenhang bekräftigend, aufs Zutreffendste dem verjüngten Gervandil oder Örvandil-Amleth die ebenso verjüngte Hermuthruda mit innerer Naturnothwendigkeit zur Seite treten. Nachdem sie also jetzt als freie, glänzendschöne, reiche, siegprangende Herrscherin zur Maienzeit ihren langersehnten Geliebten gefunden und statt des alten, jetzt abgedankten Wintergottes den jugendlich schönen, gefeierten Sonnenheld sich vermählt hat, da haben und bereiten sie zwar für sich und alle Welt Glück und Freude die Fülle, aber des Maien Lenz und des Sommers Herrlichkeit bis zur Johanniszeit ist von kurzer Dauer. Schon kehrt sie jetzt mit Amleth zurück, wohin er schließlich auch wieder gelangen mußte, in das Reich dessen, von dem er ausgegangen war, nachdem seine Freudenzeit, sein Siegeslauf, sein Lichtreich und seine Friedensherrschaft an der Seite seiner segenspendenden, glänzenden Licht- und Erdgöttin nun ihr höchstes Ziel erreicht hatte, zur Mittsommerzeit.

15) Amleths Rückkehr nach England und Kampf.

Wie nach geographischer und geschichtlicher Anknüpfung Siegfried, nachdem er glücklich eine Zeit in Xanten gelebt, seinen jungen Sohn dort zurücklassend, nach Worms entboten wird und hier waffenlos von Hagen seinen Todesstoß erhält, wobei auch hier das Dienstverhältniß Siegfrieds und die Scheltrede vom Kebsweibe sich einmischt, so ähnlich ist nun auch die Heimkehr Amleths nach England. Auch seine Stunde ist nahe, nachdem ihm von der englischen Königstochter in der neuen Saat als der verjüngte Erdgott ein Sohn geboren ist. Wohl war diese Gattin an sich mit der Hermuthruda identisch, welche auch von ihr geliebt wird, obgleich sie ihr nur als später, wie wir

gesehen, zur Pfingstzeit vermählt, als Amleths Kebsweib gilt, aber die zeitliche und locale Unterscheidung hat die Trennung der Person herbeigeführt, die zwar auch schon in ihrer früheren Unterscheidung der Licht- und Erdgöttin enthalten war. Ebenso zieht darum die Sage, wie ähnlich bei Orendel, da er als Erdgott nicht sogleich mit dem scheidenden, von der Erde sich entfernenden Lichtgott abstirbt, seine Todeszeit und sein Todesverhängniß wie früher sein siegreiches Hervorgehen zwischen Schottland und England, zwischen England und Dänemark, zwischen dem schottischen und englischen und dänischen Unterweltskönig auseinander. Nachdem er in Schottland den unterweltlichen Diebesboten gefesselt, dort sich mit der erlösten königlichen Jungfrau Hermuthruda vermählt und siegreich gewaltet, muß er nun wieder davon und zurückkehren, von wo er gekommen, wie nach England, so nach Dänemark. Die Tochter des todheischenden Königs von England kommt ihm als treue Gattin entgegen, aber warnt ihn schon selbst vor dem tückischen Vater, der Gastfreundschaft heuchelt, um ihn sicher zu fällen, theils, was jetzt zurücktritt, aus Rache für den von Amleth getödteten Fengo, theils wegen seines gegen den König durch die Vermählung mit Hermuthruda begangenen Verraths. Die Hermuthruda muß als Erdgöttin und ebenso als Lichtgöttin jetzt nach der Hochsommerzeit doch sein werden und den von ihr scheidenden Amleth verlassen, ihm wieder untreu werden, sei es daß er als englischer oder als dänischer Viglet und Amleths Widerpart schließlich nach wiederholtem Kampfe, da sich Amleth wie Orendel nicht mit einem Mal den Sieg und die Herrschaft nehmen läßt, doch den Sieg und das Reich behält. Alles deutet freilich, wenn auch noch versteckt, schon in England darauf hin, daß Amleths Stunde jetzt gekommen ist. Zuerst bleibt allerdings auch die Juli- und Augustsonne, obgleich mehr und mehr sich von der Erde entfernend, noch immer gewaltig und selbst dann im Tode wie lebend. So ist auch Amleth wie Siegfried zuerst noch unverwundbar durch seine Sonnenrüstung und in seinem reichgeschmückten, glänzendschönen Erdgewand, aber schon trägt er sein Waffenkleid unter seinem Gewande, um gegen den bereits erwarteten Todesstreich gesichert zu sein. So beginnt denn jetzt ein Kampf um

Leben und Tod oder vielmehr zwischen Leben und Tod, die nun im Naturverlauf ihre Rollen mit einander tauschen, zunächst noch im fortgesetzten beiderseitigen Siegen und Unterliegen. Als Amleth schon die jetzt für ihn geöffnete, auch sonst in der Sage, meist zwar als zufallende, bedeutungsvolle Pforte des unterweltlichen Königsreichs, hier des verrätherischen englischen Königs, betritt und nun von demselben plötzlich auf Tod und Leben angegriffen wird, da muß er zwar nach unserer Sage diesen Angriff noch überleben, aber dennoch wird in dem sich hieran anschließenden weiteren Kampf nicht nur sein Heer und Gefolge zum größeren Theil getödtet, sondern er selbst erhält auch schon seine erste, wenn auch noch leichtere Todeswunde. Selbst der Umstand, daß er den von Amleth bisher gefesselten und unterweltlichen Diebesboten, d. i. den eigentlichen Unterweltsgott aus seinen Fesseln läßt und zum englischen König sendet, um alle Schuld von sich auf diesen und auf die List der Königin zu wälzen, bestätigt denselben Gedanken, daß jetzt wieder die Zeit und Herrschaft des winterlichen Gottes nahet, wenn auch für den Augenblick wie der wiederholt gefällte Orendel, so Amleth sich noch aufrafft, sich seines Gegners erwehrt und entledigt, da ihn nach unserer Sage der eigentliche nur aufgesparte Tod nicht vom englischen, sondern dänischen Viglet erwartet. Wie Orendel zwar einmal bereits gefällt, selbst noch wieder vom Tode erwacht und erweckt wird, so ruft nun auch Amleth wie sich selbst, so seine gefallenen Krieger am nächsten Tage, nachdem er die Nacht schon des winterlichen Todes Macht gekostet, zu erneuertem Kampfe auf, ganz wie Odhin in Valhalla ursprünglich mit sich nach dem Wintertod die gefallenen Einheriar oder, wie trefflich von Kaulbach dargestellt, unter Etzel die erschlagenen Hunnen oder wie Hilda ihre Todten erweckt, nach dem eigenen Vorbilde des Gottes und der Göttin. Dieser Umstand ist freilich in unserer Sage rationalisirend, ob durch oder ohne Saxos Schuld, bleibe dahingestellt, umgedeutet, indem hier, wie dies ähnlich Saxo auch vom Gram im Kampfe gegen Gros Vater erzählt, Amleth die Todten höchst künstlich zu Fuß und zu Roß nur zum Schein als lebendig aufrichtet und so seine Schlachtordnung erneuert, daß die Engländer bei dem Anblick dieses so unver-

hofft zahlreichen Heers der Feinde die Flucht ergreifen und der König selbst für diesmal noch seinen Tod findet, um alsbald in der Sage als dänischer Viglet dem Amleth von Neuem entgegenzutreten.

16) Amleths Rückkehr nach Dänemark, Kampf und Tod.

Durch Amleths Reise von England nach Dänemark ist der weitere Schauplatz der Erlebnisse nach dem dänischen Utgard zurückverlegt, wo nun dem Amleth als feindlicher, hier wieder dänischer König Viglet als sein Widerpart entgegentritt, der bereits seine Mutter Geruthe — es ist eben die Erdgöttin beim Eintritt der winterlichen Zeit — all ihrer königlichen Schätze beraubt und sie mit seinen Bewerbungen belästigt, ja in der That sie als Geruthe-Hermuthruda bald nach dem Kreislauf im Wechsel des Naturlebens für sich gewinnen wird. Aber Amleth entäußert sich lieber als Erdgott mit ihr ebenso seiner erworbenen Reichthümer und Schätze, den feindlichen König, dessen Herrschaft jetzt zur Winterzeit begonnen hat und hier im dänischen Utgard gilt, zu versöhnen, bis er ihn, da seine eigene Herrschaft als Lichtgott über die Erde nur allmählich wie gewonnen, so verloren wird, noch einmal im offenen Kampfe überwindet. „Ja, er trieb sogar den Statthalter Schonens Fialler dabei in Verbannung, und soll derselbe an einen uns Nordvölkern unbekannten Ort, der Undensakre heißt, entwichen sein." So lautet der wunderbare Zusatz. Amleth treibt also den Winterkönig, der hier von ihm selbst unterschieden, als Fialler und geschichtlich als sein Statthalter von Schonen erscheint, noch einmal in sein winterliches Reich zurück, bis derselbe mit gesammelten Kräften wiederkehrend, den Amleth im letzten Entscheidungskampf mit der ihm noch zur Seite kämpfenden Hermuthruda, ganz wie bei Orendel und Breide, die dieser seinen Tod und ihr Geschick vorausssehend, wie es in der Naturnothwendigkeit begründet war, gerne noch durch die auch ohne ihn geschlossene neue Vermählung sichern wollte, überwindet und dem Amleth Leben, Reich und Gattin, Alles für sich raubt, um dann sein winterlich ruhiges Regiment hier ungestört in seinem Utgard mit ihr anzu-

treten und zu vollenden. So sind wir jetzt, indem Amleth, geschichtlich in seinem Grabhügel zu Amlede in Jütland, im winterlichen Todesschlafe ruht und seiner Auferstehung wartet, in unserer Amlethsage mit dem Ende zugleich auch wieder zu seinem Anfange zurückgekehrt.

Damit wäre unsere Aufgabe gelöst, und daß wir sie richtig gelöst haben, werden wir am besten daraus erkennen, wenn wir zum Schluß den Viglet-Fialler, der vom Amleth kurz vor seinem Ende nach Undensakre vertrieben wird und dann eben hier in Utgard seine winterliche Herrschaft antritt, näher betrachten. Wer ist Saxos Fialler und was ist Undensakre? Freilich Fialler ist uns kein Unbekannter mehr. Wir haben ihn schon wiederholt, namentlich mit Asmund-Frosti als Genossen verbunden, in Egill-Fialar kennen gelernt, und gilt es jetzt nur, noch einmal die zerstreuten Züge von ihm in diesem neuen Zusammenhang zu verknüpfen. Wir können dabei um so leichter etwas ausholen, als wir dadurch den Zusammenhang unserer Amlethsage theils neu beleuchten, theils ergänzen. Wenn Fialar, wie in jener Egillssage, in der Edda Völusp. 16 mit Frosti verbunden, wie Fili mit Kili, als Zwerg und alsdann wieder (Havam. 13 und Harb. 26) als Riese wie Skrymir erscheint, so wissen wir schon, mit welchem Recht und in welchem Sinn der verschieden wirkende unterweltliche Gott des Eises und der Kälte so zwiefach vorgestellt werden konnte. Wir betrachten dazu noch eine verwandte Sage, in welcher Fialar, ähnlich wie in der Amlethsage, mit dem Gott der Getraidebereitung und -Verwendung verbunden erscheint, obwohl hier die Culturbeziehung bereits um einen Schritt weiter geführt ist. Die Snorra Edda erzählt uns nämlich in den Bragaraedur c. 57 über die Entstehung der Dichtkunst folgenden, freilich schon etwas naturalistisch gehaltenen und jüngeren Mythus: Die Asen hatten mit den Vanen Krieg geführt und schlossen zuletzt in der Weise Frieden, daß sie beiderseits an ein Gefäß traten und ihren Speichel hineinspützten (wie sie sonst ihr Blut mischten und zusammenrinnen ließen). Dies Friedensmerkmal wollten die Götter nicht verloren gehen lassen und schufen daraus einen Mann, der Kvasir hieß. Dieser war so weise, daß keiner ihn nach Dingen fragen konnte,

die er nicht zu lösen wußte. Er kam weit umher in der Welt, daß er die Menschen Weisheit lehrte. Da er nun zu einigen Zwergen, Fialar und Galar, kam, luden ihn diese zu einer geheimen Zwiesprach ein und erschlugen ihn. Sein Blut ließen sie in zwei Gefäße und in einen Kessel rinnen: der Kessel hieß Odhrärir, die Gefäße Son und Bodn. Zu dem Blut mischten sie Honig und ward daraus der kostbare Meth, von welchem jeder, der ihn trank, ein Skald oder ein weiser Mann wurde. Den Asen sagten die Zwerge, Kvasir wäre in seiner Weisheitsfülle erstickt, weil ihn niemand mehr nach seiner Weisheit habe fragen können. Hierauf luden diese Zwerge den Riesen Gilling mit seiner Frau zu sich und geboten ihm, er sollte mit ihnen auf die See rudern. Als sie nun vom Lande fuhren, ruderten die Zwerge nach den Klippen, daß das Boot umstürzte. Gilling, der nicht schwimmen konnte, ertrank; die Zwerge kehrten aber das Boot wieder um und ruderten ans Land. Sie sagten seinem Weibe diesen Unfall. Da gebehrdete sie sich übel und schrie laut. Fialar fragt sie, ob sie dadurch gestillt werden könnte, wenn sie nach der See hinaussähe, wo ihr Mann ertrunken wäre. Sie wünschte dies. Da sprach er mit seinem Bruder Galar: der sollte hinaufsteigen über die Thürschwelle und ihr, wenn sie hinausginge, einen Mühlstein (Kvernstein) auf den Kopf fallen lassen, damit ihr Jammern ein Ende hätte. So that er. Als dies aber Gillings Brudersohn, der Riese Suttung, erfuhr, zog er hin, ergriff die Zwerge und brachte sie über die See auf eine Meeresklippe. Da baten sie Suttung um Frieden für ihr Leben und boten ihm zur Buße den kostbaren Meth. Und dies ward zwischen ihnen zur Sühne. Suttung führt den Meth heim und bringt ihn an einen Ort, der Hnitberg heißt; seine Tochter Gunnlödh setzte er zur Hüterin. Davon nennen wir die Skaldenkunst Kvasirs Blut oder der Zwerge Trank, Odhrärirs oder Bodns oder Sons Inhalt, auch der Zwerge Fährgeld, weil ihnen der Meth von der Klippe Erlösung verschaffte, oder Suttungs Meth oder Hnitbergs Naß.

Auf die Frage, wie denn die Asen zu Suttungs Meth gekommen, antwortete Bragi weiter: Das lehrt die Erzählung, daß Odhin einst von Hause fuhr und an den Ort kam, wo

neun Knechte Heu mähten. Er fragt sie, ob sie wollten, daß er ihre Sensen schärfe. Sie bejahten es. Er nahm einen Wetzstein (hein) aus seinem Gürtel und schärfte sie. Da däuchte ihnen, daß die Sensen viel besser schnitten, und feilschten um den Stein. Er warf darauf den Wetzstein hoch in die Luft, und als ihn alle mit ihren Händen greifen wollten, nahm es ein solches Ende, daß sie sich alle einander die Hälse abschnitten. Da ging Odhin zu Suttungs Bruder, dem Riesen Baugi, zur Nachtherberge. Baugi klagte ihm seine üblen Umstände, daß seine neun Knechte sich erschlagen hätten und er nicht wisse, woher er andere Arbeiter nehmen sollte. Odhin, der sich vor ihm Bölverkr (Uebelthäter) nannte, erbot sich alle Arbeit derselben zu übernehmen, forderte aber zum Lohn dafür einen Trunk von Suttungs Meth. Baugi entgegnete ihm, er habe keine Gewalt über seines Bruders Meth, da dieser ihn allein haben wolle, doch würde er mit ihm fahren und versuchen, ob sie Meth bekommen möchten. Den Sommer verrichtet Bölverkr neun Männer Arbeit für Baugi, aber im Winter fordert er seinen Lohn. Sie fahren zusammen hin zu Suttung. Dem sagt Baugi von seinem Vertrag mit Bölverkr. Aber Suttung verweigert mit Bestimmtheit jeden Tropfen seines Meths. Da sagte Bölverkr zum Baugi, sie wollten versuchen, ob sie mit List an den Meth gelangen könnten, und Baugi wollte dies geschehen lassen. Bölverkr zog einen Bohrer Rati hervor, damit sollte Baugi den Berg durchbohren, wenn er einbeiße. Er that so. Als nun Baugi sagte, daß der Berg durchgebohrt wäre, blies Bölverkr in die Oeffnung; aber die Späne flogen ihm entgegen. Da fand er, daß Baugi ihn betrügen wollte, und dieser mußte weiter bohren. Als nun Bölverkr ein zweites Mal blies, flogen die Späne nach innen. Da wandelte sich Bölverkr zu einem Wurm um (i orms liki) und schlüpfte in das Bohrloch. Baugi stach noch mit dem Bohrer nach ihm, verfehlte ihn aber. So fuhr Bölverkr dahin, wo Gunnlödh war und lag bei ihr drei Nächte, daß sie ihm drei Züge von dem Meth zu trinken gewährte. Beim ersten Zuge trank er Alles aus Odhrärir, beim andern aus Bodn, beim dritten aus Son und hatte damit allen Meth. Dann kleidete er sich in Adlersgewand und flog

mit Gewalt davon. Sobald jedoch Thiassi (der hier plötzlich für Suttung genannt wird) des Adlers Flug bemerkte, nahm er auch sein Adlersgewand und eilte ihm nach. Aber die Asen sahen, wie Odhin heranflog, und setzten alsbald ihre Gefäße in den Hof, daß Odhin, als er nach Asgard hineinkam, den Meth in die Gefäße spie. Weil jedoch Suttung ihm so nahe gekommen war, daß er ihn fast erreicht hätte, ließ er hinten etwas Meth fahren, und niemand hatte dessen Acht. Jeder bekam es, der es wollte, und wir nennen dies der schlechten Dichter Theil. Aber Suttungs Meth gab Odhin den Asen und den Menschen, die dichten können; darum nennen wir die Skaldenkunst Odhins Fang und Fund oder seinen Trank und seine Gabe oder auch der Asen Trank.

Im engen Zusammenhang mit dieser Erzählung steht das hohe Lied der Eddadichtung, das dem Odhin in den Mund gelegt wird, Havamál 11: „Nicht üblereu Begleiter Giebt es auf Reisen Als Betrunkenheit (en sê ofdrykkja öls); Und nicht so gut, Als mancher glaubt, Ist (Ael) Meth den Erdensöhnen. Denn um so minder, Je mehr man trinkt, Hat man seiner Sinne Macht. 12: Der Vergessenheit Reiher ist's, Der über den Gelagen rauscht Und die Besinnung stiehlt. Des Vogels Gefieder Umfing auch mich In Gunnlödhs Haus und Gehege. Trunken ward ich, Ward übertrunken In des schlauen Fialars Felsen (at ins fróða Fialar). Trunk mag frommen, Wenn man ungetrübt sich den Sinn bewahrt." Vgl. 104—110: „Den alten Riesen besucht' ich, Nun bin ich zurück; Mit Schweigen erwarb ich da wenig. Manch Wort sprach ich Zu meinem Gewinn In Suttungs Saal. — Gunnlödh schenkte mir Auf goldenem Sessel Einen Trunk des theuren Meths. Uebel vergolten Hab ich gleichwohl Ihrem heiligen Herzen, Ihrer glühenden Gunst. — Ratamund ließ ich den Weg mir räumen Und den Berg durchbohren; In der Mitte schritt ich Zwischen Riesenwegen (iötna vegir d. h. Felsen) Und hielt mein Haupt der Gefahr hin. Schlauer Verwandlungen Frucht erwarb ich, Wenig mißlingt dem Listigen. Denn Odhrärir Ist aufgestiegen Zur weitbewohnten Erde. — Zweifel heg ich, Ob ich heim wär' gekehrt Aus der Riesen

Reich, Wenn mir Gunnlödh nicht half, Die gute Maid, Die den Arm um mich schlang. — Des andern Tages Die Reifriesen eilten Des hohen Raths zu vernehmen In des Hohen Halle. Sie fragten nach Bölverkr, Ob er aufgefahren sei, Oder ob er mit Suttung fiel. — Den Ringeid (Baugeiâ), sagt man, Hat Odhin geschworen, Wer traut noch seiner Treue? Den Suttung beraubt er Mit Ränken des Meths Und ließ Gunnlödh sich grämen."

So sehr die mehr bewußt in didactischer Tendenz zu- und umdichtende Skaldenpoesie die eigentlich zu Grunde liegende Göttersage hier wie sonst bereits verwirrt und entstellt hat, läßt sich doch der ursprüngliche Naturmythus noch errathen. Es kommt nur darauf an, die rationalisirenden Zusätze abzulösen und die später getrennten und von einander unterschiedenen Gestalten und Momente wieder zu verknüpfen und zusammenzufügen. Wie der weise Mimir später an Odhins Stelle getreten, ursprünglich der unterweltliche Odhin selbst war, der dann von jenem nur das Haupt bewahrt haben sollte, so war es ähnlich mit Kvasir, der zugleich den Asen und Vanen angehört. Wir haben uns aber die theils im Kampf, theils im Vertrag mit den Asen stehenden Vanen, zu denen insbesondere Niörd mit Freir und Freia zählen, als die den Winter in den Tod dahinschwindenden Götter zu denken, die also den Winter über den sommerlichen Lichtasen feindlich gegenüberstehen, aber zur Frühlingszeit den Asen freundlich zugewandt sind und ihren Kampf im Frieden schlichtend, mit den Asen nach Asgard heimkehren, so daß nur durch spätere Classification dieser Unterschied verkannt wurde. Aehnlich wie oben Asmund und Egill und alle Blutsbrüder sonst ihr Blut zusammenrinnen lassen im Fostbrädralag, so vereinigen sich die Vanen und Asen zur Julzeit, wo Freir und Freia als Lichtasen, Niörd als Erdase aus Vanaheim, wofür später Jotunheim trat, nach Asgard heimkehren, um ihrem frühern Kampf ein Ende zu machen. Der unterweltliche Odhin war zum sommerlichen Odhin erneuert: aus dem Vanengott war ein Asengott geworden, der aus Vanaheim nach Asgard auf seiner lichten Himmelsbahn zurückkehrte. Aber in dieser Sage wird besonders eine, die geistige, geistig-

schöpferische Seite seines Wesens, die ursprünglich mit dem Wasser des weisen, weissagenden, dichtenden, Harfe spielenden Meergottes und erst später mit dem erregenden, begeisternden Meth verbunden wurde, so daß darum der Meerkessel sich zum Methkessel wandelte, betont und hervorgekehrt. Wir haben wiederholt gesehen, daß wie der Gott so die Göttin, die im Winter alle sommerliche Herrlichkeit mit in des Winters unterirdisches Reich hinabgenommen, zugleich als die künftigen Geschicke der Welt und der Menschen nicht nur schaffend, spinnend, sondern auch in Runen dichtend, verkündend, weissagend dargestellt wird. In der kunstreichen alterthümlichen Eddadichtung **Hrafnagaldr** Ôdins ist Idunna, von deren in den goldnen Aepfeln aufgefaßten und dargestellten Lebenskraft des Sommers alle Unsterblichkeit der Asen abhängt, die vorwissende Göttin, zur Herbstzeit mit allem Blätterschmuck von dem sommerlichen Lebensbaum, der Esche Yggdrasill herabgesunken und weilt jetzt unten im finstern Todtenreich in ihr Wolfskleid gehüllt, am unterweltlichen Urdhsbrunnen als Hüterin Odhrärirs. Alles droht, hier schon kosmologisch auf das kommende Schicksal der Welt gedeutet, in Alter und Verderben zu versinken. Heimdall von ihrem geliebten Bragi und von Loki geleitet, gehen ihr nach, sie zu befragen nach den nahenden Weltgeschicken, ob sie als Wächterin des Tranks dort unten im Hause der Hel von den Asen wüßte ihr Alter und Dauer und endlichen Tod. Aber soviel sie auch fragten, sie sprach kein Wort, wie schlafbetäubt in ihrem Harm. Nur Thränen ergossen sich mühsam verhalten, aus ihren Augen und netzten die Hände. Jene kehrten zurück mit der vergeblichen Botschaft, aber Bragi, ihr Geliebter, blieb bei ihr als Wächter der Schönen, der Skalde des Odhin.

Und ähnlich der Idunna haben wir die Groa aus dem Winterschlaf erwachend, von ihrem Sohne befragt, gefunden, wo sie ihm die Runen verkündet. Wie der Gott ist die winterliche Göttin der stillen, geheimnißvollen Tiefe zur Seherin geworden. Dies wird nun besonders eingehend in unserer Sage behandelt. Der Name Odhin selbst, zumal in seiner einfachern Form Ôdr, den die Göttersage zu Freias in die Ferne aus Asgard gegangenen und mit goldnen Thränen beweinten

Geliebten gemacht, bezeichnet bereits wie ſeine Lebens-, ſo ſeine Geiſteskraft. Er iſt ſelber der alles natürliche und ebenſo alles geiſtige Leben ſchaffende, erzeugende Gott und wie er als Mimir aus dem Mimirsbrunnen trinkt, ſo ſteht er hier als ſein eigener Skald Bragi der Idunna zur Seite, als Hüter des Urdhsbrunnens Odhrärir Alles Göttliche wurde dabei überaus menſchlich gedacht. Wie der Menſch ſeine Weisheit aus der Quelle ſchöpft, die mit ihrer Leben und Geiſt erregenden Kraft ihn begeiſtert, ſo hatte Odhin aus Mimirs Quelle ſeine Weisheit getrunken. Wie ferner der Menſch durch den ausgegohrenen Gerſtenſaft, den künſtlich bereiteten, mit Honig gemiſchten Meth ſeine Geiſteskraft zur beredten Sprache, zur Dichtkunſt angeregt fühlt, ſo mußte auch dies auf den Odhin übertragen werden. Ja dies mußte bei Odhin um ſo mehr der Fall ſein, als derſelbe nicht nur über die Quelle und den Regen, dazu über die Luft und den Sonnenſchein waltete, ſondern auch die ſommerliche Saat hervorſprießen ließ und dazu die erwachſene Halmfrucht, hier die Gerſte, den Menſchen zur Lehre überall zu mähen, einzuernten, zu mahlen, zu brauen, zu gähren und zuletzt zu trinken und endlich geiſtig wieder von ſich zu geben verſtand, wie keiner. Wir haben dieſe dem Amleth verwandte Natur bereits an ihm kennen gelernt, mit welcher er denn auch, ſo wie er im Natur- und Geiſtesleben Alles in Allem ſelber iſt, ebenſo auch Alles in Allem wiſſen muß, wie Amleth, der überall den Dingen auf den tiefſten Grund ſchaute, wenn es auf ihre Entſtehung, ihren Urſprung ankam, ganz wie Kvaſir das Netz, das Loki im Feuer verbrannt, noch in der Aſche als ſolches erkannte. Wollen wir aber wiſſen, was es mit Kvaſir auf ſich hat, ſo hat ſchon Grimm M. 855 auf das Richtige hingewieſen. Wir müſſen uns nur in die etwas grobſinnliche Vorſtellung jener naturkindlichen Anſchauungsweiſe hineindenken. Was der Menſch an Rede, Geſang und Dichtung von ſich gab, wurde ähnlich wie im Lateiniſchen fundere und evomere vocem, carmen genannt. Die geiſtige, mit dem Lufthauch zur Sprache geformte Rede ward ſinnlich zum sputum, das vielfach, auch bis jetzt noch, als heilkräftig angeſehen wurde, die anima zum sanguis, ſo daß darum etwas derb realiſtiſch die perſonificirte

Weisheit ein göttlicher Krächzer nach Rabenart, Odhin-Kvasir (at quasa alte spirare, — wie Horaz sagt, quod spiro, Musa, tuum est, — die Geistesgeburt wie beim Weissagen und Dichten schwer von sich geben), wurde, der auf seiner Sonnenwanderung mit seinem Licht und Leben die Fülle seiner Weisheit in alle Lande trug. Da er nun auf seiner Sonnenbahn nach dem Sonnensolstiz in das winterliche Todesreich kam, mußte er selbst, wie wir wissen, zum unterweltlichen Gott werden oder angeblich in seiner Weisheitsfülle erstickt, von den winterlichen Mächten getödtet werden, die an seine Stelle traten. Zuerst wird er selbst nun als unterweltlicher Odhin mit seiner Weisheit zu einem Zwergen-, dann zu einem Riesenpaar, die nur die verschiedenen Seiten seines winterlichen Wesens zum Ausdruck bringen. In dem Fialar-Galar, wie in Fili-Kili, ähnlich dem sonstigen Paar Fialar-Frosti, finden wir nur die Winterkraft theils als Schnee- oder Eisberg gefaßt, weshalb in der Egill-Asmundssage plötzlich für Fialar (fiall Berg) Jökull, Eisberg eintreten kann, theils als Frost und Kälte gedacht, ausgesprochen. Wenn nun unter Odhins Namen (Grimn. Str. 49) auch Kialar genannt wird, als er im Winter den Schlitten zog (er ek kiálka drô), so haben wir ein naheliegendes Recht, den unterweltlichen Odhin in diesem winterlichen Brüderpaar versteckt zu finden. Er rudert ganz solchem Wesen entsprechend mit dem Riesen Gilling (Gil Bergkluft, Vertiefung hiatus, wie der Todtenfluß Giöll Grimn. 28. Hrafng. 9), der selbst in der Meerestiefe an den brandenden Klippen mit seinem Wasserstrudel versinkt, zu den winterlichen Felsenklippen im Meer, die er selbst in ihrer winterlichen Natur darstellt, heran und bleibt dort durch Gilling, die winterliche Meereskluft, getrennt, sitzen, bis er durch den verwandten Riesen Suttung, der darum, weil er mit dem winterlichen Odhin zusammenfällt, auch selbst wieder Fialar heißen kann, für den Meereskessel Odhrärir, hier für den theuren Meth gerettet, erlöst wird. Odhin-Kvasir muß sich im Winter selbst an den hier von ihm unterschiedenen Fialar-Suttung hingeben, so daß der winterliche Riese mit seinem Meer- und Methkessel bereichert, ganz an seine Stelle tritt. Wenn aber Gillings Weib beim Heraustreten aus der Thür, wie sie aufs Meer

blickt, durch Galar vom Mühlstein erschlagen wird, so bestätigt dies die hier in einander fließende Doppelnatur des Gottes, der jetzt nicht nur den Fluß vom Felsen (Fiall) in die Tiefe, in den tiefen Bergspalt fallen läßt, wie so vielfach in Norwegen, und dazu mit der steinharten Eisdecke wie unter einem Mühlstein begräbt, daß damit ihr Aechzen und Stöhnen, das sie sonst mit Kvasir gemeinsam hat, beschwichtigt wird, sondern auch mit seinem Mahlstein die Gerste zermalmt, die zum Meth bereitet wird. Hierdurch entsteht nicht nur der Malstrudel, sondern das Meer selbst wird als an den Klippen brandend, mit den gewaltigen Mahlsteinen als eine Mühle des Amleth dargestellt, so daß hier wieder als Aegirs Braukessel das Meer oder der Unterweltsbrunnen des Midgardsorm, der Urdh und des Mimir vor uns steht, den jetzt die Unterweltsgöttin in ihrem winterlichen Wolfskleid, die vom Yggdrasill herabgesunkene Idunna mit dem bei ihr weilenden Odhin-Bragi, hütet und in seiner Gewalt hat. Es ist eben der winterliche Braukessel Hymirs, Odhrärir, der zum Methkessel auch in Hymisquidha und Oegisdrecka geworden ist, wo das winterliche Meer in dem kesselgleichen Berggeklüft brandet. In und mit diesem gewaltigen Braukessel bewirthet, hat der winterliche Aegir alle Asen, darunter auch wieder die jetzt unterweltliche Idunna mit Odhin-Bragi bei sich, bis Thor zur Frühlingszeit kommt, den glänzenden Eispalast mit seiner Sonnenkraft zertrümmert und so den gewaltigen Braukessel, nachdem er das Meer und die Ströme und Bäche vom Eise befreit hat, den Asen und auch den Menschen zurückgiebt. Mit der gewaltigen Phantasie der Nordländer wird darum ursprünglich das Meer als Becher, Braukessel, Methgefäß des Unterweltsgottes gedacht, das dann wie bei dem Meergott in des Meeres, so bei dem Erdgott mit aller sommerlichen Herrlichkeit in des Berges Tiefe verlegt wird. An Stelle der Idunna ist in eine mehr winterlich kriegerische Kampfesjungfrau umgebildet, hier Suttungs Tochter Gunnlödh zur Wächterin Odhrärirs gemacht, mit den vom Vater ihr anvertrauten Schätzen in der Bergestiefe weilend. Aber in unserer fast schon allegorisirenden Sage tritt der ursprüngliche Zusammenhang mehr zurück. Der im Kessel mit zwei Fässern zur Winterzeit im Keller lagernde

Meth mit seiner berauschenden und zur Dichtkunst begeisternden Kraft tritt in den Vordergrund. Die Namen der beiden Fässer Bodn und Son, oblatio und reconciliatio, könnten noch auf die nach dem Kampf des Winters angebotene und vollzogene Sühne und Versöhnung zu deuten sein, welche auch im Gefäß des vereinigten Speichels der Asen und Vanen ausgedrückt liegt, wie sie in jedem Opfer- und Minnetrank, namentlich zur Julzeit, sich erhalten hatte. Und wir werden gleich sehen, wie sie in diesem Sinn auch hier zur Julzeit zur Anwendung kommen. Mit diesem Zeitpunkt mußte der unterweltliche Odhin wieder zum sommerlichen Asen-Odhin werden. Jener mußte hier als Riese Suttung-Fialar gedacht, vergehen, betrogen und getödtet werden, damit dafür der hellglänzende, lichtverkündende Odhin-Fialar an die Stelle träte, der alle bis dahin von jenem gehütete Herrlichkeit, das vom Eise befreite Meer, hier besonders den theuren Meth im Kessel Odhrärir, zugleich als das Princip und den Inbegriff aller Lebens- und Geisteskraft, nach Asgard zurückführe. Daß aber Odhin selbst im Winter schon unterweltlich dienstbar gewesen, wird uns klar, wenn wir die weiteren Züge der Sage, namentlich Odhins Dienstbarkeit bei Suttungs Bruder, Baugi, betrachten. Die neun Mäher Baugis, die sich jetzt vor Odhin selbst mit ihren Sensen die Hälse abschneiden, stellen, wie jene alten Sparter der winterlichen Drachensaat, den in der Halmfrucht erwachsenen, jetzt sich selbst mähenden, kopfabschneidenden Erdgott des Herbstes dar mit dem sommerlichen Odhin zusammenfallend, der von jetzt an unterweltlich gebunden, an ihre Stelle tritt, dem Baugi unterthan, bis er später zu sich selbst, nach Asgard, zurückkehrt. Der bekannte nordische Baugieid Odhins, den er geschworen, bezeichnet seine dienstliche Abhängigkeit, die schon mit dem Herbst beginnt, wo er in der Erntezeit in des unterweltlichen, aber wie Godmund ihm noch geneigten Gottes Gebiet kommt; wo er mit dem ihm eigenthümlichen Wetzstein die Sensen schärft; selbst in der Neunmännerarbeit die Ernte als Mäher verrichtet, wir fügen hinzu, auch alle Feldarbeit bis zur Winterzeit ausführt. Ja, daß der Gott eigentlich selbst auch zur Winterzeit den Gerstentrank bereitet und mit Honig mischt, dazu vorher die Gerste durch den Mühlstein schrotet, fanden wir durch jenes Brüderpaar ange-

deutet, wie Odhin als Höttr auch der Meth brauenden Geirhild ſeinen Speichel als Hefe giebt (Fornal. Sög. 2, 26; Gr. M. 797). Beim Eintritt des Winters beginnt dann neben Baugi insbeſondere ſeines Bruders Suttung Herrſchaft, ſo daß die Suttungsſöhne mit dem Rieſengeſchlecht im winterlichen Reich ſo ziemlich zuſammenfallen. Aber während Baugi, der zwar auch als winterlicher Baugregin mit ſeiner Quelle von reinem Meth nach dem Solarlied 56 ganz an des winterlichen Odhin Stelle mit ſeiner Weisheitsquelle tritt, mit ſeinem wallenden, im Winde bogenartig gekrümmten Korn oder mit ſeiner gebogenen Senſe mehr die Erdnatur darſtellt, dürfte Suttung der Schlürfer, (Sulltung v. svell = Suttung durch Aſſimilation, gewöhnlich als Suptung erklärt vgl. Finn-Magnuſen Lexik. 466) auf den winterlichen Meergott gehen, der den Fialar-Galar durch die Brandung in der Fluth auf die Klippe ſetzt und wieder in der Ebbe zurück ans Land bringt. Er iſt im Beſitz des Braukeſſels Odhrärir und der beiden Methgefäße, die jetzt wie alle andern ſommerlichen Schätze in der Bergestiefe, hier im unterweltlichen Gnitaberg = Gnitaheide, von ſeiner Tochter Gunnlödh bewacht werden. Als nun aber die Julzeit gekommen, muß Odhin mit ſeiner neuerwachten Aſennatur zur verborgenen Göttin und zu ihren Schätzen hindurchdringen, um ſie aus ihrer Finſterniß und Tiefe zu erlöſen und mit ſich zu führen. Allein wie durch den Felſen und die Erdtiefe hindurchkommen? Sonſt müſſen vor dem Sonnenjüngling die Felſen ſpringen. Der Lichtſtrahl bringt überall hindurch. Aber hier ſchließt ſich die Einkleidung der Sage mehr rationaliſtiſch ganz an die zu Grunde gelegte Vorſtellung von dem im Berge lagernden, aus dem großen Methkeſſel in zwei große Methfäſſer geſchöpften Meth an. Wie gelangt der Menſch durch das Faß zum Inhalt? Wie noch immer, vermittelſt eines Bohrers. Der Rieſe Baugi, der ſchon früher die Senſe geliehen, muß dem Odhin auch den Bohrer, hier zwar durch den Felſen, drehen, muß ihm den Weg durch den Felſen zur Tiefe bereiten und zeigen, wie Alberich dem Siegfried und Alban der Breide. Das Widerſtrebende, Verrätheriſche zeigt ſein dem Odhin an ſich entgegengeſetztes Weſen und, wenn er zuletzt mit dem Bohrer nach ihm ſticht, ſo hätte

er ihm gern den Tod gegeben, der ihm jetzt, wie er weiß und ahnt, selbst nahe ist. Aber auch der hier noch unterweltliche Odhin trägt die Spuren seiner Doppelnatur an sich, indem er sich in die Natur der winterlichen Erdgottheit wandelt, als Wurm durch die Oeffnung hindurchschlüpft und so mit der ihm in Huld geneigten Gunnlödh sich vermählt, wodurch er eben in den Besitz aller in der Bergestiefe geborgenen Schätze, aller sommerlichen Herrlichkeit gelangt. Hier liegt der Ton nur auf dem ersehnten Weisheitsbrunnen und Methtrank. Er nimmt in den drei Nächten allen in den drei Gefäßen gelagerten Meth in sich auf und kehrt nun, zunächst, wie Siegfried die Brunhilde, die trauernde Gunnlödh noch verlassend, in dem der Edda gewöhnlichen Wettflug als Adler vom winterlichen Suttung verfolgt, nach Asgard zurück, indem er nach dieser Fassung der Sage zwar nur alle von dem Wintergott wiedererlangte Weisheitsfülle, Geisteskraft und Dichtkunst, vor allem aber alle schöpferische Lebenskraft zu den Asen und Menschen zurückführt, während der alte Wintergott jetzt wie Thiassi vor dem neuen Lichtglanz in Asgard oder schon in Jotunheim mit Naturnothwendigkeit seinen Tod finden muß. Suttung-Odhin ist zu Asgards Odhin geworden. So verleiht nun Odhin mit seinem Licht und Leben die vom Eis neugelösten Gewässer, den im Winter gegohrenen, im Sommer getrunkenen Gerstensaft, dazu über und in dem Leben der Natur alle schöpferische Geisteskraft, obwohl er als der in das Naturleben selbst hinabgezogene Gott dies Alles selbst aus des Todes Bereich erst wieder zu gewinnen hatte. Der unfreiwillige Metherguß des Gottes ist dabei auf die scherzende Ausführung der Skaldendichtung zu setzen.

Nachdem wir uns in dieser Weise den unserer Sage zu Grunde liegenden, nur durch spätere Umdichtung verdunkelten Naturmythus vergegenwärtigt haben, werden wir es verstehen, wie der winterliche Odhin-Fialar, der zwar in Völuspa 16 und 60 bereits von Fiölnir unterschieden, in unserer Amlethsage diesem ähnlich als Jarl des nordischen Schonens gedacht wird, von Amleth in das der menschlichen, aber nicht der mythischen Geographie unbekannte und entrückte Undensakre oder Utgard in die Verbannung getrieben sein sollte. Wir haben auch hier wieder ein

Undensakre in Asgard zur Sommerzeit und in Utgard zur Winterzeit zu unterscheiden: aber beide sind an Odhins Aufenthalt ursprünglich gebunden und könnten darum sehr wohl Odhinsakre heißen, woraus dann als appellativischer Begriff Odainsakre erst entstanden wäre. Der Ort der Seligen war in Asgard Valhalla oder Vingolf, auch Gladsheim, Freudenwohnung, genannt, wohin Odhin mit Freia, später mit den Valkyrien die im Kampf des Sommers Erschlagenen als Einheriar einführte, während die andern des Winters oder nach späterer Umdeutung an Krankheit Gestorbenen zur Hel fuhren nach Niflheim. Dort in Odhins mit Schilden gedecktem, von Gold und Silber glänzendem Saal führten sie ein herrliches, zwischen Kampf und Gelagen getheiltes Heldenleben fort. Aber dieser Zustand ist nur zur Sommerzeit herrlich und schön. Zur Winterzeit geht die allgemeine Klage über die Vergänglichkeit und Armseligkeit des Naturlebens und der Welt auch auf den nordisch-deutschen Himmel über. Ganz Asgard mit all seinen Göttern verfiel dem winterlichen Naturwechsel, wurde zu Utgard oder mußte mit Gewalt in des winterlichen Gottes Herrschaft nach Norden ziehen oder entführt werden. So finden wir mit des ganzen Himmels und mehr noch der ganzen Erde Herrlichkeit auch den Ort der selig Verstorbenen zu solcher Zeit eigentlich nicht in Asgard, sondern mit Asgard nach Utgard, theils unter die Erde, theils in die Tiefe des Meeresgrundes, theils in den äußersten Norden und Westen versetzt. Dort finden sich nun, wie den Sommer im Himmel, grüne Auen, blumige Wiesen, überhaupt des Sommers ganze dort gedachte und verwahrte, von den Wintersmächten gehütete Pracht. Dies ist eben der in unserer Amlethsage erwähnte Undensakre oder Odainsakre, Unsterblichkeitsacker, der zwar als solcher nicht in den Edden erwähnt, aber doch vorausgesetzt wird und an die ältesten Vorstellungen der nordisch-deutschen Mythologie anknüpft, später aber in den isländischen Sagen vielfach erwähnt, bei fortschreitender Erdkunde nur im schönen Tropenlande des Südens, in Indien seines Gleichen fand und endlich mit dem christlichen Paradiese verknüpft und verschmolzen ward. Ja, wenn es in der alten Hadungssage heißt, daß der nach Utgard über die

Mauer geworfene Hahn dort neubelebt sei, so ist damit der Odainsakre gegeben. Es ist damit nichts anders als der uns bereits geläufige Gedanke ausgedrückt, daß alles, was im Leben der Natur im Winterschlaf gebunden lag, etwas proleptisch schon zur Julzeit, sonst im Frühling mit der verjüngten Sonnenkraft, wie in Dornröschens Schloß mit dem Kuß des Königssohns, zum Leben zurückkehre. Damit wird der andere Gedanke verbunden, daß, wenn in jedem Jahr so das Leben sich erneuere, es überhaupt eigentlich nicht ersterben könne, sondern nur fern abgeschieden, im Schooß der Erde latent zu seiner Zeit wieder ans Licht trete. So hatte auch Thor seine Böcke, Etzel seine Helden, Amleth seine Krieger aus dem Tode wieder zu neuem Leben erweckt. Diese das Leben auch im Tode erhaltende, zum Licht zurückgewandte Seite des winterlichen Gottes haben wir wiederholt namentlich im Godmund kennen gelernt. Darum erscheint Godmund als König des unterweltlichen, in der Unterwelt zur Winterzeit geborgenen Gladsheim oder auch Glerheim, als Herrscher von Gläsisvold oder auch im Lukanusfeld, das überall zu Jotunheim, zur Unterwelt gehörte. In der Hervararsage (Fornald. Sög. 1, 411) heißt es: „Godmund hieß König in Jotunheim, seine Wohnung hieß Grunda, sein Reich Gläsisvellir. Er war ein reicher Mann und war wie seine Leute viele Mannesalter alt, weshalb die Heiden glaubten, daß in seinem Reich Odainsakre sein möchte. Denn es weicht von Jedem, der dorthin gelangt, Krankheit und Alter, und Keiner mag dort sterben. Nach seinem Tode wurde Godmund als ein Gott verehrt." So sollte denn in der That Erich Vidförle (Fornald. Sög. 3, 519), in dem zwar auch der winterliche Sonnengott selber steckt, zur Julzeit einst gelobt und sich aufgemacht haben, dieses vielersehnte Odainsakre aufzusuchen. Nach langer Fahrt gen Süden habe er es wirklich gefunden. Der König von Griechenland, zu dem er nach dieser Sage kommt, antwortet ihm auf seine Frage, wo dies Land liege, von dem er im Norden gehört habe (666): „Ich glaube, ihr nennt Odainsakur, was wir das Paradies und die Normannen das Land des Lebens nennen." Trotz aller Vermischung mit christlichen Vorstellungen sind die Grundzüge auch in dieser Sage doch

heidnisch, und ist dies Land weder im Süden, noch im Osten von Indien, sondern ursprünglich im Norden und im Westen zu suchen, in Jotunheim. Erst später von der Phantasie des Nordens mit den Farben des Südens ausgestattet, konnte es freilich auf Erden aufgesucht, nur in Indien, im Gartenland der Erde gefunden werden, ganz wie man die Inseln der Seligen und die Hesperidengärten nur in den canarischen Inseln und in Madeira etwa geographisch wiedergefunden hat. Begleiten wir sie auf ihrer Fahrt nach Odainsakre, so gelangten sie auf die Empfehlung des Königs von Griechenland, der ihnen den Weg gezeigt haben sollte, in ein Land, das noch östlich von Indien gelegen war. Hier kamen sie zuerst in ein finsteres Reich, das winterliche Jotunheim, wo sie alle Tage die Sterne erglänzen sahen, wo sie den leuchtenden Goldstein, wohl des Mondes, und viele andere Wunder erblickten. Nachdem sie manchen Tag im Wald und zwischen Klippen umhergeirrt, gelangten sie an einen Fluß, über welchen ein Steinbogen führte. Auf diesem Steinbogen stand ein furchtbar großer Drache, der Unterweltsgott, der mit geöffnetem Rachen ihnen entgegenstarrte, um sie zu verschlingen. Aber jenseit des Flusses erblickten sie ein herrlich schönes und reiches Land voller Blumen und Honig. Erich dringt mit seinem Schwert in der Rechten und einem Gefährten zur Linken auf den Drachen ein; aber beide werden verschlungen. Drinnen fahren sie durch eine große Finsterniß — das unterweltliche Reich des winterlichen Drachen — und kommen aus derselben in ein wunderschönes Land (669). Die Gräser erglänzten wie Purpur und die Blumen standen im reichsten Blüthenschmuck. Honigbäche flossen zwischenhin. Alles war eben, ohne Berge und Höhlen. Es war immer Windstille hier und heller Sonnenschein. Wie sie weit umhergingen, sahen sie einen Thurm in der Luft schweben — es war das winterliche Sonnenschloß — und Stufen führten hinauf. Sie gingen hinein und fanden das Haus mit den herrlichsten Teppichen geschmückt. Auf goldenen und silbernen Tischen standen die köstlichsten Speisen und Getränke in den reichsten Gefäßen. Die Betten waren mit den prächtigsten Fellen bedeckt. Sie wunderten sich sehr über dies Alles, und Erich erkannte, daß er hier das lang von ihm

ersehnte und gesuchte Odainsakre gefunden habe, aus dem er bald selbst wieder in seine Heimath, für welche wir ursprünglich das Gladsheim in Asgard zu halten haben, zurückkehrt.

Auch uns ist dies Land, das die nordisch-deutsche Phantasie sich ausgedacht und mit immer glänzenderen Farben sich ausgemalt, das die nordisch-deutsche Götter- und Helden- und Märchendichtung in gleicher Weise gefeiert hat, nicht unbekannt. Wir kennen es von Kindheit an als das Land der ewigen Jugend, wo das Alles verjüngende, von aller Krankheit, insbesondere von allem Alter heilende Wasser des Lebens in nie versiegender Quelle fließt, welches dann in unsern Märchen meist der jüngste Königssohn erwirbt. Im schwedischen Märchen (Hyltén Cavallius und G. Stephens 8 und 9) heißt es das schöne Schloß östlich von der Sonne und nördlich von der Erde oder das Land der Jugend, wohin der Vogel Phönix oder auch der Wallfisch durch Luft und Meer den Sonnenjüngling trägt und in welchem dieser mitten im großen Saal des Schlosses einen Baum mit den goldenen Aepfeln der Idunna und eine Quelle findet, deren Wasser, wie Thorkill es in Utgard gesehn, glänzend wie schimmerndes Gold mit wunderbarem Klang über die Steine dahinfloß. Es war das Wasser des Lebens, das im deutschen Märchen darum auch meist von den winterlichen Thieren der Unterwelt, vom Drachen, Eber, Wolf und Bär, an dessen Stelle später der Löwe trat, bewacht wird (Grimm Hausm. 2, 97). Das Leben aber, was sich in jedem Jahr in der Natur erneuert, wurde mit der besonders in den Indogermanen erhaltenen Ahnung und Sehnsucht von der Natur nicht nur auf das Unsterblichkeitsleben der Menschen übertragen und ethisch weiter ausgestattet, sondern auch schon in der Edda kosmologisch an das Ende der Welt gerückt, so daß nach der Winterzeit (Fimbulvetr) und nach dem Kampf und Untergang der feindlichen und verderblichen Wintergötter mit den freundlichen Licht- und Asengottheiten in Ragnarök zuletzt doch immer wieder ein neuer Himmel und eine neue Erde aus des Winters Graus hervorgeht. Da erhebt sich statt Valhalla ein höherer Himmel Gimill als Aufenthalt aller sittlichgerechten und guten Menschen, während Hel für alle bösen und schuldbefleckten zurückbleibt.

Somit iſt durch dieſe Verknüpfung mit Fialar und dem Odainsakre die Amlethſage bis zu Ende gegen alle Verkennung geſichert und in ihrer mythiſchen Deutung völlig befeſtigt.

10. Die mythiſche Bilderſprache des nordiſch-deutſchen Volksliedes.

Wir wären damit am Schluß unſerer Betrachtung angelangt, aber zur Beſtätigung und gewiſſermaßen zur Probe für die Richtigkeit der Ausführung wollen wir, da die Darlegung und Deutung auch der Märchenſprache uns zu weit führen würde, ſich hiermit vielfach auch von ſelbſt ergiebt, hier wenigſtens noch die wichtigſten Züge der mythiſchen Bilder aus den meiſt urſprünglicher erhaltenen nordiſchen Volksliedern zuſammenſtellen. Es wird daraus von Neuem einleuchten, mit welcher innigen Liebe und Zähigkeit trotz der allmählichen Verflüchtigung des tieferen Gehalts unſer deutſches Volk von der älteſten Vergangenheit an bis in unſre Zeit hinein auch im Volkslied wie im Märchen ſeine tiefſinnige, gottdurchwirkte Naturauffaſſung, ſeine im Naturleben angeſchauten Gottesoffenbarungen in kindlich-naiver anthropomorphiſcher und culturgeſchichtlicher Geſtaltung und Umbildung ſich erhalten hat, ganz abgeſehen daß wir erſt durch das Verſtändniß des urſprünglichen Inhalts in das eigentliche Weſen des älteren internationalen Volksliedes überhaupt einzudringen befähigt ſind.

Der Grundgedanke aller mythiſchen Betrachtung iſt am treffendſten niedergelegt und ausgedrückt in dem ſinnigen Liede Klein Chriſtels Hochzeit und Beſtattung, das wir darum nach der Ueberſetzung von R. Warrens (Schwed. Volkslieder der Vorzeit 28) aus Geijer und Afzelius (Svenska Folkvisor från Forntiden. Stockh. 1814—16. 3 Bde. n. 71) ganz mittheilen:

Waffenbruder ſprach zum Waffenbruder ſein:
So freudevoll —
„Gib mir klein Chriſtel, dein Schweſterlein!“
Es ſteht nach ihr mein Verlangen.
„Klein Chriſtel iſt klein, ſie iſt jung noch ſehr,
So freudevoll —
Sie kann nicht tragen die Goldkrone ſchwer.“
Es ſteht nach ihr mein Verlangen.

„Und wie jung auch immer klein Christel wär',
Soll sie heuer tragen die Goldkrone schwer."

Sie hoben aufs Roß die bräutliche Maid,
Des Königs kleine Diener ihr ritten zur Seit'.

Sie führten zur Kirche die bräutliche Maid,
Mit Gold in den Locken und goldenem Kleid.

Sie führten die Braut in die Kirche hinein,
Ihre Thränen, die rollen auf's Wängelein.

Sie führten zum Brautstuhl das Bräutlein werth,
Ihre Thränen, die rollen hernieder zur Erd'.

„Und Herr Gott Vater, du höre mein Flehn!
Nimm weg klein Christel, eh' die Blätter verwehn."

Am Pfingstfest war's, als die Bitte sie bat,
Am Mittsommerfest ward gegraben ihr Grab.

Sie legten klein Christel wol auf die Bahr',
Und die Bahre umstehn Gottes Engelein klar.

Sie trugen die Leiche den Strand entlang,
Gottes Engelein folgten selbst mit Gesang.

Sie legten ins Grab das Mägdelein hold,
So leidevoll —
Gottes Engelein, die setzten das Kreuz von Gold.
Es steht nach ihr mein Verlangen.

Es würde zu weit führen, wollten wir im Folgenden die Deutung überall noch erst entwickeln, es muß nach Obigem genügen, wenn wir dieselbe nur in der Kürze bezeichnen. Der winterliche und der sommerliche Gott wird wie bei Loki und Odhin in der Edda, in der Sage und im Liede vielfach im älteren Verhältniß der Verbrüderung, der Bluts-, Waffen-, Stallbrüderschaft gedacht. Der sommerliche Bruder bewirbt sich von dem Julfest bis zur Frühlingszeit um die mit ihm verjüngte Göttin. Wenn sie auch mit ihrem jungen Grün noch so zart ist, kann sie doch schon als Königin den Frühlingsschmuck der Goldkrone tragen. Sie wird mit ihm aufs Sonnenroß gehoben, die bräutliche Maid; von des Königs Dienern geleitet, wird sie mit Gold in den Locken und goldigem Maienkleid geschmückt, zur Kirche, zur Vermählung mit dem jugendlichen Maikönig geführt. Aber in aller Freude, allem Liebesglück jetzt zur Frühlingszeit ahnt sie und fühlt sie bereits das zur Hochsommerzeit ihr drohende Todesloos. Es ist der tiefe Klageton über die baldige Vergäng-

lichkeit alles Irdiſchen, alles Naturlebens, wie er durch die ganze deutſche und alle heidniſche Mythologie und natürliche Religionsanſchauung hindurchklingt, der jetzt im Voraus ſchon durch ihr kleines Herz zieht, daß ihr mitten in der Freude der Vermählung mit dem ſommerlichen Bruder ihres winterlichen Vaters die Thränen über die Wangen rollen, als ſie zum Brautſtuhl geführt wird. Und was ſie im Herzen als unabwendbar vorausfühlt, geſtaltet ſich ihr zum Gebet: „Herr Gott Vater, erhöre mein Flehn: Nimm weg klein Chriſtel, eh' die Blätter verwehn." Es war am Pfingſtfeſt, wo die Hochzeit gefeiert wurde, als ſie bat, ſo freudevoll, und ſiehe am Mittſommerfeſt mußte ſich ihr Gebet alljährlich erfüllen, ſo leidevoll, wann ihre Todesſtunde ſchlug. Wann die Zeit kam, wo die Blätter verwehten, da mußte ihr Grab gegraben werden. Obwohl ſie urſprünglich, wie noch angedeutet iſt, an den Strand getragen, wie in der Erdtiefe, ſo im Meeresgrund ihren winterlichen Todesſchlaf ſchläft, wird ſie hier nach Chriſtenſitte auf die Bahre gelegt, vom Licht und Geſang der klaren Gottesengel geleitet und noch auf dem Grabe mit einem goldenen Kreuz geſchmückt, wo ſie alljährlich ihrer Auferſtehung und Verjüngung wartet.

Wir reihen gleich zum Beweiſe, daß die von uns beobachtete Dreitheilung des Götterweſens nach ſeiner Licht- und Erd- und Waſſernatur überall wie bei den Griechen, ſo auch bei den Deutſchen in der Götter- und Heldenſage gegeben iſt und ſich wiederholt, aus den eigenthümlichen Faröerliedern Skrymslis Wette mit dem Bonden hier ein. Das eine Mal, als die Herbſtzeit gekommen, muß der Rieſe mit dem Bauer, den wir uns als den ſommerlichen, bald verarmten Gott ſelbſt zu denken haben, am Spielbrett ſpielend gewinnen, da des winterlichen Gottes Reich nunmehr beginnt. Der Rieſe fordert für ihn ſelbſt ſeinen Sohn, da eben dieſe Verjüngung ihm am gefährlichſten iſt, es müßte dem Bauer denn gelingen, denſelben vor ſeinen Augen zu verbergen. Der verjüngte Gott läßt ſich nun vor dem Winterrieſen auf dreifache Weiſe: in ſeiner Erd- und Waſſer- und Lichtnatur als Odhin-Hänir-Loki zur Sommerzeit verbergen. Der Bauer fleht alſo mit ſeinen beiden andern Söhnen zuerſt um Odhins Schutz gegen den Rieſen. Odhin kommt und fährt

mit dem Knaben hinaus, läßt alsbald ein Kornfeld wachſen, und hier iſt nun der junge Sohn in der Mitte des Ackers in Aehrengeſtalt verborgen. Aber jetzt zur Herbſtzeit hilft ihm ſolcher Schutz nicht mehr. Unbarmherzig rauft der Rieſe das Korn in ſeinen Schooß und hält als ſcharfes Schwert die Sichel bereit, den Knaben zu erſchlagen. Schon faßt er ſie an, da ruft der Knabe zu Odhin; der bringt ihn zu den Eltern zurück, da es jetzt mit ſeinem Schutz vorbei ſei. So rufen ſie nun die zweite Erſcheinung des einen Gottes nach ſeiner Waſſernatur um Schutz für den Knaben an, aber auch Hönir kann nur helfen zur Sommerzeit. Er führt ihn auf die grüne Wieſe an den Meeresſtrand, wo ſieben Schwäne über den Sund fliegen. Zwei ſchneeweiße Schwäne laſſen ſich darunter vor Hönir nieder: ſo hat er ihn an eines Schwanes Hals in Schwanengeſtalt geborgen. Aber jetzt zur Herbſtzeit kommt der Rieſe Skrymsli an den Sund, zieht den erſten Schwan an ſich und beißt ihm mit ſeiner Winterkälte bald den Hals ab; der Knabe graute ſich vor dem Tode, als er aus des Rieſen Schlund die Flaumfedern (in den Schneeflocken) fliegen ſah. Da war auch Hönirs Schutz aus und die Eltern rufen jetzt den Gott in der dritten Erſcheinung nach ſeiner Lichtnatur um Schutz an. Loki kommt und gebietet dem Bauer, während er mit dem Knaben fort wäre, ſich ein Haus mit ſeiner Frau zu bauen mit einer großen Thür darin und einer Eiſenſtange dahinter, um damit zu ſeiner Zeit dem Rieſen den Garaus zu machen. Dann führt Loki den Knaben zum Meeresſtrand, in welchem das Licht der Sonne zur Winterzeit verſinkt und verborgen iſt. Hier fand er ein Schifflein und fuhr darin mit ihm über die Fluth bis zum äußerſten Ziel, alſo zum äußerſten Weſten in Utgard, warf hier Angel und Stein über Bord, woran er eine Flunder und noch eine und dann einen ſchwarzen Roger heraufzog. Mitten im Rogen in Eigeſtalt barg er den Knaben als der einzigen Trieb- und Verjüngungskraft zur Winterzeit, wo nun das Licht verſteckt lag zur Winterzeit bis zur Julzeit. Doch der verderbliche Wintergott, der die Fruchtbarkeit der Erde, den fließenden Strom des Waſſers gehemmt und vernichtet, er wollte auch den jungen Feuergott verderben. Aber er konnte nicht und mußte in ſeiner

dummen täppiſchen Art vielmehr ſelbſt dazu thun, wie ähnlich der alte Eiſe, daß der junge Feuergott aus der Meerestiefe, aus des Fiſches Magen und Rogen wieder zugleich als die neue Triebkraft alles ſich verjüngenden Lebens ans Licht gebracht wurde. Nachdem Loki wieder ans Land zurückgekehrt, traf er den Rieſen, wie er mit ſeinem Stahlboot grade ins Meer fahren wollte. Er läßt ſich mit ins Boot nehmen; jener ſaß am Steuer, dieſer am Ruder. Aber ſo ſehr Loki jetzt rudern mochte, das Boot kam nicht von der Stelle, bis ſie ihre Plätze wechſelten. So rudert der Rieſe bis ans äußerſte Ziel (des Sonnenlaufs), warf dann Angel und Stein über Bord und zog an der Schnur eine glänzende Flunder und noch eine und dann einen ſchwarzen Roger heraus. Loki bat mit Schmeicheln, ihm den Fiſch zu geben; aber der wollte nicht, ſondern nahm den Fiſch zwiſchen die Kniee und zählte jedes Korn im Rogen, um den darin verborgenen Junggott zu ſuchen. Da rief in ſeiner größten Noth der Knabe, als er in Eigeſtalt dem Rieſen in die Hände lief, den Loki an, deſſen Verjüngung er eben ſelbſt war. Der ſagte ihm, er ſolle ſich (in ſeinem jetzt noch ſchwachen und zitternden, aber leicht durchſchlüpfenden Licht) hinter ihn verſtecken, mit leichtem Fuß am Strande über den Sand hüpfen und ſo ſich vor dem Rieſen nach Hauſe retten. So geſchah's. Der Rieſe fuhr ans Land zurück, ſtieß das Boot auf den weißen Strand, daß der Knabe hinter Loki leicht hinausſprang und ohne Spur im Sande leicht hinſchlüpfte, während der Rieſe tief bis ans Knie darin waten mußte. Der Knabe gelangte leicht zu ſeines Vaters Haus, wohin der Rieſe ihm ſchwerfällig folgen wollte (wie Thiaſſi nach Asgard), aber an der Eiſenſtange ſein eiſiges Haupt zerbrach. Loki ſchlug ihm beim Fallen ſchnell ein Bein ab, und als dieſe Wunde noch bald geheilt war, auch das andere, indem er Stahl und Stein (als Jupiter Elicius) mit ihrer Feuerskraft dazwiſchen warf. So fand der ungefüge Winterrieſe vor des neuen Sonnengottes entwickelter Kraft ſeinen Tod, und damit war Lokis Aufgabe gelöſt.

Als Gegenbild folgt das zweite Faröerlied vom Skrymsli, nach welchem derſelbe Gott, der Alles einſt zur Winterzeit auf Erden und im Waſſer und im Himmel, das ganze Asgard mit

Gladsheim zerſtört, zur Sommerzeit auch wieder aufbauen muß. Hier iſt es die Zeit, wo der Winter ſchwindet, der Erdboden ſich lockert und die jungen Kräuter lieblich hervorſprießen. Da geht der Bauer, in welchem wir bald den verborgenen Gott mit ſeinen Siegerhandſchuhen ſelbſt erkennen, zu Walde, trifft den aus der Tiefe aufſchauenden Rieſen und ſpielt im Wettkampf, nothgedrungen das Haupt zum Pfande ſetzend, Brettſpiel mit ihm. Aber es iſt im Frühlingswetter, wo der Rieſe verliert, als der Bonde Thor ſeine Streithandſchuhe anlegt und ſeinen neuen Blitzeshammer ſchleudert. Der Rieſe will ſein Leben löſen und muß nun alle ſeine früher geraubten Schätze herausgeben, baut jenem, der mit ſeiner Gattin jetzt vereint in Sicherheit der Ruhe pflegt, am Meer und Land, im Berg und Thal die ſchönſte, reich geſchmückte Königsburg der ſommerlichen Herrlichkeit auf, ausgeſtattet mit allem, was dem Leben Luſt und Freude bringen mochte. Ja, hier war das Königsſchloß von Gladsheim und Gläſisvall mit ſeinem Ubainsakre. Denn nicht nur waren in dieſem aus Gold und Marmor, aus Elfenbein und Cedernholz erbauten Zauberſchloß alle Schätze der Welt verborgen mit jenen von phönixfederngefüllten Teppichen und Stickereien bedeckten Kämpenbetten aus Schwanendaunen, ſondern in der Mitte ſtand auch der koſtbare Schatz, der Jungbrunnen voll der herrlichſten Getränke und rings von Lebensbäumen umgeben. Speiſe und Trank kam von ſelber auf den Tiſch, immer neu erwachſend. Kein Lebender wußte etwas von Leid oder Krankheit hier, wenn er nicht ſelber zu ſterben begehrte. So konnte nun der neue Gott ſeine Braut, die neue Göttin, in ſolchem Schloſſe begrüßen und ſich vermählen, daß wohl zehn Könige nicht ſoviel Macht und Ehre, ſoviel Reiche und Schätze hatten, während der Rieſe ſich ſeine Glieder und Lenden zerreißt, da es nun mit ſeiner Macht aus iſt. Und doch, ſo ſehr das junge Paar an Kindern, an Scharlach und Linnen und allen Schätzen geſegnet iſt, es währet nur eine kurze Zeit: „Doch ängſtet mich des Rieſen Rath, Der lauert auf meinen Tod.“ (Vgl. Simrock M. 114; Talvj. Volksl.; Wollheim Nat. d. Skand. 496.)

Folgen wir jetzt der mythiſchen Vorſtellung von dem Kreislauf des Naturlebens, wie uns dieſelbe vielfach noch im Volks-

liede begegnet. Es ist Hochsommerzeit. Gott und Göttin haben die höchste Höhe ihres Glücks, ihrer Macht, ihrer Herrlichkeit im Sonnenglanz, in der Erdfruchtbarkeit erreicht. Mit der Sommersonnenwende wendet sich Alles in das Gegentheil, das Leben zum Tode, das Licht zur Finsterniß, die reiche, goldene Fruchtbarkeit verschwindet mit Licht und Leben in des Meeres, in der Erde Tiefe. Die Geliebte geht mit dem Geliebten an den Seestrand. Alle Schiffe sind fort, nur ein kleines Fischerboot steht am Ufer mit vergoldeten Flaggen. Sie steigt durchaus mit ihm ein. In der Mitte des Sundes erhebt sich ein Wetter, das Schiff zerscheitert und sie versinkt. Er selbst wird als Lichtgott noch mit Noth gerettet, aber kann jetzt nur, während andere fröhlich sind, in tiefer Trauer und Sehnsucht um die Geliebte sein winterliches Leben verbringen (Arwidsson Svenska Fornsånger. Stockh. 1837, 2 Bde. II, 128 Den Sörjande). — Oder wie sonst der winterliche Bruder den sommerlichen tödten muß und umgekehrt, so die winterliche Schwester die sommerliche. Noch steht der Wald in Blüthe, daß die Vöglein lustig singen. Da gehen die beiden Königstöchter, die eine schön wie das Sonnenlicht, die andere schwarz wie Gottes heilige Erde auf der Ersteren Bitte an den Meeresstrand. Die Jüngere in ihrem wallenden Haar voran, die Aeltere voll böser Arglist folgte und stieß die Schwester in die reißende Fluth. Die Jungfrau streckt ihre schneeweiße Hand aus dem Wasser hervor und bittet die Schwester, ihr ans Land zu helfen, sie wolle ihr jetzt auch ihr rothes Goldband, dann ihre Goldkrone, ja ihren jungen Bräutigam geben, aber jene hat dies jetzt Alles sicher für sich und ruft ihr nach, daß sie nimmermehr auf grünender Erde wandeln solle. Sie mußte versinken und feiert jetzt ihre Hochzeit im tiefen Meeresgrund. (Warr. 34; Arw. 2, 99; auch in England verbreitet vgl. Mohnike Volksl. d. Schw. 1, 20). — Nach anderer Auffassung wird sie vom winterlichen Gott des Meeres selbst in die Tiefe entführt, herabgezogen. Das schöne Königsfräulein steht draußen vor dem Schlosse und kämmt noch ihr goldenes Haar. Da taucht der am Elfenstrand wohnende Elf oder Neck aus seinen blauen Fluthen zwischen Binsen und Rohr auf, hüllt sich in ein blaues Gewand und wandelt sich zum schönen Ritter

um. Im Elfentanz tritt er zur Jungfrau, feſſelt ſie durch ein rothes Goldband, das ihrer Hand gar köſtlich ſteht, an ſich und vermählt ſich mit ihr, nachdem er den Zaum ſeines Roſſes an den Kirchenfirſt gebunden, ſein eigentliches Weſen ſchon drohend hervorkehrend, in der Kirche. Er wird dann ihr Fährmann und führt ſie in aller Haſt mit ſich über Land und Meer, über Berg und Thal unerbittlich, bis ſie zur allgemeinen Trauer in des Meeres Tiefe verſinkt, oder nimmt die Jungfrau mit Gewalt beim goldenen Gelock und bindet ſie an ſeinen Sattelknopf feſt, ſo kläglich ſie auch um Hülfe ſchrie. Sie war von der grünen Erde verſchwunden und ins Meer verſunken, daß man von ihr nur ihren Goldſpangenſchuh fand, bis ihr entſeelter Leib aus der Brandung an den Strand getrieben wurde (W. 3 und 4). — Urſprünglich iſt es freilich derſelbe Geliebte, der im Sommer ihr verbunden war und im Winter daſſelbe Loos mit ihr theilt und ihr bereitet, welche Identität auch das Volkslied vielfach noch andeutet oder durchſchimmern läßt. Die Jungfrau ſitzt im Hochgemach auf der Sonnenhöhe (höga loft) und weint gar ſehr. Der Jüngling mit ſeinem glänzenden Sonnenſchwert, der um ihre Liebe wirbt, fragt ſie: „Mein herziges Lieb, o ſagt mir, warum ihr trauert!“ Aber ſie trauert nicht um den Brautſattel, das Sonnenroß, den langen Weg, die Eltern und Geſchwiſter, die ſie verlaſſen muß, noch daß er ſie zur Braut begehrt, ſondern darum, daß heute noch die Woge der Ringfallafluth, die bereits ihre zwei Schweſtern verſchlungen, wie ihr ſchon in der Kindheit verheißen iſt, ihr goldgelbes Haar benetzen ſoll. Wohl ſucht er ſie zu beruhigen, er will ihr eine breite Brücke bauen, (die im Winter freilich nur von Eis gebaut wird), will ihr Roß mit vier Goldſchuhen beſchlagen, auch ſollen vorn und zu beiden Seiten zwölf ſeiner Mannen ſie geleiten. Aber was hilft ihr gegen die ihr verhängte Gefahr aller Schutz? Sie reiten vom Schloſſe fort. Sobald ſie aber zum Ringfallahain gelangen, ſpielt ein Hirſch, wozu der Jüngling freilich auch im Walde zur Winterzeit wird, mit goldenem Geweih vor ihnen, daß alle Genoſſen ihm in den Wald nachjagen und ſie allein bleibt. Auf der Ringfallabrücke, die in einer Variante auch mit dem Mimersfluß verbunden wird, ſo daß wir mit dem

Mimersbrunnen und der Giallarbrücke uns an der Unterwelts-fluth befinden, ſtolpert ihr Roß an der Sonnenwendbahn trotz der vier Goldſchuhe und dreißig Goldnägel, und die Jungfrau ſtürzt in den Waldſtrom (Arw. 2, 149; W. 43; Mohn. V. d. Sch. 1, 57 u. a.). — Die enge Verbindung mit dem Walde, die uns hier begegnet, werden wir gleich weiter verfolgen, es mag dies genügen für das bedeutungsvolle Verſinken der Göttin in der Meeresfluth. Aber wir wiſſen, der Gott theilt das gleiche Loos der Göttin. Sie verſinken beide und werden, wie ſchon ſommerlich, ſo beſonders winterlich zum Meermann und zur Meerfrau. Das Sonnenroß kann ihn nicht länger durch den Sund tragen, er muß ins Meer verſinken, bis er zu ſeiner Zeit wieder herausgeholt wird (Mohn. Altſchw. V. 244). — Er geht, um zur Geliebten zu reiſen, an den Seeſtrand, wo ebenſo alle Schiffe fort ſind bis auf ein kleines ſteuer- und ruderloſes Boot, und wie er in den Sund fährt, erhebt ſich ein böſes Wetter, daß er nun ſein Jul in der Tiefe trinkt, während die Fluthen weithin ihr Spiel treiben (Arw. 2, 66; vgl. 67), wo nur der Tod chriſtlich als Lohn für ſein Sündenleben motivirt wird. — Wenn ebenſo wiederholt die Meerfrau den Jüngling an ſich lockt und er nur dadurch gerettet wird, daß zur rechten Zeit noch der Hahn ſeine Schwingen regt, ſo iſt freilich der eigentliche Sinn, daß die Errettung aus dem Tod und der Meerestiefe erſt mit dem Jultag erfolgt, wo der rothe Hahn den neuen Jahrestag ankündigt (W. 6 vgl. 5). Hier reitet er auf ſeinem Grauroß zur Meerfrau, verſinkt in den Schooß derſelben und wird längſt von ihr erwartet, freundlich empfangen. Da er ſich aber noch nach ſeiner frühern Heimath, nach ſeinen Eltern, ſeiner Braut auf Erden ſehnt, giebt ſie ihm aus ſilbernem Becher einen Trunk des klarſten Weines, daß er jetzt zur Winterzeit Alles vergeſſen und nun in der Meerestiefe ſeine Heimath, ſeine Eltern und Geſchwiſter, ſeine Aecker, Thäler und Höhen und in der Meerfrau die Braut wiederfindet, mit welcher er ſich vermählt. — Aber nicht einzeln nur, auch beide zuſammen verſinken ſie in der Fluth. Das bedeutet wie im Alterthum das Lied von Hero und Leander geographiſch an den Hellespont, an Seſtos und Abydos angeknüpft, ſo das weit im Norden und in

Deutſchland mit ſeiner tieftraurigen Melodie verbreitete eigenthümlich ſchöne Lied von den beiden Königskindern. Die beiden Königskinder haben ſich eben noch oben auf des hohen Schloſſes Zinnen Liebe und Treue geſchworen, aber bald werden ſie getrennt. Schon iſt zwiſchen ihnen das tiefe Meer, daß ſie nicht zu einander können. So lange die aufgeſteckte Sonnenfackel, das in der Lilie brennende Sonnenlicht noch leuchtet, können ſie trotz der vorübergehenden Trennung der Nacht ſich noch wieder ſehen, ihrer Liebe ſich freuen. Aber bald kommt der Winter. Die winterliche Magd oder Dienerin, auch Nonne, löſcht aus Argliſt die Fackel, die Leuchte aus, daß nun der Sonnenjüngling in der Fluth verſinkt. Die Königstochter hört es und fühlt es, daß ihr Geliebter in des tiefen Meeres Grund entſchwunden iſt. Sie muß ihm nach, ihn aufzuſuchen, zu ihm zu kommen. Da hub das edle Königskind zu weinen an und bittet die Mutter um Urlaub, ein Weilchen im Blumengarten ſich zu ergehn, aber für ſich allein, da jetzt bei nahender Winterzeit das jüngſte Schweſterlein wie aus Unverſtand die Roſen mit den Wurzeln ausreiße, das Brüderlein all die Vögel erſchieße. So geht ſie fort zum Meeresſtrand, übergiebt dem winterlichen Fiſchersmann, den wir als Eiſe kennen, ihre Goldkrone, daß er ihren Geliebten (zu ſeiner Zeit) herausfiſche und wieder ans Licht bringe, und ſinkt mit ihm vereint in das naſſe Wellengrab (Arw. 2, 115; W. 12; Nyerup Danske Viser 1, 47; Mohn. Altſchw. V. 79; Des Knaben Wunderh. 2, 252; Erk, Deutſcher Liederh. 65 — 69 u. a.).

Aber nicht nur im Waſſer, ſondern vielmehr noch im Walde findet der Naturgott des Sommers mit der Göttin den Tod. Sie werden dann nach Menſchenart in der Erdtiefe begraben gedacht, weilen den Winter über, nachdem das Laub von den Bäumen gefallen, alle Fruchtbarkeit geſchwunden, Alles von Froſt und Kälte erſtarrt iſt, tief unten mit aller wohlverwahrten ſommerlichen Herrlichkeit in des Berges Grund. Die Taube im Liliengezweig ſingt zur Mittſommerzeit: Eine Maid wird dies Jahr noch zum Himmel eingehn. Aber ſie iſt ſo blühend noch, ſo geſund und prangend, daß ſie an Krankheit, an Todesgefahr nicht denken kann. So wandelt die Jungfrau in ihres Vaters

Garten oder reitet durch den grünenden Hain. Da fühlt sie, wie schon im Alterthum Eurydike, als sie vor dem Aristäus fliehend, auf eine im Grase verborgene Schlange trat, einen plötzlichen Stich in der linken Seite. Sie weiß jetzt, es ist zum Tode. Darum bittet sie ihr Mütterlein, ihr das Bett zu bereiten, weil sie nun nie wieder Gefild oder Hain schauen solle, als des Himmels Braut. So starb die Maid zur Mittsommerzeit. Sie trugen die Leiche durchs blühende Thal und legten sie hinein in das schwarze Grab. Alle Gottes Engelein gaben ihr das Geleite: Im Himmel ist große Freud' (W. 46; Wolff, Volkspoesie 112). — Oder die Jungfrau hat sich einem Ritter verlobt und will ihn treffen im Walde. Der Wächter ist durch ihren Goldring, widerstrebend zwar, gewonnen und verspricht, sie mit seiner Tagesweise zurückzurufen. So geht sie hinaus in den grünen Wald dem Berge zu, wo die Nachtigallen singen, um seiner zu warten. Aber wie der Ritter verzieht, kam aus dem Berge der leidige Zwerg zu ihr, als ob er sein Bote wäre, und führt sie, nachdem sie ihren Perlenkranz vom Haar genommen und auf den Lindenast gehängt, auf seinem Roß zur Mutter in den Berg hinein. „Seht, Mutter, was ich hier gefunden, die allerschönste Jungfrau." Wohl sollte sie hier, wie sonst, dem Bergkönig vermählt und dann später zurückgegeben werden, aber die Färbung der Sage ist, ähnlich wie bei Pyramus und Thisbe, wo der winterliche Löwe den Zwerg vertritt, eine andere. Die Mutter heißt ihn, sie schnell zurückführen, um Unheil zu verhüten. Aber das Unheil ist bereits geschehn. Inzwischen war der Ritter gekommen, hatte den Perlenkranz gesehen und, weil er sie ermordet glaubte, sich in sein Schwert gestürzt. So tödtet sie sich jetzt mit demselben Schwert, im Tode mit dem Geliebten verbunden. Da stimmt beim Morgengrauen der Wächter über das Ausbleiben der Tochter ein Klagelied an, das die Mutter hört, und als dann der Herzog die Wahrheit erfährt, muß auch der Wächter seinen Treubruch mit dem Tode büßen (Arw. 2, 144). — Oder die stolze Jungfrau weilt beim Vater, der über sieben Königreiche herrscht, der zwei Grafen, fünf Fürsten, sieben Könige, die als Freier zu ihr kommen, nicht achtend. Aber wie sie eines Sonntagmorgens

vom Schloß herab zur Kirche geht und dem hohen Berge nahe kommt, wird ſie unter dem Bann der Bergmutter oder vom Bergkönig, dem Alf, durch eine geöffnete Thür in den Berg geführt, wo nun der Bergkönig ihr freundlich zunickt, ſie aufs Knie zieht und ſich durch die Goldringe mit ihr verlobt. Er bietet ihr die Goldkrone und begrüßt ſie als ſeine Königin. So bleibt ſie nun als Bergkönigin acht volle Jahre, wir ſagen, die acht Wintermonate im Berge und ſchenkt ihm zwei Söhne und ein hellglänzend ſchönes Töchterlein (Arw. 2, 142 u. 141; W. 8).— Aber auch hier theilt nicht nur, ſondern bereitet ſelbſt der Gott das gleiche Geſchick. Der Jüngling reitet ſpät am Abend bei fallendem Thau in den Wald hinaus. Er kommt zum blauen, winterlichen Berge. Die Elfentochter reicht ihm die ſchneeweiße Hand und fordert ihn zum Tanze auf oder drei Bergfrauen fallen dem Pferd in die Zügel, ſchlagen ihn auf die Wange mit Krankheit und fangen ein Lied an. Er reitet zur Mutter zurück zum Tode krank, weil er in der Elfen Spiel geweſen; wenn die Braut kommt, ſoll ſie ihr ſagen, er ſei in den Wald gegangen, das Wild zu ſchießen. Die Braut trauert ob ſolcher Worte, daß er jetzt mehr vom Wilde hält als von ihr, ſteigt auf des Hochgemachs Saal (åt högan lofts sal) und zieht ihre ſeidenen Gewänder nach ſich. Da findet ſie ihren Geliebten todt, legt ihr Haupt an ſeine Bruſt und ſtirbt mit ihm ſammt der Mutter (Arw. II, 148) vgl. 147, wo er in den Berg ſelbſt hinein kommt zur Vermählung mit der unterweltlichen Gigur oder Gyge und aus dem Blauberg nicht gerettet wäre, wenn nicht in dem Sinn, wie oben, der Hahn durch Gottes Gnade ſeine Schwingen geregt hätte. — Aehnlich, nur anders gewandt, heißt es bei W. 29: Der Jüngling träumt vom Tod der Geliebten, läßt ſein Grauroß ſatteln und zieht durch den Roſenhain, wo ihm zwei Jungfrauen, die eine im winterlich blauen, die andere im ſommerlich rothen Kleide, entgegenkommen. Von ihnen erfährt er, daß des Sommers ein Ende, daß ſeine Braut todt iſt. So findet er ſie auf der Bahre. Er ſpringt vom Roß, ergreift die Leichenſtange und giebt dem Gräber fünf Goldringe, daß er, nachdem er ſich das Herz durchbohrt, mit der Geliebten im Grabe vereint werde. — Oder der Jüngling dient den Winter,

15 Jahr, am Königshof um Fräulein Goldburg, und als die Zeit verfloſſen, fordert er ſie auf, mit ihm zu entfliehen. Aber es bedarf der Vorſicht, da alle auf ſie achten. Darum ſchneidet er ihr als ſeinem Gefährten einen Scharlachmantel, hebt ſie auf ſein geſatteltes Roß, und ſo reiten ſie zuſammen fort durch den 30 Meilenwald, daß ſie auch ſo verhüllt, dem ihnen begegnenden winterlichen Bräutigam verborgen bleiben. Nun ruhen ſie eine Weile, den Sommer hindurch, er in ihrem oder ſie in ſeinem Schooß, ein ſchnell verrauſchendes Glück, im Walde. Aber da ſchlägt auch ſchon wieder die Todesſtunde. Bald hört ſie ihres Vaters Grauroſſe, die 15 Jahre, den Sommer nicht draußen waren. Es kommt zum Kampf, während ſie des Geliebten Roß nicht halten kann. Wohl wehrt er ſich, erſchlägt Alle, aber als er auch ihren Vater oder jüngſten Bruder treffen will, ruft ſie ihn beim Namen zum Tode, daß ſein Blut in das Gras rinnt. Doch ſie verläßt ihn auch im Tode nicht, begleitet ihn in ſeines Vaters Hof, wo er hinſtirbt und ſie und ſeine Mutter mit ihm (W. 13, 1) vgl. 2, wo ſie vom böſen Bruder am goldigen Gelock ergriffen, an den Sattelknopf gebunden und geſchleift wird, daß ihr Fuß im Walde von den Dornen und ſcharfen Zweigen zerriſſen wird. Zu Hauſe wollte der Bruder ſie erwürgen. Die Mutter verkaufte ſie ins Elend, wo ihre Wangen zerſchlagen werden, daß das Blut den Vorhang beſpritzt, bis ſie todt vor der Königin, der ſie dienen muß, zu Boden fällt. — Doch auch die Geliebte ſelbſt tödtet ihn, oder er ſie in ſolchem Sinne im Walde (W. 19 u. 20 vgl. das deutſche Lied vom Ulinger b. Uhland, V. 74, Erk, D. L. 28).

Aber der Wintergott kleidet ſich auch mit der Göttin in die Geſtalt der winterlichen Thiere, ja der Geſammtheit der Thiere als Thiermann, wie in die Geſtalt der winterlich verdorrten Bäume, zumal der Linde und der Eſche und der Eiche und der Geſammtheit der Bäume, als ſtruppig verworrener Waldmenſch. So wird im Folgenden derſelbe Gedanke vom Abſterben der ſommerlichen Gottheit ſchon mehr winterlich ausgedrückt. Die Jungfrau will zum Tanz hingehn, während noch die Linde im Haine zittert, aber ſie ging in den winterlich ſchrecklichen Blauwald. Dort ſtieß ſie auf einen grauen Wolf. Sie will ihn mit ihrem Seidengewand, mit ihrem Silberſpangenſchuh,

ja mit ihrer Goldkrone, was ſie freilich alles jetzt doch an ihn abtreten muß, abkaufen, aber er fordert ihr junges Blut und Leben. In ihrer Noth erklimmt ſie einen Eichbaum oder ſpringt in den höchſten Baum. Doch der Wolf eilt mit Geheul den Hügel hinauf, gräbt die Wurzel der Eiche frei, daß ſie mit einem gräßlichen Schrei herabſtürzt auf die Erde, denn ſie war im ſchrecklichen Walde. Der Jüngling hört den Hülferuf der Geliebten, beſteigt ſein rothes Rößlein und eilt ſchneller, als der Vogel fliegt. Er kam an den Ort und fand die blutigen Reſte. Der winterliche Wolf hatte die Jungfrau wie Rothkäppchen verſchlungen oder trug ſie noch im Maul, um ſie zu ſeiner Zeit zurückzugeben: „Gott helfe, Gott gnade mir in der Noth, Meine Jungfrau iſt hin, mein Roß iſt todt Dort in dem ſchrecklichen Walde.“ (W. 23, vgl. Arw. 2, 140.) — Aber auch er ſelbſt iſt zum winterlich ſtarken Gott geworden und bringt der Jungfrau das Todesloos. Er ſattelt ſein graues Sonnenroß, damit rückwärts zu reiten vor ſeiner Mutter Schloß. Die ſagt ihm, daß er eine (jetzt winterlich gewordene) Hexe gefreit; ſie habe dieſelbe mit anderen Hexen auf der Haide geſehn, wie ſie auf einem Wolfsſattel einen Bären geritten, eine Schlange ſtatt der Peitſche in der Hand. Zorngemuth reitet er nach Hauſe, ergreift ſie bei ihrem goldgelben Haar, zerrt ſie zu Boden und reißt ſie empor. Sie eilt in ihr Hochgemach und wird, nachdem ſie jetzt ihrem Vater ihr Grauroß, ihrer Mutter ihr Seidengewand, ihrem Bruder die rothe Goldkrone, ihrer Schweſter ihre Goldkiſten vermacht, was ſie freilich jetzt alles an den Wintergott abtreten muß, von jenem mit dem goldnen Sonnenſchwert getödtet. Dann reitet er ſelbſt in den dichten Wald zu ſeinen Schwähern und wird auch ſeinerſeits in Ketten gelegt und aufs Rad geflochten oder dem gewöhnlichen Schickſal des Sonnengottes im Sommerſolſtiz gemäß, am hohen Galgen aufgehängt. (W. 32.) — Oder die Mutter ſagt dem Sohne, er ſolle immerhin alle Thiere im Walde jetzt ſchießen, nur die Hindin verſchonen, in welche ſeine Geliebte von der böſen Stiefmutter verwandelt ſei. Er legt den Bogen auf die Schulter und geht zu Walde. Da ſpielt ſo luſtig die Hindin vor ihm, er kann nicht anders, er ſetzt den Bogen an die Bruſt. Die Hindin verſteckt ſich im Gebüſch,

aber er trifft, wie der Freiſchütz, ſeine eigene Braut. Und wie er ſie faßt, ſind es ihre Goldlocken. Er klagt, daß er ſeiner Mutter Wort vergeſſen, und erſchießt ſich ſelbſt, gleiches Todes mit der Geliebten verbunden. (Arw. 2, 136.)

So ſind beide, Gott und Göttin, Jüngling und Jungfrau, in den Tod gegeben, und zwar ſo, daß urſprünglich er ſelbſt mit ihr nur winterlich umgewandelt, an die eigene Stelle tritt, bis dann der Bruder und die Schweſter, die jenen den Tod bereitet, deren Stelle übernimmt. Das bedeutet die Frage der Mutter in dem viel verbreiteten Liede: „Wo biſt du geweſen ſo lange, Du Sohn im Roſenhain? Woher iſt dein Schwert ſo blutig?“ Worauf er zuletzt antwortet, daß er ſeinen Bruder erſchlagen habe. (Arw. 2, 87.) Das bedeutet es auch, wenn der Bruder den Schwager tödtet, wie in W. 24, wo der jüngſte Bruder dem Gatten der Schweſter heimtückiſch folgt, ihn erſchlägt und dann kommt, das Haupt auf die Schwertſpitze geſteckt, um es der Schweſter zu zeigen, oder wenn der grimmige Bruder die ſtolze Schweſter nach ihrem Gatten fragt und ſie leugnet, bis er ihr die Hand des Mannes zeigt, die an ſeinem Sattelknopf hängt. „Gott ſei mir gnädig, Bruder Oluf! Du brachteſt meinen Kindlein Leid Und nahmſt den Gatten von meiner Seit.“ — Freilich kann der Gott und die Göttin nicht ſterben, wenn ſie nicht vorher die Kindlein, die in der Winterſaat noch im Schooß der Erde ſind oder die in den Bäumen und Thieren den Winter nur latente, ſchlummernde Trieb- und Lebenskraft, wie *Κόρος* und *Κόρη*, Liber und Libera, zurückgelaſſen haben, die dann mit der Julzeit allmählich wieder ans Licht treten. Während die Linde noch ſo grünes Laub trägt, fragt die Geliebte die böſe Schwiegermutter, in wie langer Zeit ſie ihrer Kindlein geneſe. In 40 Wochen des neunten Jahres, alſo richtig im neunten Monat. Sie bittet darauf den König, ſie zur eigenen Mutter durch den grünen Wald zurückzuführen. Der goldne Sonnenwagen wird angeſpannt, aber er hält jetzt nicht mehr und zerfällt, die Sonnenroſſe ſtürzen zu Boden. Da muß er ſelbſt ſie zur Mutter tragen. Ihr Gemahl breitet den blauen Mantel für ſie aus und ſie geneſt zweier Kindlein im eigenen Tode. Das eine kämmt ſchon ihr goldgelbes Haar, das andre

zieht, freilich auch erſt zur Julzeit, ſein vergoldetes Schwert: „Unſre Mutter iſt todt, nun ſoll auch unſre Großmutter (farmor) des Todes ſein," nämlich zur Julzeit. (Arw. 2, 134.)

Doch ehe wir zu dieſer in allen Sagen entſcheidendſten Zeit der Verjüngung des ganzen Naturlebens übergehen, müſſen wir erſt ſehen, wie auch im Volkslied das Weſen, Verhalten, der Zuſtand des Gottes und der Göttin zur Winterzeit ſelbſt gedacht wurde. Die Jungfrau klagt: „Mein Mütterlein ſtarb im vorigen Sommer, als ich noch klein und zart war. Da gab mich mein Vater einer Stiefmutter." Die Mutter Natur iſt allerdings zur Winterzeit eine Stiefmutter geworden, daß alles Böſe, was Stiefmüttern nur irgend nachgeſagt werden konnte, doppelt und dreifach mit beſonderer Vorliebe auf ſie übertragen worden iſt. „Alſo die Stiefmutter verwandelte mich in eine Linde, meine Brüder in Bären und in garſtige graue Wölfe. So ſtehe ich außen mit erfrorenen Zweiglein, in der Kälte frierend, dem Tode geweiht, bis der Tag auch meiner Erlöſung kommt." (W. 10, 2 u. 1.) — Oder die Stiefmutter ſchuf ſie um zur Linde und zur Nachtigall, die zur Winterzeit in Hunger, Kälte und Schnee als wilder Vogel fern in dunklen Wäldern umherflattert; den Bruder zum wilden Bär und Wolf, im Walde zu laufen, bis ſie der früher zur Julzeit mit dem Tod der böſen Stiefmutter erlöſte Bruder nach Gottes Willen zur rechten Zeit einfängt. Aber auch da zeigt ſie noch zuerſt ihre winterliche Natur, indem ſie ſich zu einem Löwen, Bären, Drachen und Lindwurm umwandelt, bis zur Frühlingszeit eine Jungfrau lieblich wie eine Blume vor ihm ſteht. „Und große Freude ward überall Auf dem Hof und im ganzen Lande, Daß gefangen der Ritter die Nachtigall, Die gewohnt in der Linde ſo lange." (Mohn. Altſchw. V. 38 u. 37.) — In gleicher Weiſe erſcheint neben der Göttin der winterliche Gott, meiſt von der Stiefmutter und auch vom Stiefvater unterſchieden und verzaubert gedacht, nicht nur in der Geſtalt des Raben, des Habichts, der Hindin, wie des Wärwolfs, des Bären, des Löwen, Drachen, ſondern auch überhaupt des Berg- oder Waſſertrolls, der Erd- und Meerungethüme. (Arw. II, 137—140; 169; Grimm Altdän. Heldenl.: Burmann und Olger der Däne u. a.), welche

Verwandlungen, wie alle übrigen Schickſale, dann vom Aberglauben bis in unſre Tage hinein von der Gottheit auf die Menſchen übertragen worden ſind. — So ſehen wir alſo der rechten Mutter zur Sommerzeit die Stiefmutter zur Winterzeit gegenüber. Der Jüngling hatte im Frühling aus fremdem Land Jungfrau Silberlind zur Braut genommen, lebte acht Jahrmonde mit ihr und hatte drei Kinder. Da kam der winterliche Tod und nahm Frau Silberlind in ihrem Blätterſchmuck mit ſich. Sie verließ Acker und Hain, Schaf- und Rinderheerden. Aber bald trat an ihre Stelle zur Winterzeit die Stiefmutter Steneborg, von der er in dieſer Zeit auch Kinder hatte. Doch während dieſe draußen ſpielten, ſaßen jene weinend zu Haus auf der Streu im Schmutze liegend, hungernd und frierend, bis die Mutter durch ihr Trauern und Weinen aus dem Schooße der Erde geweckt wurde und aus dem Grabe zurückkehrt. Das Lied nimmt dann eine ethiſche Wendung: Doch herrlichere Schaar ward nimmer geſehn, Als Silberlind zum Himmel mit den Kindern eingehn, zur Frühlingszeit nach Asgard (W. 40). Darum wünſchen ſie im Winter mit karger Winterkoſt, ſtreifigen Fiſchen ernährt, Vater und Mutter den klaren Himmel, der Stiefmutter die rothe Höllenpein (W. 38).

Das Winterreich iſt das winterliche Asgard, wo alle ſommerliche Herrlichkeit verborgen weilt. Der Gott erſcheint dort dienend als Hirtenknabe, wie Apollo beim Admet. So ladet er den König und die Königin mit allem ihrem Hofgeſind ein in ſein Haus. Und wie ſie kommen, finden ſie die Pforten von Stahl, vor denen der winterliche Gott mit Göttin als Hirſch und Hindin tanzt. Das Gemach leuchtet in Goldesſchein, die Decken in Siberglanz, der Eſtrich von Meſſing, der Ofen von Marmor, die Wände von Elfenbein, Tiſch und Stühle von Gold mit feinen Wollteppichen darüber im Eispalaſt gar freudiglich (W. 41). Wie im Liede Blakman und Alf, Schwarzmann und Lichtmann (Arw. 2, 82) ſich der winterliche und ſommerliche Gott kennzeichnen, ſo ſtellt auch das vom Ritter unterſchiedene Sonnenroß Black mit ſeinem Seidenzaum und Marmorſattel den noch winterlichen Gott ſelbſt dar. Er will die winterliche Königin nicht tragen, weil er weiß, daß ſie eine Troll, ein Ungethüm iſt; läßt ſeinen königlichen Reiter,

der im Liede zum König Waldemar gemacht iſt, im Sunde verſinken; vergießt Thränen; muß aber das Loos ſeines Herrn theilen und im Winter des Todes ſein, bis er in der Julzeit aus der Meerestiefe ſich erhebt und Sonnenroß und -Reiter mit der erlöſten Jungfrau wiederkehren. (Arw. 2, 135; G. u. Afz. 2, 194; Mohn. Altſch. V. 121.)

Nach anderer Auffaſſung wiſſen wir wurde der ſommerliche Gott mit der Göttin vom winterlichen unterſchieden, den Winter über mit Ketten und Banden, wie die Winternatur, gefeſſelt, gemißhandelt, zum Tode geführt oder zur Knechtſchaft in die Fremde verkauft, zur ſchweren, menſchlich und culturgeſchichtlich eigenthümlichen Dienſtarbeit gezwungen gedacht. Ja er mußte mit ihr als Sonnen- und Mondroßknecht (Stalldräng Arw. 2, 109; 103; Mohn. Altſch. V. 15), Sternengeißhirt (Mohn. 260. 247), Erdſchweinehirt (Svinaherde Arw. 2, 104), wie ſchon Eumäos, als Viehhirt und Hirtin, als Mühlenknecht und Mühlenmagd (W. 42, 1 u. 2; Mohn. Altſch. V. 27), als Aeſcherling, dazu als Meeresbootsmann (W. 22) und Fiſcher u. a. vielfach nach der urſprünglichen Identität von Gott und Göttin in mann-weiblicher Verkleidung dienſtbar ſein, bis ſie ſich zu ihrer Zeit aus ſolcher Umhüllung als herrlich ſchöner Jüngling und Jungfrau entpuppen und verjüngen. Hierher gehört zuerſt das vielbekannte, über den ganzen Norden und Deutſchland verbreitete Lied vom Schloß in Oeſterreich. Dies Oeſterreich war aber, wie ſchon Mohnike richtig erinnert, urſprünglich Austarriki und iſt erſt ſpäter mit hiſtoriſirender Naivetät auf das geſchichtliche Oeſterreich und Wien übertragen. Es iſt das Oeſterreich, wohin Thor ſeine Oſtfahrten gegen die Rieſen nach Jotunheim unternimmt, das winterliche Asgard, wohin im Winter alle ſommerliche Herrlichkeit entſchwunden iſt. Da ſteht ein Eispalaſt von Silber und rothem Golde und Marmorſteinen erbaut, worinnen jetzt ein junger Herzog oder auch der junge Zimmergeſell, der es gebauet, auf Leib und Leben gefangen, wohl funfzig Klafter tief unter der Erde zwiſchen Drachen und Schlangen gefeſſelt liegt, weil er früher im Roſenhain mit der Königin gebuhlt und von ihr mit goldener Kette geſchmückt war. Der König will von keinem Löſegelde wiſſen. Tod und Gefangenſchaft gehören

zuſammen. Der Gefangene wird aus dem Thurm geführt, ſteigt die Leiter hinauf und beſchaut ſich noch von ſeiner Sonnenhöhe mit ſeinen ſchwarzbraunen Augen zum letzten Mal die Welt, um dann, wie wir es kennen, am Galgen erhöht, ſein Leben zu laſſen (Geij. u. Afz. 2, 60—66; Mohn. Altſchw. V. 39; Nyerup Danske Vis. 1, 57; Uhland Volksl. 105). — Oder die Jungfrau wandelt im Roſenhag und pflückt für den Geliebten einen Kranz von rothen und weißen Blumen. Der Sonnenjüngling ſieht aus dem Himmelsfenſter ſie wandeln, geht zu ihr, ſtreichelt ihr die Roſenwangen und verbindet ſich mit ihr. Aber falſche Zofen verrathen dies dem Vater. Der läßt ihn ergreifen, in Feſſeln legen und den Winter 15 Jahre in einen finſtern Thurm werfen. — Derſelbe Verlauf wiederholt ſich nun noch einmal. Wieder iſt es Frühling geworden, wieder pflückt die Jungfrau für den Geliebten die Blumen zum Kranz. Als der König dies ſieht und von ihr erfährt, läßt er, um ihrer Liebe ein Ende zu machen, den Geliebten, der gern bereit iſt, für ein ſo adliges Weib ſein Leben zu laſſen, aus dem blauen Thurm holen. Er wird feſt an einen Stamm gebunden und wie ein Lamm auf der Schlachtbank geſchlachtet. Sein Herz nahmen die falſchen Zofen und bereiteten für das Fräulein ein Mahl davon, daß ſie davor im Innerſten erzitterte. Als ſie erfahren, was ſie in ihren Schooß aufgenommen und gegeſſen, ließ ſie ſich zwei Becher bringen, um ihres Geliebten Wohl zu trinken. Sie trank ſich ſelbſt den Tod, daß ihr Auge brach und ihr Herz zerſprang. Bei dieſer Botſchaft ſpringt der König vom Seſſel auf, ſchlug in die Thür, daß der Riegel klang. „Ach Herr Gott, gnade mir armem Mann, Meinem einzigen Kinde that den Tod ich an.“ Beide Leichen werden in ein Grab gelegt, wo ſie der Auferſtehung warten, bis die Linde in friſchem Grün übers Kirchdach hinaus ihre Zweige vereinend zu neuem Leben aus dem Grab erwächſt (W. 15 vgl. 16). — Oder es wird die Jungfrau von Vater und Mutter in der Zeit der Noth ins heidniſche Land, ins Elend verkauft. Der winterliche Kriegsmann führt ſie mit raſchem Ruderſchlage davon, obwohl ſie für ihre Erlöſung zur Sommerzeit, wo der Vater aus dem Roſenhain kommt, deſſen weiße Pflugochſen, der Mutter Goldſchreine, ihrer Schweſter

Goldkronen, ihres Bruders Fohlen, die sie jetzt alle verlassen muß, vergebens anbietet. Nur ihr Bräutigam vermag sie zu erlösen, freilich nicht wie hier sogleich, sondern erst zu seiner Zeit (W. 27). — Oder sie reitet auch selbst als Lichtgöttin, während der sommerliche Erdgott stirbt, ins winterliche Reich. Der Geliebte ist im Sterben. Die Jungfrau muß ihn sehen, macht sich auf mit ihrem weißen Sonnenroß ihn zu besuchen. Die Mutter sieht sie auf ihrem goldhufigen Roß ganz wie Sonnenglanz leuchtend, zu ihm kommen. In tiefem Liebesschmerz ruht sie bei ihm, empfängt von ihm im Sterben seine Goldkrone und sonstige Habe, dann stirbt er. Sie besteigt wieder ihr Roß, dann reitet sie heim mit den empfangenen Schätzen durch den winterlichen zwölf Meilenwald zu später Abendstunde im Westen, während für ihn die Glocken klingen im Osten (W. 17).

Aber um die Sonnenwendbahn bewegt sich das ganze Leben der Natur und der an sie gebundenen Götterwelt mit ihr. Nach der Umkehr der Sonne zur Mittwinterzeit am Jultag lösen sich allmählich die Bande, welche die sommerliche Gottheit in winterlicher Haft gefangen hielten. Die Erd- und Meerestiefe giebt ihre Todten zurück, der Zauberbann, der den Sommer in die winterliche Thier- und Pflanzenwelt verwandelt, der alles Licht und Leben, alle Fruchtbarkeit geraubt, in Erstarrung gebunden hatte, wird gebrochen: was entschwunden, kehrt zurück. Hören wir, wie das Volkslied davon redet. Der einst im Tann hausende Gott war als Ritter Tannhäuser den Winter in der Bergestiefe gewesen, hatte mit der Berchten, der Frau Venus, gebuhlt. Aber jetzt läßt es ihm keine Ruhe mehr da unten, er muß aus dem Berge wieder heraus ans Licht. Sein Leben dort ist ihm krank, seine Liebe leid geworden, er muß Urlaub haben und in dem Land umfahren. So schied er ihrem Buhlen zum Trotz aus dem Berg und fuhr fröhlich auf die Bahn, dem neuen Leben und Licht zurückgegeben. Aber so sehr er als Lichtgott weithin nach Süden, hier nach Rom, seine Straße zog, als Erdgott blieb er auch jetzt noch, bis der dürre Stab zu grünen anfing, an den Tod, an die Erdtiefe gebunden und mußte jetzt vorübergehend wieder erleiden, was ihm in der Hochsommerzeit bei seinem Abschied von der Erdenfreude beschieden war: ein Gedanke, der in bekannter

Weiſe ſo ſinnig chriſtlich umgeſtaltet ward. (Tannhäuſerlied b. Uhland Volksl. 297; Erk D. Liederh. 27). — Wir verfolgen nun weiter erſt die oben ausgeführten Liederanfänge und knüpfen daran gleich den Ausgang, die Wiederkehr an. Die winterliche Schweſter hatte, wie wir geſehen, die Jüngere in die Meeresfluth geſtoßen, aber ſie blieb darin nur ihre Zeit. Es kam der Geliebte als Fiſcher und zog die ſchneeweiße Jungfrau in ſeinem Netz ans Ufer, machte als Neck oder Spielmann ſie zur Harfe und kam aufs Königsſchloß. So ſingt ſie der falſchen Braut, daß dieſe jetzt mit Unrecht ihre rothe Goldſpange und auch ihren Geliebten habe. Da fand die nächtliche, winterliche, ſchwarze Schweſter ihren Tod auf dem Holzſtoß, daß nun die Jüngere wieder dem Leben und Licht zurückgegeben, an ihre Stelle tritt und dem Verlobten vermählt wird. (So der im Weſentlichen richtige Schluß in der ſonſt jüngeren Faſſung bei Arw. 2, 99). — Oder die Jungfrau war von der Ringfallabrücke, — wie noch im deutſchen Lied (Waſſermanns Braut b. Erk, D. Lied. 16 und 17) erhalten iſt, nachdem ſie ihren Sommerſchmuck abgelegt, mit der Brücke — ins Meer geſunken. Aber zu ſeiner Zeit läßt ſich ihr Geliebter die Goldharfe bringen oder urſprünglicher, er ſchmiedet ſich ſelbſt die Goldharfe und ſpielt in ſeinem verjüngten Sonnenlicht ſo die Orpheusharfe, daß aus dem Tode alles Leben wiederkehrt. Beim erſten Schlage ſaß noch der leidige, garſtige Neck als ſein Widerpart auf der Fluth und lachte; beim zweiten Schlage ſaß er auf dem Meeresgrund und weinte; aber beim dritten Schlage ſtreckte die Jungfrau den ſchneeweißen Arm aus der Fluth. Er ſpielte das Bräutlein auf ſein Knie herauf, daß der Neck auch die beiden Schweſtern, auf jedem Arm eine Jungfrau darbietend, zurückgeben mußte. Ja er ſpielte das Waſſer im Mimesfluß ſtill, das Gras aus der herbſtgrünen Ebene hervor, die Rinde von den Birken und Bäumen los, die Leibesfrucht aus Menſchen und Vieh hervor (fostret ur folk och fä), die Hindin aus dem Walde, die Vögel zum Tanz auf den Bäumen: das ganze verjüngte Leben der Natur war das kunſtreiche Spiel ſeiner Meiſterhand auf der ſonnigen Goldharfe. Da war große Freude, er und ſeine Braut, ſie waren wieder beiſammen (Arw. 2, 149; W. 43; Mohn. V. d. Sch. 1, 57).

Oder in anderer Faſſung. Es iſt Jultag, wo der Sonnenjüngling wieder zu ſich ſelbſt kommt, ſich auf ſich ſelbſt, auf ſeine Schweſter oder Geliebte beſinnt, der er ſo lange den Rücken gekehrt, ſo lange abgewendet war. Noch weht der Nordwind kalt übers Meer in der Winterzeit. Doch tritt er vor ſeine freilich ſelbſt im Tode, im Winterſchlaf erſtarrte, als Meerfrau in des Meeres Tiefe, als Bergfrau in der Erde und des Berges Grund, im Grabe weilende Mutter und fragt nach der jetzt von der Mutter unterſchiedenen Verjüngung als Schweſter. Sie iſt in der Meerfrau Gewalt. Da geht er in den Stall, die Roſſe zu beſchauen und ſattelt das beſte von allen, den Grauſchimmel, das ſchnell reitende Sonnenroß. So kommt er vor der Meerfrau Thor, die ſelber draußen ſteht, wie ſeiner wartend. Er will kein ſchöneres Weib als ſie ſelbſt je geſehen haben. Aber ſie verſpricht, ihm noch eine ſchönere zu zeigen, die klar wie Sonnenlicht leuchtet, ihm entſprechend (glindrar som en sol). Er bietet ihr für ſolchen Anblick ſeinen grauen Renner, doch er ſoll ſie ohnedies ſchauen. So geht die Meerfrau ins Hochgemach (högan loft) zur Jungfrau, wo ſie wie Brunhild noch im Winterſchlaf liegt, klopft auf ihre ſchönen Blaupolſter und ruft ihr, daß ſie vom Bett aufſtehe, nachdem ſie 15 Jahre dort ungeſtört geſchlafen, ſie ſolle einen ſchönen Ritter ſchauen. Die Jungfrau zweifelt, da ſie ſo lange ſchon die Sonne nicht geſehn. Erſt wird ſie nun geſchmückt, auf den Goldſeſſel geſetzt und angekleidet, daß ſie der Sonne gleich glänzt. Es wurden ihr goldene Schuhe angethan, wovon der Goldſchein weithin auf den Eſtrich rollte. Die Meerfräulein zogen ihr ein von 15 Jungfrauen gewirktes Gewand an, flochten ihr Haar, und die Meerfrau ſetzte ihr die Goldkrone auf. So glänzend in ihrer ſonnigen Schöne tritt ſie aus dem Hochgemach, daß der Ritter ſie alsbald an ihrem ſtolzen Schritt erkannte, und wandelt auf dem grünen Meeresſtrande, die Silberkrone, die ihr die Meerfrau gegeben, in der Hand haltend. Aber der Ritter will die Kanne zum Trunk nicht von ihr nehmen, ehe ſie ihren Namen, ihr Geſchlecht geſagt. An ihrem Namen erkennt er ſeine Schweſter, hüllt ſie in einen blauen Mantel und ſetzt ſie auf ſein Grauroß. Er will der Meerfrau fünf Goldringe für ihre Befreiung geben,

aber es bedarf derſelben nicht, ſie kann auch ohne dieſe ihn begleiten. „Sie kehret wohl zurück, Wenn der Wald ſich belaubet.“ So ritt ſie mit ihm vor ihres Vaters Schloß, nach Asgard, und wurde mit Freuden empfangen, während die Meerfrau vergebens und auch nicht vergebens auf ihre Rückkehr wartet. (W. 1 vgl. Arw. 2, 150; Mohn. V. d. Sch. 1, 110.) — Etwas anders gefaßt wird derſelbe Vorgang b. W. 2: Als der Sonnenjüngling ins fremde Land kommt, ſteht ſtatt der verjüngten Meerfrau die Schweſter am Strande. Er nennt ihr Geſchlecht und wird von ihr als Bruder erkannt. Aber ſie iſt noch in des winterlichen Bergrieſen Gewalt. Sie führt ihn ins Schloß und verbirgt ihn im kleinſten Winkel des Berges, wie ſein Licht jetzt ſelbſt zuerſt noch klein und verſtohlen iſt. Der Rieſe kommt zurück und wittert Menſchen- oder als Heide Chriſtenblut. Sie beruhigt ihn, daß ein Rabe über das Dach geflogen, der Menſchenfleiſch in den Krallen trug, von welchen drei Tröpflein Bluts herabgefloſſen ſeien, das ſie fortgeſpült. Aber zum zweiten Mal offenbart ſie es, daß ihr Schweſterſohn — wir ſehen Mutter und Tochter hier in einander fließen — vom fernen Oſtland gekommen. Der Rieſe will ihm eine Kiſte Goldes geben, das er freilich jetzt bald alles dem Sommerheld zurückerſtatten muß, und will ſelbſt außer ihm die goldgefüllte Kiſte an den Strand tragen. Aber die kluge Jungfrau nimmt zunächſt noch das Gold heraus und legt ſich ſelbſt in die Kiſte, daß der dumme Rieſe den Jüngling im Arm, die Jungfrau in der Kiſte im Munde, wie oben der Wolf, tief unter dem Erdengrund wohl 300 Meilen fortträgt. Als er dann in ſein Schloß heimkehrt, findet er zwar das rothe Gold, aber der Liebſten, die er im Winter in ſeiner Gewalt gehabt, hatte er ſich ſelbſt beraubt: „Da ſtehſt du, du leidiges, garſtiges Thier! Verdienſt nicht das Leben zu haben; Haſt ſelbſt dein Weibchen entführt von hier, Nun magſt du vor Leid dich begraben“. (W. 2.) — Die Werbung des Sonnenjünglings um die früher fort und in Pflege gegebene Jungfrau wird auch bei ihrem anfänglich ſpröden Widerſtreben zu einer Prüfung des Bruders um die Schweſter. (W. 25). — Aehnlich wie aus des Meeres Grund iſt es mit der Rückkehr der Göttin aus der Erd- und Bergestiefe. Wir ſahen oben die ſtolze Jungfrau dort

unten die Winterzeit dem Bergkönig vermählt, wie ſie acht volle Jahrmonde im Berge weilt und ihm drei Kindlein ſchenkt. Aber nach dieſer Zeit ſehnt ſie ſich zur Mutter zurück. Der König läßt ſie ſelbſt mit ſeinen Grauroſſen oder im Goldwagen ans Licht, auf die grüne Erde zur Mutter zurückfahren, dort ihre Zeit, den Sommer über zu bleiben, doch ſoll ſie ihn, ähnlich wie beim Lohengrin, oder ihre Kindlein nicht bei Namen nennen, weil ſie durch ſolche Gemeinſchaft dem Tode, dem Meeresgrund oder der Erdtiefe zurückverfällt. Aber ſie kann ihrem Naturgeſchick nicht entgehen. Bald, in der Hochſommerzeit wieder, verräth ſie ſich. Da iſt auch plötzlich der Berg- oder Meerkönig da, daß ſie ſtarr wie todt zur Erde fällt. Er ſchlägt ſie auf ihre Roſenwangen, ſchlingt die Arme um ſie und bringt ſie in ſeinen Goldwagen, daß ſie voller Traurigkeit, aber zur Freude ihrer winterlichen Kinder in den Berg zurückkehrt. Der Kinder eines ſchob ihr als der winterlichen Bergkönigin den Goldſeſſel hin, darin zu ruhen; das andere brachte ihr ein gefülltes Horn, in welches das dritte ein Körnlein warf. Und als ſie zum erſten Mal aus dem Trinkhorn trank, vergaß ſie da drunten Himmel und Erde zumal; zum zweiten vergaß ſie in chriſtlicher Auffaſſung Gott und ſein Wort; zum dritten vergaß ſie Schweſter und Bruder und auch, oder mit ethiſcher Färbung nimmer, die Mutter (Arw. 2, 141 und 142; W. 8).

Aber freilich die ſelbſt noch in des Winters, des winterlichen Gottes, der winterlichen Mächte Gewalt gebundene, gefangene, gefährdete Jungfrau zu erlöſen, iſt nicht leicht gemacht, ſei es daß ſie von ihm in der Geſtalt der winterlichen Thiere und Ungeheuer, der Rieſen und Zwerge, der Brüder und Schwäger bewacht oder umworben wird, ſei es daß ſie hoch im Norden von dem breiten Weltmeer, von Eis und Kälte und einſamen Wäldern oder endloſen Ebenen eingeſchloſſen und umlagert wird. Hierbei ſpielt zugleich die Rache für den in der Hochſommerzeit erſchlagenen Vater, den jetzt als winterlichen Gott, in Iſeland waltenden König Eiſe hinein, als deſſen Verjüngung oder Erneuerung der Sonnenjüngling eben ſelbſt anzuſehen iſt, wenn er gewöhnlich am Julfeſt das Gelübde thut oder auf-

gefordert wird, ſeinen Vater zu rächen und die entführte oder verzauberte Jungfrau zu erlöſen und ſich zu erwerben. Es iſt meiſt nur die Schuld der mangelhaften Ueberlieferung oder der allmählichen Verkennung, wenn beides getrennt oder einzelnes dabei verwiſcht wird. Begleiten wir zuerſt Held Vonved (Grimm Altdän. Lieder). Es iſt Julzeit, da ſchlägt der in ſeiner Kraft ſich verjüngende Sonnenheld die Goldharfe wieder, die zunächſt noch unter dem Kleide verhüllt iſt. Seine Mutter kommt und heißt ihn ausreiten zum Kampf mit kühnen Rittern, um ſeines Vaters Tod zu rächen, an welchem ſie als winterliche Göttin freilich mitbetheiligt iſt. Sie giebt ihm dazu ihren Zauberſegen, daß kein Menſch ihm zu ſchaden vermöge, daß er Sieg in ſeinem hohen Sonnenroß, Sieg in ſich ſelbſt habe, in Hand und Fuß und allen Gliedern, auch giebt ſie ihm ſelber das Sonnenſchwert. Er weiß und ſagt es auch, daß er ferner mit ihr als der winterlichen Göttin, wie ſie ſich bald kundgiebt, keine Gemeinſchaft haben werde. So zieht er aus auf hohem Roß, mit dem Schwert umgürtet: ſein Helm war blinkend, ſein Sporn klingend, ſein Roß ſpringend, er ſelbſt voll Kampfesmuth. Aber lange ritt er einſam winterliche Pfade, bis zuerſt Herr Thule Vang, — vielleicht ſteckt darin der winterliche Thor auf Thrudvang, — mit ſeinen 12 ſtarken Söhnen ihm begegnet, die er alle erſchlägt. Er reitet weiter zum winterlichen Berge, der hier mit allem Zubehör im Folgenden nur vervielfältigt erſcheint, und trifft zuerſt den winterlichen Thiermann, der dem winterlichen Freir verwandt, ein Wildſchwein auf dem Rücken, einen Bär in ſeinem Arm und in den Fingern Haſ' und Hindin trägt. Vonved fordert von ihm, die Herrſchaft über die Thiere jetzt mit ihm zu theilen oder um's Leben zu kämpfen. Als er aber von ihm hört, daß er ſeinen Vater, König Eßmer, erſchlagen, will er nur noch ſein Blut. Sie ſchreiben Kreiſe in die ſchwarze Erde und beginnen den harten Kampf zwiſchen Licht und Kälte zur Winterzeit 1 und 2 und 3 Tage, bis am vierten der Thiermann zu Boden gefällt war. Aber ſein Kampf hat damit kein Ende; er reitet weiter zum großen Berge und ſieht einen Hirten Vieh treiben. Er fragt den Winterhirten, weſſen das Vieh ſei, und giebt ihm zuerſt Räthſelfragen zum geiſtigen Kampfe auf.

Als der nichts weiß, ſchlägt er nach ihm mit der Schmiedezange zum Tode. Weiter kommt er zur zweiten Heerde, wo der Hirt ihm Antwort giebt und einen Goldring erhält, daß er dem grauen Held Tryge Nold Botſchaft von ihm bringe. Dann ſpornt Vonved wie Hermodr, Svipdagr und Siegfried ſein Roß, daß es über Pforte und Mauer ſetzt, und erſchlägt den alten Rieſen mit ſeinen 12 Söhnen. Vonved wirft ſein Roß herum, bringt einſam über Berg und Thal, bis er zur dritten Schaar kommt, wo er einen Hirten mit goldenem Haar trifft. Auch dieſer beantwortet ſeine Räthſelfragen und weiſt ihn zur Sonderburg, wo die Helden, wie in Odainsakre, den Meth im winterlichen Asgard ohne Sorgen trinken. Er gab dem alten Hirten einen ſchweren Goldring und eilt in die Burg hinein gegen den Rieſen Randulf: er wolle mit ſeiner einen Hand alle Bande von ihm rücken, mit ſeiner einen Zehe, wie Oervandil im neuerſprießenden Grün, alle Burgen von ihm ziehen, ihm ſeine Winterherrſchaft nehmen. So erſchlägt er hier Randulf und Strandulf, den Ege Under und deſſen Bruder Ege Karl mit allen andern. Dann will Held Vonved weiter und findet in der wilden Mark einen ſtarken Ritter, der ihm ſeine drei Räthſelfragen löſt und jetzt, da nach den vorübergehenden Niederlagen im geiſtigen Kampf ſeine Kraft noch mehr gewachſen, ſeinen letzten Goldring erhält. So eilte er vor die hohe Zinne des Schloſſes, und als kein Wächter herauskam, ſprang er über die Mauer, band ſein Roß an einen Strick, ging in den Saal und ſetzte ſich an die Tafel. Er aß und trank, ohne den König zu fragen. Wir ſind in dem Reich und Schloß der nordiſchen Unterwelt. Der König ruft ſeine Geſellen auf, den frechen Burſchen zu binden. Als aber Held Vonved ſeinen Vater und ſeine Mutter nennt, erkennt der König richtig in ihm ſeiner mit ihm winterlichen Schweſter Sohn, wie in Iſe-Orendel Achille, und fordert ihn auf, bei ihm zu bleiben. Aber Vonved will und muß zur Mutter, in ihrer ſommerlichen Verjüngung freilich, wenn ihre Winternatur gebrochen iſt, zurückkehren. Und als er nun zu ihr kam, finſtern Sinns, ſtanden 12 Zauberweiber wie bei der winterlichen Menglada mit Spindel und Rocken vor ihm, die ihn jetzt noch im Vorfrühling übers weiße Schienbein

ſchlugen. Er bringt mit ſeinem Roß herum, bannt ſie, ſeine Mutter darunter, in einen Ring zuſammen und ſchlägt ſie alle in Stücke. „Jetzt geht er in den hohen Saal ein, Er ißt und trinkt den klaren Wein: Dann ſchlägt er die Goldharfe ſo lang (bis zur Johanniszeit), Daß ſpringen entzwei alle die Strang. Schau dich um Held Vonved!“ — Es fehlt hier die Verjüngung der Mutter in der Schweſter oder Geliebten mit der Vermählung, die, wie ſonſt, in Klein Danved hinzukommt. Verwandt hiermit iſt Sven Svanehvit, der Frühlingsheld (W. 35), ebenſo nur ein Bruchſtück, wo Iſelands König, der winterliche Vater, Viſe oder auch Eßmer heißt. — Dieſe Vorſtellung, daß der Sonnenjüngling ſich von der Julzeit an aus anfänglicher Schwachheit in vielartigem Kampf herauszuarbeiten, zu bewähren hat bis zum immer unwiderſtehlichen Siege, tritt nun auch im Volkslied in immer neuen Variationen hervor. Ein häufiger Gedanke iſt zunächſt: Der Sonnenjüngling braucht das Sonnenſchwert (Tyrfing, Birting u. ſ. w.), das der Vater mit ſich in den Grabhügel, in die Tiefe der Erde herabgenommen. Der Sohn oder auch, wie bei Angantyr, die Tochter öffnet das Grab, weckt den Vater aus ſeinem Todesſchlaf, wie ſonſt die Mutter, daß derſelbe es zurückgebe, damit er ſich die Lichtjungfrau erwerbe, nachdem er vorher den Vater gerochen. (Arw. 2, 445; Nyerup 1, 55). Zuerſt gilts dabei noch Liſt und Vorſicht: Er ſteigt zu Roß, aber noch gar leiſe, daß nicht der Goldſporn erklinge; er reitet über die Brücke gar ſachte, daß die Sattelringe nicht klirren. So kommt er in den Roſenhain und trifft die ihm feindlichen ſieben Brüder der Jungfrau, die ihn noch gern gefangen hätten. Aber er zieht ſein vergoldetes, hell wie die rothe Sonne glänzendes Schwert und tödtet ſie im Walde. Dann beſteigt er wieder ſein graues Roß und kommt durch den noch immer winterlichen Wald vor ſeiner Liebſten Schloß, verkündet ihr den Tod der Brüder, und ſie feiern Hochzeit zur Sommerzeit (W. 25). — Ferner iſt die Jungfrau dem winterlichen Gott, der zumeiſt in Geſtalt eines Erd- oder Meerungethüms erſcheint und ſie jetzt am meiſten ſelbſt umwirbt, nachdem er ſie ſo lange ſchon in ſeiner Gewalt hatte, abzugewinnen und zu erkämpfen. Held Jung Thor, ſo heißt hier auch der Held, ſitzt

auf Vongaberg, worin wir Thrudvang erkennen, in hohen Ehren. Da bekommt er heimlich Botschaft von seiner Herzgeliebten, der stolzen Gertrud, der uns bekannten Geruthe, die in Ramshäll, Halle des unterweltlichen Gottes, dem uns geläufigen Geirrödsgard, vom winterlichen Harald umworben wird. Aber Jung Thor gedenkt, sich selbst sein Ehgemahl zu holen, läßt seine Rosse beschlagen und ruft als König seine in Stahl gekleideten Kampfgenossen, die mit ihm von Furcht nichts wissen, zu Hauf, sie wollen zusammen nach dem Haraldshof reiten, wohin Oden und Thor ihnen das Geleit geben. So zieht Jung Thor, die sommerliche Verjüngung seines Vaters, des Weges dahin mit glänzendem Schwert und Speer: „Stolz Gertrud muß mir nun heimwärts folgen, sonst wird sie zur Wittwe." Aber nach christlicher Vorstellung ist Jung Thor schon als im Berge auf Vongaberg hausend, nicht nur zur Winterzeit, aufgefaßt. Der Vorreiter spricht zur Gertrud: „Willst du Bergfrau (bergsdanquinna) werden? Hier draußen hält Jung Thor mit seiner ganzen Hochzeitsschaar." Stolz Gertrud schlägt ihren blauen, mit Gold und Goldschnüren gezierten Mantel um die Schultern (hon axlade kappan blå, Ther var både guld och guldsnöre): „Will Jung Thor mich von hier fortholen, dann mag er es so gerne thun." Da sah auch Harald, der selbst schon zu seiner Hochzeit hatte brauen und backen lassen, zur Thür hinaus und fragte, was da zu Wege wäre. „Hier sind in Stahl gekleidete Bergmannen und furchtlose Kämpfer. Drum wollen wir dir rathen, Harald, daß du sitzen bleibest und dein Winterskål trinkst. Stolz Gertrud mußt du dir aus dem Sinn schlagen, wenn du nicht in Gefahr kommen willst." Stolz Gertrud wurde auf ein weißes Roß gehoben: das war lustig anzusehn. Da kam auch Harald gelaufen, so gut er konnte, weil er selber freien wollte. Aber Stolz Gertrud folgte dem Jung Thor nach Hause. Beide waren froh im Herzen, und alle, die sie sahen, wünschten ihnen Heil und Glück von Thor und Oden. So sitzt nun Jung Thor auf Vongaberg und spielt mit blühenden Blumen zur Frühlingszeit. Doch Harald sitzt auf Ramshäll und bläst jetzt, nachdem der Winter mit seinem Sturmgebraus sein Ende gefunden, vergeblich in die leeren Tut-

hörner. „Die Vongabergsmannen, die nehmen die Braut ſich mit Ehren". (Vgl. das alte Volkslied Harald och Unge Thor b. Arw. 2, 170). — Doch gewöhnlich kommt es erſt zu hartem Kampf zwiſchen beiden Bewerbern. Der Wintergott erſcheint als Meergott in der Geſtalt eines Alles verheerenden Seeungeheuers, wie im Alterthum bei der Heſione und Andromeda. So im Liede Kämpen Hake (Arw. 2, 169): Der ſtarke Kämpfer Hake, dem Beowulf verwandt, vor welchem alle Streiter und Trolls unterliegen mußten, ſaß auf ſeiner Burg und träumte, daß er zum Dänenkönig eilte, ihm und ſeinem Lande aus der Noth zu helfen, und daß er dann ſo ſüß ſchliefe auf der Königstochter Arm. Und kaum war er aus der Pforte ſeiner Burg geritten, als ihm auch ſchon Knut vom Dänenkönig die Botſchaft bringt, er möchte kommen, um ihn, ſeine Tochter und ſein Land von den Meertrolls zu befreien; er wolle ihm dafür ſeine Tochter mit der Burg und mit vielem rothem Golde geben. Das dünkte ihn ſchöne Botſchaft. Er legte ſeinen goldenen Harniſch an, ſetzte ſeinen mit Edelſteinen gezierten Helm auf, gürtete ſich ſein ſcharfſchneidendes Schwert um und begiebt ſich auf die Dänenfahrt. Da reitet er, ſo ſchnell er konnte, daß der ganze Himmel unter ſeinem Roſſe erſchien, wohl wie er über das Meer fuhr (Himmelen syntes allt under hans häst). Wie er nun zum Dänenkönig kam, der hier nur vom Wintergott getrennt und unterſchieden wird, freuten ſich Alle von Herzen. Wohl bot der König ihm Wein und Meth, ſeinen Durſt zu ſtillen, aber er will erſt ſeine Luſt an den Trolls ſehn. Der König klagt: „15 ſchreckliche Ungeheuer, — es iſt die zur Bezeichnung des Winters übliche Zahl, — wären gekommen, das Land zu verheeren, morgen kehrten ſie wieder auf Hvita Slätt (Schneeebene), ihn zu tödten und ſeine Tochter zu rauben; auf ſie beiße nicht Stahl und nicht Stein: nur der ſtarke Hake könne hier helfen." Hake beruhigt den König und ergreift die Jungfrau bei der ſchneeweißen Hand: „Wenn ich euch befreie, ſo werde ich euer Mann", daß dieſe ſeiner Hülfe vertrauend, ſich an ſeine Bruſt lehnt. Als am Morgen die Sonne am Himmel aufſtieg, kamen die leidigſten Trolls aus dem Meere, aus Mund und Naſe Feuer ſchnaubend, indem ſie ihren ſchweren Körper über den

Boden hinſchleppten, mit ſolchem Gebrüll, daß die Eichen im Walde umfielen und des Königs Kämpfer eilig die Flucht ergriffen. Nur Hake blieb mit feſtem Muth. Er zog ſein Schwert, das ſtrahlte, als ob die Sonne dabei wäre (det lyste, som solen ha varit dermed), über ſein Knie, und als die Trolls gegen ihn heranrauſchten, um ihn zu verſchlingen, ſchwang er ſein Schwert um ſie und legte ſie, wie Vonved, alle in einen Ring, ſo daß er alle erſchlug und keiner entkam. Wie das der König mit ſeinen Mannen von ferne ſah, da freuten ſich Alle, doch zumeiſt die Königstochter, der Lilienſtängel. Sie ſprang dem Helden entgegen und umarmte ihn: „Du haſt nicht deinesgleichen in allem Land.“ So kehrten ſie zum Schloſſe zurück, wo Hake mit ſeiner ſchönen Jungfrau auf die Brautbank geſetzt wurde. „Sie tanzen und ſpielen mit Freudenſchall; Die Feſtluſt ertönte im Himmelsſaal. Er lehrte die Trolls das Tanzen.“ — Aehnlich iſt das Lied von Burmann und Olger Danske (Grimm Altd. Held.), nur daß es hier kein Meertroll, ſondern ein Bergtroll iſt, der als Bewerber auftritt. Burmann ſendet vom Gebirge her, wo er ſein winterliches Sonnenſchild leuchten läßt, an Iſelands König Botſchaft, um deſſen ſchöne Tochter zu werben; ſonſt ſolle er ſeine Lande mit ihm theilen oder ihm einen Kämpfer für ſie ſtellen. Die Tochter weiß keinen Rath, als daß der den Winter über gefangen gehaltene Sonnengott, hier Olger Danske, aus ſeinem Gefängniß gelöſt werde, den Kampf für ſie zu beſtehn. Sie ſelbſt zieht über ſich ihren blauen Mantel und geht zum Gefängnißthurm, wo ſie ihn bittet, für ſie gegen den Bergtrold, den ſchwarzen Burmann, zu kämpfen. Nach einigem Zaudern wegen ſeiner durch lange Haft geſchwächten Kraft, zumal er hier von ihrem Verlobten, ſeinem Stallbruder König Karl, unterſchieben wird, iſt er zum Kampf bereit, wenn er von ihr ſein Roß, ſeinen Panzer und ſein Schwert zurückerhält. So wird Olger aus dem Thurm geführt, gekleidet, geſpeiſt und gewaffnet. Es war ein harter Kampf, drei Tage wurde geſtritten, daß die Kämpfer am Abend auf dem Stein ſaßen, um auszuruhn; aber noch einmal entbrannte der Kampf, daß die Helme zerbrachen und die Schlachtſchwerter weithin ins Feld fuhren, bis Burmann todt zur Erde fiel.

Olger reitet zu der ſchönen Jungfrau: „Nehmt nun euren Bräutigam! Ich hab geſchlagen mit meinem guten Schwert den giftig-geſpenſtigen Mann.“ — Und doch iſt urſprünglich dieſer leidige Troll ſelbſt nur der winterliche Gott, der nach der Julzeit ſich zum ſommerlichen Sonnenjüngling umwandelt. Die Jungfrau dient den Winter ſelbſt acht Jahrmonde am Königshof, geht dann in den Wald und trifft einen großen Lindwurm. Der fragt ſie, ob ſie ihm aus dem Lande folgen wolle. Sie iſt bereit, wenn er ſie nicht hintergehen will. Der Lindwurm hüllt ſie in einen blauen Mantel und hob ſie auf das graue Sonnenroß. Sie ritt und er rannte neben ihr. Als ſie an ihres Vaters Schloß kamen, wollte der Vater ſie bereden, dem großen Lindwurm nicht zu folgen. Aber ſie bittet ihn, ſie ihren Gang gehen zu laſſen, wie es ihr in der Kindheit ſchon geſungen. Im Roſenhain warnen ſie ebenſo vergeblich ihre Brüder. Als ſie nun kamen zur Blumenwieſe (blomstergrönäng), wollten ſie auf einem hier bereiteten Lager eine Weile ruhn. Sie ſetzte ſich in die Blumen, ihre Thränen floſſen, ſie rang ihre Hände, legte ſich endlich nieder und der Lindwurm ihr zur Seite. Doch wie ſie erwachte und ſich umſah, da war es ein ſchöner Königsſohn, der auf ihrem Arme lag. Alles war verwandelt und Alles war gut. Sie erwachten in ſeinem irdiſchen Blumengarten, in ſeinem Königsſchloß und ſpielten jetzt den Sommer die Nächt' und all die Tage. (Arw. 2, 139; G. u. Afz. 3, 122; Mohn. V. d. Sch. 1, 81). — Aehnlich iſt die Erlöſung der winterlichen Linde. Sie war die ganze Zeit dürr und vertrocknet, dem Tode geweiht. Da ſchickt ſie ihrem Geliebten durch einen Graufalken Botſchaft, daß er ſie erlöſe. Der König ſattelt ſein Grauroß, reitet ſchneller als ein Vogel fliegt, und küßt die Jungfrau in liebender Umarmung, gewöhnlich ſonſt dreimal, daß eine holde Jungfrau draus erſproß. Die hob er auf ſein Roß und führte ſie heim in ſeine Königsburg, zog ſie auf ſein Knie und verlieh ihr als ſeiner Königin ſeine Goldkrone und ſein Königreich. (W. 10, 1; Mohn. Altſch. V. 259: Herr Magnus han springar den Linden i famn. Så hastelig en Jungfru af henne upprann). — In andrer Weiſe wird dieſer urſprüngliche Zuſammenhang dadurch angedeutet, daß der ſommerliche und der winterliche Gott als

zwei Stallbrüder einander gegenüber oder zur Seite geſtellt werden. Der eine Bruder ſpricht zum andern, er ſolle jetzt reiten, ſich ein Weib nehmen; er wolle ihm eines zeigen, doch wenn er darum bitte, ſo koſte es ſein Leben. Der Gegenſatz iſt zwar etwas verwiſcht, tritt aber darin noch hervor, daß der ſommerliche Bruder vorwärts, der andere immer rückwärts ſtrebt. Auf weißem Sonnenroß reiten ſie aus. Als ſie zur Burgbrücke kamen, gingen dort noch ſieben Wintermühlen in Menſchenblut. Der eine will heimreiten, der andere treibt voran. Als ſie kamen zum Ackerfeld, da waren noch Stäbe aus Schwertern mit blutigen Menſchenköpfen darauf, wohl von den frühern winterlichen Bewerbern, wie bei Amleths Hermuthruda. Der eine will zurück, der andere voran. So reiten ſie in der Jungfrau Hof. Sie fanden dort Wächter und verſprachen dem einen rothen Goldring, der ſie einließe. Als keiner es wagt, treibt er ſein Roß und bringt ſelbſt hinein. Die Jungfrau ſah durchs Fenſter. „Was für Fremde ſind auf meinem Hof?“ Sie ſteht draußen und kämmt ihr Haar. Er verſpricht eine rothe Goldkrone drauf zu ſetzen. Allein die Jungfrau ruft über ihren ganzen Hof ihren Mannen, ſich in Eiſen und Stahl zu kleiden, und fordert wie Brunhild ſelbſt für ſich Brünne und Schwert. „Aber dies iſt der Jüngling, den ihr bekommen ſollt.“ Noch zweifelt ſie: „Wäre es der Jüngling, den ich haben ſoll, ſo führt er das Gold, den goldenen Sommer, mit ſich auf des Pferdes, des Sonnenroſſes, Rücken.“ Doch alsbald hat ſie ihn erkannt und ruft nun ihren Dienern, Meth und Wein einzuſchenken zum Empfang ihres Geliebten. Da war Freude die Fülle. (Arw. 2, 113). — Auf der andern Seite haben wir wiederholt geſehen, daß der Jüngling oder die Jungfrau in oder von der winterlichen Gottheit gebunden, gefangen gehalten wird, ſo daß nun der Lichtgott die Erdgöttin oder die Lichtgöttin den Erdgott aus den Banden, dem Gefängnißthurm errettet und erlöſt. Da aber auch hier die Dreiheit der Auffaſſung zugleich den Gott als Meergottheit erſcheinen läßt, indem das Weltmeer Asgard von Utgard trennt und darum überſchritten werden muß, oder der Meergott in ſeiner Tiefe die Gottheit gebunden hält, ſo tritt uns auch dieſe Vorſtellung im Volkslied entgegen, wenn uns ſtatt oder neben dem Jüngling der kleine Bootsmann

erſcheint. Wir ſehen zuerſt noch wieder den ganzen Kreislauf vom Tode zum Leben im Ritter Tynne (W. 9): Es iſt nach der Winterzeit, wo die ganze Natur ſich in Tod und Schweigen verhüllt hatte. Der gar ſchweigſame Ritter reitet in den Wald, um Hirſch und Hinde zu jagen. Da ſieht er die Zwergtochter Klein Ulfwa unter der grünenden Linde, die mit ihrer Goldharfe und durch ihre Zauberrunen ſo lieblich ſpielte und ſang, daß die reißenden Thiere in Feld und Wald im Springen innehielten, der kleine Graufalk auf dem Zweige die Schwingen zum Fluge erhob, die kleinen Fiſche im Bach ihres Schwimmens vergaßen, ja die Auen und Fluren von ſolchem Zauber grünten und blühten. Auch der Ritter konnte nicht widerſtehen, er gab ſeinem Roſſe die Sporen, ſtieg vom Pferde herab und geſellte ſich der Zwergtochter unter der grünenden Linde: „Eine Roſe ob allen Lilien klar, So ſitzt ihr hier, ſchönſte Jungfrauen! Und nimmer vermöcht ein irdiſcher Mann, Euch ohne Liebe zu ſchauen.“ So iſt der Jüngling mit der Geliebten vereint, aber die Freude iſt von kurzer Dauer. Ihm ſteht noch Anderes bevor, darum heißt es hier, ſie habe ſeiner Werbung widerſtanden, da ſie nur eine Weile ſich aus dem Berge herausgeſchlichen, die Goldharfe zu ſchlagen. Schon iſt ſie in des Berg- und Zwergkönigs Gewalt, der er alsbald auch unterliegen ſoll. Denn kaum hat Klein Thora, des Bergkönigs Weib, ſie beide unter der grünen Linde geſehen, da ruft ſie die Tochter aus dem Roſenhag in den Berg zurück, und auch der ſtattliche Ritter muß ihr jetzt den Winter über, obgleich im Gedicht die Zeitmomente verwiſcht ſind, in den Berg folgen, wo er auf dem rothen Goldſtuhl in Zauberſchlaf gebannt wird. Aber die Runen haben bald keine Gewalt mehr über ihn. Von Thora aus dem Winterſchlaf erlöſt, erhält er nicht zwar die noch winterliche Ulfwa, ſondern von ihr unterſchieden, Thoras Schweſtertochter in Island, die ins Bernerland des Winterebers entführt, jetzt dort dienen muß und von des dortigen Winterkönigs Neffen umworben wird. So wird er nun von der ſelbſt in den Berg geraubten Thora-Ulfwa ausgeſendet und ausgeſtattet zu ſeiner Fahrt. Die Mutter giebt ihm ein neues, mit Gold, Perlen und Edelſteinen geſticktes Gewand, dazu das Sonnenroß mit ſchönem

Sattel, das immer den richtigen Weg wandelt. Von der Tochter erhält er das gute Schwert und eine Lanze, womit er immer den Sieg, und ein Schiff, womit er immer den Hafen gewinnt; zuletzt noch einen Becher Wein mit der Mahnung, nun ſchnell davon zu reiten, ehe der Bergkönig komme. Die beiden Bergkönige begegnen ihm im Walde, laſſen ihn aber ruhig reiten, da ihm ſchwerer Kampf im Iſeland bevorſtehe. So trifft er im Walde ſieben berniſche Ritter, erſchlägt des Königs Neffen mit den ſechs Kämpen, erſchlägt auch die Wölfe und Bären vor der Schönen Hochgemach, daß er nun die untadlige Maid, die hier ſo lange gefangen lag, erlöſte und zu ſeliger Freude mit ſich vermählte. — Oder Ritter Tune hat ſeine Tochter in ein fremdes Land, nach Utgard vermählt, wo aber alsbald die ſchöne Braut in Ketten und Banden gelegt wird. Wie ſie nun zur Julzeit aus dem Fenſter ſieht, erblickt ſie den Raben Rune und bittet ihn, daß er ihrem Vater und Geliebten Botſchaft bringe, ſie wolle indeß ſeiner Jungen an ihrer Bruſt warten. Im Roſenhain traf der weiſe Rabe den Ritter mit ſeiner Botſchaft, für welche ihm jetzt noch zur Winterzeit, zur Nahrung für ſeine Jungen, mit Waſſer und Wind auf der Mühle Weizenmehl gemahlen und Brod gebacken wurde. Dann geht Ritter Tune zum Stall, ſeine Fohlen zu beſchauen, und erwählt ſich ſeinen jetzt noch winterlich furchtbaren, dunkelbraunen Black, der ſich freilich bald zum glänzendweißen Schimmel wandelt: ihm legt er den Goldſattel auf. So kommt er vor des Grafen Thor geritten. Keiner wartete ſein, ihm Einlaß zu geben. Da fängt Braunblack zu wiehern an, daß die Mauern erzitterten und Alle zum Hauſe herauskamen. Als er vom Grafen hört, daß die Tochter in Ketten liege, ſchlug Braunblack mit dem linken Bein, daß die Eiſen in Stücke zerſprangen. Die Tochter fragt den Grafen, ob ſie nicht ſeinem Vater ein Pferd mit vergoldetem Sattel, ſeiner Mutter zwei Goldgürtel mit ſeidener Kappe, ſeinem Bruder ein laufendes Schiff mit den Rudern, den Schweſtern je einen mit geſponnenem Gold und mit der feinſten Wolle gefüllten Goldſchrein, kurz alle ſommerliche Herrlichkeit gegeben. Er will aber ſeine winterliche Grauſamkeit mit ihrer angeblichen Untreue rechtfertigen. Der Tod wird dem Grafen

in unſerm Liede erſpart. Der Ritter ſetzt die Braut auf ſeinen Black und reitet mit ihr heim (G. u. Afz. 2, 59; Mohn. Altſch. 24), vgl. S. 244, wo im däniſchen Lied König Waldemar an die Stelle des Ritters getreten iſt. Der König reitet mit ſeinem Black durch den Sund, benimmt demſelben aber dadurch, daß er ſeinen Namen nennt, die Kraft, daß er ſeinen Herrn in's Meer verſinken läßt, während er zu ſeiner Zeit ſelbſt zur Rettung der Prinzeſſin eilt. Wie er zum Ramund Rune — das iſt eben ſelbſt der winterliche Gott in des weiſen Raben Geſtalt, da Ramahamn das Rabenkleid, Ramne wie Rafne der Rabe bedeutet — auf den Hof kam, war der Scheiterhaufen für die Königstochter ſchon errichtet. Sie erkannte ſogleich den alten Gam, der ihr früher den Brief gebracht. Da ſchlug Black den Ramund Rune vor den Fuß, daß er in ſeinem Herzblut am Boden lag. Dann nahm er die Prinzeſſin auf den Rücken, zog, wie er nach dem Sunde kam, ſchnell auch den König Wallemo heraus, und brachte ſie beide nach Hauſe. Hier erſt verließ ihn ſeine Kraft, er ſtürzte zu den Füßen ſeines Herrn nieder, da eben an die Stelle des winterlichen Sonnenroſſes Gullfaxi das weiße ſommerliche Sonnenroß Sleipnir getreten war. — Umgekehrt wird auch der gefeſſelte Gott von der Geliebten gerettet. Der Ritter tauſcht den Apfelſchimmel ein, den er erſt in Lindbys Fluth zu tränken braucht. Aber wie er nach Lindby reitet vor des winterlichen Königs Thor, erkennt dieſer ſeinen eigenen Grauſchimmel, den er für den Winter dem Reiter, der ihn ſelbſt nur geſtohlen beſitze, abnimmt. Ihn ſelbſt legt er tief im Norden in den blauen Thurm in Feſſeln. Jedoch zu ſeiner Zeit eilt ein kleiner Bootsmann — wir kennen ihn als Fergen Godmund, in welchem zwar an ſich der winterliche Gott noch ſelber ſteckt, aus dem ſich dann ſpäter der ſommerliche entfaltet — nachdem jener ihm ſein halbes Königreich zum Lohn verſprochen, über die Meeresfluth, der ſchönen Lichtjungfrau Kunde zu bringen, daß der Ritter morgen den Tod erleiden ſolle. Da iſt kein Zaudern. Sie ſelbſt läßt ſich ihren Schimmel ſatteln und all ihre 12,000 Kämpfer rüſten. So reitet ſie vor des Königs Thor, der ſie für einen Ritter hält und ſie mit Meth und Wein begrüßen will. Aber ſie verlangt nur, ſeinen Gefangenen zu ſehn. „Mein

Schloß, das liegt ſo hoch oben im Nord, Daß nimmer ein Ritter kann nahen dem Ort." Aber ſie droht, das Land und den König zu verbrennen, wenn ſie ihn nicht mit Gold und Gut löſen könne. Als nun der König durchs Fenſter all ihre Bewaffneten ſah, da ließ er den Ritter aus dem Blauthurm löſen. Dennoch wurde das winterliche Reich des Königs mit Feuer verheert (W. 16). — Aehnlich iſt W. 33 vgl. Arw. 2, 96: Die Jungfrau geht in den Stall die Roſſe zu muſtern, die weißen und die grauen, ſattelt von allen das ſchönſte, ihren Brandfuchs, und reitet vor des Königs Thür als deſſen Geliebte. Aber der König iſt zum Thing geritten, ſeinen Gefangenen jetzt zur Julzeit zu richten. Sie wendet ihr Roß oder zieht ferthin zum Norden und ſieht plötzlich den gefangenen Bruder, der 15 Jahre, den Winter hier gelegen, obwohl dies eigentlich der winterliche König ſelber iſt. Sie ſtößt, wie oben Black, mit dem Fuß an die Thür, doch die harten Riegel widerſtanden; ſie ſtößt zum zweiten Mal, und ſie weichen. Dann beſänftigt ſie ihr bisher winterliches Roß, hebt den Bruder hinauf, ſchwingt ſich ſelbſt in den Sattel und reitet von hinnen. Wie ſie nun ſchon zur Frühlingszeit auf die blumige Trift kam, trifft ſie den König mit ſeinen Mannen und ſagt ihm, ſie habe den reichen Gefangenen mit ſtarker Hand aus der Feſſel und dem Schloß errettet. „Klein Chriſtel ſaß zu Roſſe hoch Und ſchnell wie der Wind von dannen flog." — Die Beziehung auf die Fluth tritt auch ſonſt hervor, beſonders eigenthümlich ſchön in W. 14: Der Jüngling reitet vor des reichen Grafen Thor und beredet deſſen Tochter zur Flucht, indem er ihr die ſieben Goldberge verſpricht. Er beſänftigt ſein Grauroß, hebt die Jungfrau hinauf und kommt zum Meeresſtrand. Das Roß ſpringt in die Fluth und ſchwimmt wohl 100 Meilen bis zum nächſten Strand, wo es ein Felsgeſtein erklimmt, um ſich zu ruhen. Dann ſtürzt es ſich von Neuem hinein und hält nicht eher an, als bis es in des Ritters Land kommt, erklimmt den Strand und ſchüttelt die Meeresfluth ab, während auch die Maid ihre Gewänder ausringt. Als ſie nun zum dichten Walde gelangen, da ſahen ſie die Goldberge (Gladsheim) im Sonnenlicht glimmen. Die giebt er jetzt zur Sommerzeit der Jungfrau, reitet mit ihr auf ſein

Schloß und hebt ſie vom Grauroß. Er zieht ſie auf ſein Knie und verlobt ſich mit ihr durch die Goldringe, ſie liebend umſchließend, indem er ihr die Goldkrone bietet und ſie als Königin begrüßt. — Daß aber dabei auch die winterliche Königin mit der ſommerlichen urſprünglich gleich war, tritt eigenthümlich bezeichnend in einer Faſſung hervor, wo die Trennung und der Gegenſatz ſchon in der Entwicklung begriffen erſcheint. Der Ritter kommt an den Meeresſtrand und entführt die ſich ſträubende Jungfrau ihrer Mutter zur Winterzeit in ein fernes Land, wo er acht Jahre, wie wir wiſſen, den Winter, mit ihr lebt und ſieben Kinder hat. Aber im neunten Jahr nach der Julzeit buhlt er um eine andere, zur Mißbilligung ſeiner Mutter. Indem nun die Gattin zum Hochgemach hinaufſteigt, ſich hier mit dem blauen Mantel ſchmückt, wird ſie ſelbſt ſchon aus der winterlichen zur ſommerlichen Königin. Sie ſteigt auf die hohe Mauer, — wir denken an die Teichoſkopie der Helena in der Ilias — die prächtigen Ritter zu ſchauen. Und wie ſie fern aufs Meer hinausſieht, erkennt ſie die von ihr ſelbſt einſt in ihres Vaters Reich gewirkten Wimpel auf den heranſegelnden Schiffen. Ihr Gemahl fordert, ſie ſolle der neuen Braut wie die andern auch Geſchenke ſpenden. Da verſpricht ſie derſelben ihre vertretenen Schuhe, dazu all ihren Kummer und Schmerz, wohl auch die ſieben Söhne und die ſieben Mühlen, was Alles dem Winter gehört, aber nimmer die Goldkrone, die ſie einſt von ihm empfangen. So tritt ſie ins Brauthaus und miſcht den Becher Wein, den ſie nimmt, mit ihren herabfließenden Thränen. Und als nun die neue Braut ihres Schmerzes Urſache erfuhr, erkennt ſie alsbald in ihr die einſt geraubte Schweſter, giebt ihr die Goldkrone vom Haupt, das Goldband vom Buſen, die Goldringe von der Hand zurück und will ſogleich zur Mutter, ihr dieſe Kunde zu bringen. Doch wird ſie jetzt ſtatt mit dem König mit einem Bruder deſſelben vermählt. So war Freude die Fülle (W. 11). — Wir führen nur noch in Kürze an, wie ſich die winterliche Magd ſelbſt in ähnlicher Weiſe zur Königin wandelt. Der König ſteht im Hochgemach und hört den wunderherrlichen Geſang der Hirten- oder, wie oben, der Mühlenmagd. Er läßt ſie zu ſich rufen, obwohl ſie nur ihr Winterkleid von grauem

Vadmal trägt. Alsbald ſpringt ſie jetzt die Treppe hinauf, daß die rothe Goldſpange auf dem Marmor klirrt. Der König nickt ihr freundlich zu und fordert ſie auf, ein Lied zur Goldharfe zu ſingen. Aber ſie weigert ſich, auch als er ihr ein Haus, das rothe Gold, den trefflichſten Ritter, ſeinen Bruder, zuletzt ſein halbes Königreich bietet. Erſt als er den jungen König, ſich ſelbſt in ſeiner Verjüngung verſpricht, iſt ſie bereit. Sie greift in die Goldharfe, daß beim erſten Schlag dem König das Herz im Leibe lacht; beim zweiten ward das Herz des Königs zum Weinen gebracht; beim dritten müſſen des Königs Mannen tanzen vor ihr und beim vierten tanzten die Gräſer, die Halme zumal: genug ſie ſpielt die Orpheusleier, die aus dem winterlichen Tode überall das ſommerliche Leben weckt, weil ſie ſelbſt die zwar noch verhüllte ſommerliche Lichtjungfrau iſt. Und der König gar zärtlich die Jungfrau umſchließt, Die Goldkron er beut und als Königin ſie grüßt. „Und bin ich gereiſt über Waſſer, über Land, Daß Iſelands König ſei mein genannt.“ So iſt hier der winterliche König und Königin zum und zur ſommerlichen gewandelt. (W. 42, 1 u. 2; Mohn. Altſch. 26 u. 27). — Aehnlich, nur anders gewendet iſt das Verhältniß im Folgenden. Die Jungfrau ſitzt im Hochgemach und wirkt feines Gold. Da guckt ein kleiner Bootsmann herein. Sie fordert ihn auf, mit ihr Goldwürfel zu ſpielen: er ſolle nur ſein Winterkleid, ſein grau Jäcklein einſetzen gegen ihre zwei Goldringe; ſie gewinnt: dann ſein Hütlein gegen ihre Goldkrone; ſie gewinnt wieder: dann ſeine Strümpflein und Schuhe gegen ihre Ehre und Treue. Aber da gewinnt der Bootsmann. Wohl will ſie ihn jetzt durch ein Schiff, dann durch ein ſeidenes Hemdlein, durch die Hälfte ihres Königreichs abkaufen, doch vergebens. Er fordert, was er gewonnen, da alles andere jetzt doch bald in ſeiner Gewalt iſt. Sie geht in ihre Kammer, ſich voll Traurens zu ſolcher Hochzeit die Haare zu kräuſeln. Da ſpielt er mit ſeinem Sonnenſchwert und giebt ſich ihr als Königsſohn zu erkennen: „Ich bin der beſte Königsſohn Auf Englands grünen Auen.“ Sonſt heißt es gewöhnlich: „Das winterliche Kleid, den zerriſſenen Rock warf er ab in Haſt, Darunter der golddurchwirkte ſaß, Den verbognen Hut warf er ab in Haſt, Darunter die rothe Goldkrone ſaß.“ (W. 22). —

Aber auch hier findet ſich beſtätigt, ſo ſehr der Kampf in der Natur zwiſchen Sommer und Winter in immer neuen menſchlichen Lebensformen ausgeſtattet und geſchildert wird, die ſelige Freude der ſchönen Frühlings- und Sommerzeit, der höchſten Herrlichkeit im Naturleben wird meiſt nur in kurzen Zügen dargeſtellt. Vom Glück läßt ſich eben nicht viel ſagen; es will empfunden und genoſſen ſein. Sinnig zart wird aber auch ſonſt noch das Verlöbniß und dann die Wiederkehr der ſchönen goldenen Zeit gedacht. Die Jungfrau ſoll zur Julzeit von dem kalten Brunnen Waſſer holen. Sie hatte jetzt in ihre dünne Schneedecke gehüllt, ein ſchneeweißes Hemdlein an, durch welches noch die Sonne ſchien. Sie ſchaute hin und her und glaubte allein zu ſein. Da kam ein Jüngling geritten und bat um ihre Liebe, ſie ſolle ihm über die Haide folgen. Sie iſt bereit, wenn er ihr drei Roſen bringt, die in dieſem Jahr und, wie es im deutſchen Liede heißt, zwiſchen Weihnachten oder Faſtnacht und Oſtern gewachſen ſeien und auf ihren eigenen Wurzeln ſtehen. Denn freilich vollzieht ſich die Vermählung zwiſchen dem Lichtgott und der Erdgöttin doch immer erſt im belaubten Hain, unter der grünen Linde, im Roſenhag, auf der Blumenwieſe zur Maienzeit, wenn der Sonnenjüngling auch bereits von Weihnachten an um die Liebe der anfangs noch ſpröde widerſtrebenden Jungfrau wirbt. So macht ſich denn der Sonnenjüngling auf und reitet über Berg und Thal, die drei Roſen zu finden, die er ſelbſt zwar erſt geſtalten ſoll. Endlich hat er dreie gefunden oder, wie es in der allmählichen Umbildung und zuletzt ſcherzhaften Wendung heißt, er fand eine ſchnelle Malerin, die Sonne, deren drei Töchter eine in Roth, die andere in weiß, die dritte in allerhand Farben malte, die malten ihm die Roſen. Da ließ er ſein Rößlein ſpringen, kehrte zu ihr zurück, warf ihr die drei verlangten Roſen in den Schooß und vermählte ſich mit ihr. (Arw. 2, 130; vgl. die Winterroſen bei Erk D. Lied. 151; Uhland V. 113). — Anders wird der Gedanke ſonſt in Beziehung auf den Lichtgott gewandt. Die Jungfrau will von keinem Freier wiſſen, wenn er nicht fliegen kann. Das erfuhr ein Jüngling auf Haneland. (Dies ſcheint wie Ramshäll, Ramund, da auch hier beim Harald der Zuſatz Haneland ſich findet (vgl.

Arw. 2, 482), eine Bezeichnung von Utgard als Wohnung des winterlichen Hahns und Raben, die ſich in der Julzeit zum ſommerlichen wandeln.) Der Jüngling hatte fünf Goldringe, ließ ſich daraus Flügel machen und ſich befeſtigen. So flog er mit den goldenen Sonnenſchwingen, wie einſt Ikarus-Dädalus, über den Roſenhain, wo ſonſt die Vögel ſich ruhen, flog über das Meer, wo andre Vögel verſinken, ſetzte ſich nieder auf dem Lilienzweig und flog weiter, bis er im grünen Walde in dem Arm der Jungfrau ruhte. (Arw. 2, 112). — Wir ſchließen mit der rührenden Wiederkehr der Kinder zur Mutter in der Sommerzeit. Die beiden Königstöchter waren fortgeſtohlen, geraubt worden ins fremde Land zur Winterzeit, als ſie noch klein waren. Da ſie größer wurden, erfuhren ſie, woher ſie gekommen, und wollten wieder zu Vater und Mutter zurück. Früh zur Nachtzeit gingen ſie fort. So kommen ſie in ihrer Armuth als Bettelkinder in des Vaters Hof und fragen jetzt noch vor der Oſterzeit, ob die Königin zwei Dienſtmädchen gebrauchen könne. Sie ſollen herein kommen. Wie die zarten Jungfrauen bei der Königin eintreten, erbleicht ſie und fragt, was für Arbeit ſie könnten. Sie können brauen und backen, können ſticken und weben. Die Königin läßt ihren Goldſchrein holen und giebt ihnen daraus Seide und Silber und Gold. So ſitzen ſie nun und weben geſchäftig — wir ſehens draußen in der Frühlingspracht, im Sommerglanz — den Mond und die Sonne, den Himmel und die Erde, ſie weben das Gewebe mit Sternen beſät, und auf der ſchwarzen Erde die ſchönſten Roſen. Dann webten ſie zuletzt ihren Namen hinein und wo ſie der Räuber gefunden hatte. So trugen ſie das Gewebe zur Königin hinein. Die freute ſich der ſchönen Arbeit. Aber ſie wollten keinen Lohn, als nur alle Tage ihr dienen. Da verſprach die Königin der Aelteſten, ſie ſollte ihr die Schlüſſel bewahren, und die Jüngſte ſollte den Königsſohn haben. „Wohl will ich euch gerne die Schlüſſel bewahren. Aber kann auch die Schweſter dem Bruder ſich vermählen?“ Da ward große Freude allzumal, daß Eltern und Kinder ſich wiedergefunden. (Arw. 2, 114). — Das iſt in Kürze die mythiſche Bilderſprache, der Bilderkreis von dem wechſelvollen Leben der Natur beſonders aus dem nordiſchen Volkslied.

Schluß.

Der Jahreskreis liegt geschlossen vor uns, den wir im vielgestaltigen, anmuthsvollen, gedankenreichen Spiegel des Göttermythus, der Heldensage, der Volksdichtung im engen Anschluß an die Amlethsage betrachtet haben. Wir haben erkannt, wie tiefsinnig und reichhaltig, wie vielumfassend und weitverzweigt in solchem Zusammenhang, in solcher Beleuchtung dieselbe erscheint, wenn sie auf den ihr zu Grunde liegenden Naturmythus zurückgeführt wird. Zugleich ist uns bei der Darstellung der Sage und ihrer Deutung das ursprünglich einheitliche Götterwesen der nordisch-deutschen Völker, wenn nicht in seiner ganzen Entfaltung, doch nach dem Maaß der je ausgebildeten Culturentwickelung in den wichtigsten Momenten entgegengetreten. Wir haben gesehen, wie Gott und Göttin tief in das den deutschen Völkern des Nordens eigenthümliche Naturleben hineingezogen, mit demselben identificirt, an den Kreislauf und Wechsel des Jahres gebunden, sich in allen einzelnen Erscheinungen zugleich als Licht- und Erd- und Wassergottheiten darstellen, wie sie in alle Gestaltungen des Erdenlebens zur Winter- und zur Sommerzeit, vorzüglich auch in Rücksicht auf den Anbau und die Ackerbestellung eintreten, wie sie alle Einzelmomente und Verwandlungen des Wachsthums im Getraide und in der Frucht an sich selbst zur Erscheinung bringen, alle Verarbeitung und Verwendung der Früchte und der Ernte in ihrem Wesen und Leben begleiten und wie sie mit ihrem Naturleben in sinniger Symbolik und anthropomorphischer Umbildung auch das ganze Menschenleben nach all seinen mannigfaltigen Beziehungen im Krieg und Frieden, im öffentlichen und privaten Verkehr gestalten und darstellen, so daß sie darum selbst vorzüglich geeignet sind, die jeweilig ausgeprägte Form des Culturlebens in dem geschichtlichen Leben des Volks zum Ausdruck zu bringen und erkennen zu lassen. Wir haben dabei wahrnehmen und beobachten können, wie diese Göttergestaltung vor Allem die indogermanische Völkerfamilie in ihren Hauptvertretern, dem griechischen und deutschen Volk, fast schon von der Wiege an als Spiegelbild ihrer allmählich fortschreitenden Entwicklung, ihres eigenthümlichen

Gefühls- und Gedankenlebens in einer wunderbaren Fülle verwandter Auffassungen und Anschauungen begleitet und sich in immer neuer symbolischer Ausprägung des jährlichen Naturverlaufs mit ihren vielfachen Verzweigungen durch die ganze Culturentwickelung, namentlich unseres deutschen Volks, durch alle Dichtung und Geschichte, mehr als man gewöhnlich ahnt, verflochten hat. Wohl mag es uns darum anfangs, wenn wir in die weit ausgedehnte nordisch-deutsche Sagendichtung eintreten, so vorkommen, als breitete sich ein großer, unabsehbarer, vielverschlungener Zaubergarten vor uns aus, in welchem wir, je weiter wir uns vertiefen, nur um so schwieriger zurechtfinden. Ist uns aber erst das rechte Verständniß aufgegangen, ist uns, wie dem Siegfried der Sage, erst das Band der Zunge gelöst der Schlüssel für die sinnig und kunstreich gestaltete symbolische Bildersprache und Runenschrift gefunden, dann wandelt sich auch für uns alles verworrene Dornengestrüpp zu anmuthsvollen Rosenhecken, die je länger je mehr eine vertrauliche, immer neu anziehende Zwiesprach mit uns halten, und wie vor dem Sonnenjüngling thun sich allmählich auch für uns alle sonst verschlossenen Pforten und Pfade von selber auf. Und es ist der Mühe werth, aus der unerschöpflich reichen Gestaltung und Verzweigung der nordisch-deutschen Sagendichtung zu erkennen, wie treu, wie innig anschmiegend, wie gedankenvoll zumal unser deutsches Volk von je her und zu aller Zeit das wunderbare, gotterfüllte Walten und Leben der Natur in den tiefsinnigsten Bildern aufgefaßt, diese in seiner Götter- und Heldensage niedergelegte Naturauffassung allmählich mehr geistig und sittlich vertieft und zuletzt durch allmähliche Umdichtung den vollkommneren christlichen Anschauungen und Gedanken, Lehren und Gestalten liebevoll angepaßt und eingereiht hat, so daß dadurch in der That vielfach das dunkle, unbewußte Ahnen und Suchen der ewigen Wahrheit zur oft überraschenden, wirklichen Erfassung und Erfüllung hinübergeführt ist.

Halle, Buchdruckerei des Waisenhauses.